Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

6. Jahrg. – Nr. 49 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 5. Dezember 1937
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Pakete mit Liebe

Von Felix Riemkasten

Es ist einfach nicht wahr, daß es so ist; es ist ganz anders. Wer das nicht erlebt hat, wer das nicht empfinden kann, der ist zu bedauern, leid tun kann einem so ein Mensch. Das sind dann die, die schon meinen, sie hätten einem etwas geschenkt, wenn sie einem etwas schenken. In Wirklichkeit ist es aber gar kein Geschenk gewesen, es war nur etwas eilig Hingeschmissenes, ein Gekauftes, ein Abgeliefertes. Ein richtiges Geschenk will ausdrücklich geschenkt sein. Und was ist das, „schenken!"?

Von dem Muß-Geschenken wollen wir hier gar nicht reden, von jenen Geschenken also, die man machen muß, denn macht man sie nicht, so wird man bald sehen, was man davon hat. Aerger und Aufregung und eine lebenslängliche Nörgelei hat man davon. Um das zu vermeiden, geht man hin, kauft etwas, packt es ein, schickt es ab oder trägt es selber hin — die Hauptsache ist, daß es von dir abgeliefert worden ist. Das sind die Muß-Geschenke.

Wie aber steht es mit jenen Gaben, die du tatsächlich hast geben wollen, gerne gegeben, mit Freuden gegeben? Jene Sächelchen, die dich vorher halb krank gemacht haben bei der Qual der Wahl? Da ist Ernestine, nicht wahr, und wenn du dir vorstellt, daß Ernestine also so sitzt, so für sich hin, sie ahnt noch gar nichts, und du, du reibst dir schon die Hände, du hast eine verflixte und beinahe bis an Rührung grenzende Vorfreude bei dem bloßen Gedanken an Ernestine, und gut sein willst du ihr (vielleicht sogar allerlei wieder gutmachen, wie?) — und da also, aus dieser Stimmung einer Seele heraus, gebiert sich das wahre, echte, richtig schöne Geschenk . . . für Ernestine. Es soll ihr gegeben sein, Freude soll es wecken, eine Hilfe soll es ihr geben, gut sein soll es, es soll zum mindesten einen Gruß bestellen von Seele zu Seele, von Mensch zu Mensch.

Oder die lieben Kinder wollen ihren lieben Eltern eine Freude machen. Sie ahnen diesmal wohl zum ersten Male, was das all' die Jahre hindurch auf sich gehabt hat an Uebermenschlichkeit: Eltern sein, Kinder haben, Kinder durchbringen! Und nun schämt man sich förmlich, erst heute zu solcher beginnenden Einsicht zu gelangen. Man steht ganz ärmlich da vor ihrem langen Leben und weiß nicht, wie man es anfangen soll, ihnen mit diesem Paketchen hier sozusagen sagen zu wollen . . . zuzuhauchen, nicht wehr . . ., daß sie so gute Eltern gewesen sind. Und dies also nicht etwa als Dank, sondern . . . na, das wißt ihr, wie.

Und eine alte, schier vergraute, einsame Mutter, die nichts hat als ihre übergroße Liebe, ihre weltweite Erinnerung an altvergangene Tage — sie sagt sich: „Und ein Paket schicke ich ihnen doch! Auch wenn sie es zehnmal verboten haben, ich soll das nicht!" Und nun ertütert und klamüstert sie sich irgendeinen winzigen Murks aus, den sie schenken wird. Das Porto ist bald mehr wert als der Inhalt, denn Arbeit rechnet eine Mutter nicht.

Und das kommt nun an.

Es wird euch aufs Herz schlagen wie mit Hammergewalt.

Für alle diese Geschenke — denn dies allein sind die wahren Geschenke — kommt nun das Wesentlichste hinzu, das Eigentliche, das ganz Große, das simpel und selbstverständlich offen ist für alle guten Herzen und ewig zugänglich für alle, die so guten Herzens leider nicht sind. Die Art, wie. Der Bogen dabei. Feine Leute sagen „die edle Geste", Populär gesprochen: Schon allein die Art, wie es eingepackt ist. Mit Papier. Mit Sinn. Mit Tannengrün. Mit Liebe. Mit Verständnis, mit Zartsinn, mit einem Geschmack, der aus dem Gefühl kommt, beileibe nicht aus dem bloßen Geschick.

Hannelore hat keine Sorgen — dafür aber ein Herz voll Lebensmut (Foto: Fritz Carl)

Zwei Paar grobe Strümpfchen für das Kleine hat Großmutter gestrickt. Mit ihren zitterigen, tränigen alten Augen, mit ihren knotigen, harten Fingern, und ob man die Strümpfe tragen kann, das weiß Gott, denn in der Mode sind solche Strümpfe nicht. Aber Großmutter hat nichts anderes machen können. Und solide sind die Strümpfe, es wäre überhaupt manches besser in der Welt, wenn man solche Strümpfe aus dicker Wolle ungeniert zu tragen wagte. Aber nicht darum geht es uns. Nein, das Unvergeßliche an dieser Gabe liegt in der Verpackung. Hier sieht man, welche Summe von Liebe in dem alten Herzen lebendig ist. Wer kann das je vergessen, ja, wer könnte das nur einmal ermessen? Wir, die wir so kalt und spöttisch, so mißtrauisch und so weltklug sind? Hat die alte Frau da also den Pappkarton innen ganz weich ausgelegt mit einem Seidenpapier, das mit Wolle gefüttert ist. Dann hat sie kleine goldene Sternchen hingestreut, dann ein paar grüne Zweiglein und vier kleine Pfefferkuchen. Danach kommt eine Lage Seidenpapier, hübsch bestreut mit Mustern weihnachtlicher Art. Noch einmal Pfefferkuchen, fünf Stück, und endlich dann die Strümpfe. Zugebunden mit einem Goldband, oben darauf ein Herz. (Ach, als ob nicht ohnehin schon alles „Herz" wäre. nichts als Herz!) Und oben drauf der Brief, den sie an uns geschrieben

„Meine lieben Kinder!"

— — — Seht ihr, sie könnte dieses Paket nie anders als zu Weihnachten geschickt haben. Es ist kein Paket. Es ist etwas ganz anderes.

Wir können es nicht alle, und nicht immer so schön machen, wie Großmutter es gemacht hat. Wir können nicht jeden, den wir beschenken wollen, in solchem Ummaße lieben und lieben, wie Großmutter, die sich mit ihrem ganzen Leben an uns klammert, aber einen Teil davon . . .

Ein hübsches Päckchen könnten und sollten wir allemal noch zustande bringen. Es muß von selber sprechen können, das Päckchen. Es muß sagen können: „Das hier sollst du haben. Es ist nicht nur so herausgekauft aus dem Laden, wir haben auch erst einmal selber unsere Freude daran gehabt, haben es dann eingepackt, und das Einpacken war uns keine lästige Arbeit, sondern ein kleines Fest, ein kleines diebisches Vergnügen. So, wie wir es hineinpraktiziert haben, Blatt für Blatt, mit Zweiglein und Papier geziert, bestreut mit hübschen, lieben Zutätlein, so wirst du es nun auspacken, immer langsam, immer achtsam, und vielleicht wirst du dabei vor dich hinmurmeln: „Gott, nein, aber wie das hübsch ist, so nett, so lieb!" Und wenn du dabei sachte ahnen kannst, wie sehr es uns gefreut hat, dann . . . ja, dann hat es uns gefreut, und dann war das Geschenk Gott sei Dank auch wirklich ein Geschenk, auch für dich!

Rundfrage an alle, mit einem zwinkernden Auge: „Begriffen?"

Totenmesse eines Unbekannten

Zum Todestag Mozarts am 5. Dezember

Von Gustav Christian Rassy

Am 30 September des Jahres 1791 ging in Wien zu später Abendstunde, es mochte wohl schon auf Mitternacht gehen, ein schneller, stiller Mann vom Theater nach Hause. Es war der Kapellmeister und Komponist Wolfgang Amadeus Mozart, dessen „Zauberflöte" an diesem Abend zum ersten Male aufgeführt worden war, und die dem Meister nach mancher Schlappe, die er in den letzten Jahren hatte verwinden müssen, wieder einen starken Erfolg gebracht hatte.

Was wollte der aber schon viel besagen! Man hatte geklatscht, daß ihm die Ohren davon weh taten, und ihn wieder und wieder hervorgerufen; aber er kannte dieses Klackerfeuer der Wiener, das immer schnell verglüht war, und er kannte auch seinen Textdichter, Schikaneder, der sich besser noch als auf das Verfeschreiben, auf das Geschäftemachen verstand. So würde es auch diesmal wieder sein. Für jenen der Verdienst, und für ihn erneute Zudringlichkeiten roher und taktloser Gläubiger, die ihm die Tür stürmen würden, weil er doch einen so großen Erfolg gehabt hätte.

In der weichen Herbstnacht überkam ihn ein Frieren, und er hüllte sich eng in seinen abgetragenen Mantel. Es hätte schon längst ein neuer her müssen; aber wie denn, wo er die Miete schuldete und kaum das Nötigste zum Essen kaufen konnte. In allen Straßen pfiff und sang man seine Melodien, aber es lieh ihm keiner auch nur einen einzigen Gulden. Dieser Herr Mozart machte so manchmal eine ganz schöne Musik, wenn er lustig aufgelegt war, aber er war halt doch ein leichtfertiger Geselle bei dem man vorsichtig sein mußte. Es ekelte ihn, wie er an diese Pfefferküchler dachte, und er schüttelte die Erinnerung an sie ab wie ein lästiges Insekt. Er dachte wieder an seine Oper und freute sich noch einmal über das Feuer und den Glanz, mit dem d. Orchester das Finale gespielt hatte.

So kam er zu seiner Wohnung in der Rauhensteingasse, schloß auf und stieg die knarrenden Stiege hinan. Es erwartete ihn niemand; denn Konstanze, seine Frau, war vorübergehend bei Verwandten, und einen Diener hatte er sich schon seit langem nicht mehr halten können. Als er Licht gemacht hatte, stand er eine Weile unschlüssig vor dem mit Noten überhäuften Arbeitstisch.

Die vom Dirigieren müden Arme unter dem Kopf verschränkt, sprach er halblaut in das Dunkel: „Komm, Schlaf, du bist der treueste Freund."

Doch er fand keine Ruhe, und wenn ihn vorhin auf der Straße gefroren hatte, so durchglühte ihn jetzt eine Hitze, als ob er etwas Giftiges getrunken hätte. Dazu wieder diese herabeegenden Stiche in der Brust, die ihn schon seit langen Wochen quälten und ihm zu seinem großen Verdruß die Arbeit oft unmöglich gemacht hatten. Nur das nicht wieder! Er hatte noch so viel zu schaffen und war noch keine 35 Jahre. Die „Zauberflöte", ja, das war ein Schritt voran gewesen und nun waren seine Gedanken wieder im Theater; aber wenn er an den Beifall dachte, waren es nicht die Menschen, die am lautesten klatschten und riefen, die ihn mit Freude erfüllten, sondern die anderen, bei denen er Ernst und Ergriffenheit in den Augen gelesen hatte. „Der stille Beifall ist es", sprach er erneut vor sich hin, „und der muß immer größer werden. Dafür will ich schaffen."

Dann verwischten sich die Bilder. Er sah den tumultlichen Schikaneder als Papageno auf der Bühne herumhüpfen, den Hornisten, der ihn wegen eines falschen Einsatzes mit einem schuldbewußten Blick um Vergebung bat, dann hörte er Konstanzes Stimme, die ihm sagte, daß der Metzger nun nicht mehr länger auf sein Geld warten wolle und zwischen Traum und Wachen klang ein Thema in Moll in seiner Seele auf. Er wollte es fassen; aber es verging in einem Nebel. — Er schlief.

Am nächsten Morgen erwachte er leidlich erfrischt, wenn ihn das Gefühl der Schwäche auch nicht verlassen hatte und auch das Stechen in der Brust geblieben war. Draußen stand ein grauer, nasser Herbsttag, und während er sich ankleidete, sagte er: „Seltsam, es ist doch noch gar nicht richtig Herbst, und die Luft schmeckt schon nach Sterben und Verwesung." Doch was sollten ihm solche Gedanken. Das Wetter konnte er nicht ändern, und er wollte arbeiten, viel schaffen und nur keine Stunde Zeit verlieren.

Er trat ans Klavier und schlug einige Takte an. Sie mißfielen ihm. Der Henker sollte dieses Stocken holen. Dann ging er wieder an den Tisch und sah auf das Notenblatt. „Wenn ich nur die Empfindung wieder hätte, die mich erfüllte, als ich das Opus begann. Genie ist Gnade. Wo ist die? Wo finde ich sie? Ach fühle mich so leer. Bin ich gar am Ende?" Da, wieder das Stechen in der Brust und die aufsteigende Hitze.

Er wollte just ans Fenster gehen, um einen Flügel zu öffnen. Da klopfte es an seine Tür, und auf sein Herein betrat ein dunkelgekleideter Mann das Zimmer, der ihn auf das heftigste erschreckte. Mozart lehnte sich an die Fensterbank und fragte aus seiner Herzensangst, die er sich nicht erklären konnte: „Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?" Der andere verneigte sich mit dem bescheidenen und zugleich würdevollen Ernst, der Dienern reicher Leute eigen ist, und sagte mit farbloser Stimme: „Ich bin von meinem Herrn beauftragt, für diesen bei dem Herrn Kapellmeister Mozart als dem Würdigsten aller Komponisten eine Totenmesse zu bestellen."

In diesem Augenblick packte Mozart ein Grauen, und weil er kein Wort zu erwidern vermochte, fügte der andere hinzu: „Mein Herr läßt sie seiner besonderen Hochachtung und Verehrung versichern, allein, er ist nicht in der Lage, seinen Namen bekanntzugeben. Damit ist meine Mission beendet, und ich darf mich submissest dem Wohlwollen des Herrn Kapellmeisters empfehlen." So farblos seine Stimme geklungen hatte, so geisterhaft geräuschlos ging er aus dem Zimmer.

Mozart starrte auf die Tür und ohne, daß er sich dagegen wehren konnte, stieg eine wilgende Angst in ihm auf, der sich ein wilder nellender Schrei entrang: „Nein — nein — nein! Noch nicht! Du bist der Tod!" Er hatte nur die Luft erschüttert, und die Saiten des Klaviers, die grau und fahl im Echo schwirrten.

Nach dieser einsamen Stunde fanden ihn die wenigen Bekannten, die zu ihm in seine Armut kamen, seltsam verändert. Er, der immer sorgenvoll war, fiel sichtlich zusammen; aber er arbeitete wie ein Besessener an einem Werk über das er zu niemand sprach. Mozart wußte, daß sein Leben zu Ende ging und er nicht seinen andern Unbekannten, sondern sich selbst das Requiem schrieb. Er hat es nicht beendet; denn in der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember verlosch sein Leben.

Das Gespensterhaus

Frau Florence Laurh hatte sich vor dem Gericht zu verantworten. Sie war eine ehrliche Frau. Sie hatte keinen Vertragsbruch begangen, wie ihre Gegner behaupteten. Sie hatte einen Bauernhof gepachtet. Aber kein Gespensterhaus. Und daß es sich um ein Gespensterhaus handelte, das wollten 48 Zeugen bekunden, die in dem Bauernhof im Laufe der Jahre zu tun gehabt hatten.

Das Gericht zu Newburg hatte einen schweren Stand. Gespenster kann man schlecht vernehmen. Gespenster sind auch keine wissenschaftlich anerkannten Gebilde, um derentwillen man ein Urteil fällen kann. Das Gericht und das Recht überhaupt kennt keine Gespenster. So konnte es sich auch nicht um ein Gespensterhaus handeln, sondern um einen Bauernhof, und da alles, was in dem Kontrakt stand, intakt war — mußte Frau Florence Laurz als kontraktbrüchig angesehen werden.

Da kam die energische Frau auf eine beachtliche Idee: „Meine Herren! Bitte überzeugen Sie sich doch selbst einmal. Umsonst haben nicht in der letzten Zeit alle Jahre die Besitzer gewechselt und ihr schönes Geld, das sie in den Hof gesteckt haben einfach im Stich gelassen. Ueberzeugen Sie sich an Ort und Stelle!"

„Wovon sollen wir uns denn überzeugen? Meinen Sie denn allen Ernstes, daß sich uns die Gespenster, die Sie gesehen haben wollen, vorstellen werden?"

„Wenn sie es nicht tun, werde ich meinen Vertrag halten und weiter auf dem Hof bleiben. Ich wünsche ja nichts sehnlicher, als das es einmal im Jahr dort nicht spukt. Dann wäre ich schon ruhiger. Ich hoffe gestern, daß alles gut gehen würde. Aber gestern, noch gerade vor dem Schlafengehen, warf das Gespenst den großen Kamin in der Diele um. Wie leicht hätte es einen Brand geben können?"

Und nun meldeten sich die anderen Zeugen und sagten aus: „Das Vieh kommt auf rätselhafte Weise um. Meine Kuh war noch am Tage vorher ganz gesund und gab gute Milch. Sie lag am nächsten Morgen tot im Stall."

Ein anderer Mann meldete: „Ich habe eine

In diesen Tagen erfreut wieder St. Nikolaus die Kinder mit Aepfeln, Nüssen und Bretzeln. (Zander, K.)

neue Wand in dem Hof ziehen lassen und die Bewässerung der Aecker durch neue Zuleitungen auf modernste Weise eingerichtet. Aber ich habe alles im Stich gelassen. Die Leitungen waren bald darauf wie mit einem scharfen Hammer an vielen Stellen durchschlagen. Und wenn ich in die Speisekammer gehen wollte, um etwas zu essen, dann waren entweder alle Eier vom Bord geworfen und lagen zerbrochen auf der Erde, oder auch die eingemachten Früchte lagen in der Butter. Es ist furchtbar dort . . ."

„Wenn es nur das wäre", meldete eine junge Frau, „aber des Nachts wird man von hartnäckigen Klopftönen geweckt. Es hört sich an, als ob die ganze Hauswand zusammenstürzen wollte. Und ganz große Fußspuren haben wir am nächsten Morgen gefunden. Das Gespenst muß so lang wie ein Kirchturm sein. Seine Schuhe sind so groß wie der Arm eines Mannes."

Der Richter schüttelte den Kopf.

Man besprach sich eine Weile, und dann beschloß das Hohe Haus, den nächsten Termin in dem verrufenen Haus selbst abzuhalten. Leider kam es nicht dazu. In Newburg starb der reiche Grundstücksmakler, der unter anderen auch den Gespensterhof in den letzten 20 Jahren etwa dreißigmal verpachtet und dabei jedesmal eine erhebliche Provision verdient hatte, zumal die Pächter immer wieder Geld in den Hof gesteckt hatten und er allmählich zu den modernsten und praktischsten Bauernanwesen geworden war.

In seiner Hinterlassenschaft fand man aber ein paar ganz merkwürdige Stiefel. Sie waren für einen Riesen bestimmt und im übrigen so zugeschnitten, daß sie über die Stiefel seines Knechtes paßten. Dies Gespenst aber war flüchtig. P. M. Z.

Dies nebenbei

Die Bewohner von Stockholm machten große Augen, als unlängst ein Flugzeug über den Häusern der Stadt kreiste, das eine große Anzahl von — Sparkassenbüchern abwarf. Jeder, der ein solches Sparkassenbuch auflesen konnte, hatte nichts anderes zu tun, als seinen Namen einzutragen. Damit war er Inhaber eines Bankkontos mit einer Einlage von fünf schwedischen Kronen geworden. Dieser Betrag war in jedem der vom Himmel gefallenen Sparkassenbücher verzeichnet. Der „Goldregen" ist auf den Einfall einer Stockholmer Großbank zurückzuführen, die sich das Flugzeug gemietet hatte und von dem Piloten die Sparkassenbücher abwerfen ließ. Sie wollte damit eine originelle Propaganda für die Anlegung von Sparguthaben machen, wie ja überhaupt gegenwärtig in Schweden auch von amtlicher Seite lebhaft für das Sparen geworben wird. Natürlich liefen die Menschen zu Tausenden, um ein solches Sparbuch zu ergattern. Das Guthaben von fünf Kronen kann der Besitzer erst nach einem Jahr abheben, denn man will ja mit dieser Maßnahme erreichen, daß das neugeschaffene Bankkonto nicht gleich wieder entleert wird, sondern daß es vielmehr den Grundstock zu einem größeren Sparguthaben bilden möge.

*

Eine seltsame Warnung erließ dieser Tage die Londoner Rundfunkgesellschaft, die auch den ersten englischen Fernsehsender betreut, an die Oeffentlichkeit. Sie ersuchte, man möge alle Kinder von den Bildempfangsapparaten fernhalten, solange ein „Sehspiel" mit dem Titel „Freitag morgens 8 Uhr" gesendet werde. Es handele sich hier um die Darstellung einer Todeszelle, in der ein zum Tode Verurteilter sein letztes Stündlein verbringe. Da diese Szene von Russell Thorndike, dem bekanntesten Darsteller des englischen Fernsehsenders, sehr realistisch dargestellt werde und unter Umständen ein empfindsames Kindergemüt allzusehr beeindrucken könne, empfehle es sich, Jugendliche am Empfang dieser Sendung nicht teilnehmen zu lassen. Desgleichen rate man Personen mit schwachen Nerven, dieses außerordentlich erregende Spiel nicht mitanzusehen, sondern sich nur darauf zu beschränken, den Lautsprecher einzuschalten. Witzige Reporter kündigten im Anschluß an diese Warnung an, daß die „British Broadcasting Company" demnächst ein eigenes Programmheft herausgeben werde, in denen die Sendungen verzeichnet sind, von deren Empfang sie ihren Teilnehmern abrät.

*

In Southall (Middlesex) starb im Alter von 71 Jahren Bob Hardie, der Weltmeister des Rasierens, der im Jahre 1894 den stolzen Ehrentitel „König der Barbiere" erhielt. In diesem Jahre stellte Bob Hardie nämlich einen Weltrekord auf, der bis heute nicht mehr erreicht werden konnte. Bei einer öffentlichen Vorführung rasierte er zwölf Männer in drei Minuten vierzig Sekunden, ohne einem einzigen der von ihm Behandelten eine Verletzung zuzufügen. Damit gewann er die Weltmeisterschaft der Friseure, die damals in London ausgetragen wurde. Daß dieser einzigartige Rekord bis heute nicht gebrochen werden konnte, ist wohl in erster Linie darauf zurückzuführen, daß bei den späteren Wettbewerben der internationalen Haarkünstler das „Wettrasieren" wegen der damit verbunden Gefahren gestrichen wurde. Immerhin hat sich Bob Hardie mit seiner einmaligen Leistung für alle Zeiten in das Ehrenbuch der Figaros eingetragen.

*

Die Forschung ist sehr verschiedene Wege gegangen, um die merkwürdige Erscheinung der delphischen Rythia zu erklären. Sicher ist, daß es sich nicht um Priestertrug, sondern um abnorme Einfühlungszustände besonders begabter Frauen gehandelt hat. Leider sind die uns überlieferten Orakelsprüche noch nicht alle gesammelt und untersucht, so daß man nicht in der Lage ist, die verschiedenen Pythien — manchmal sind mehrere gleichzeitig tätig gewesen — zu unterscheiden. Das Ueberraschendste und Einzigartige am Delphischen Orakel sind die hohen Gesichtspunkte, die hinter den Auskünften standen. Hat das Orakel doch, und zwar ein sicher echtes Orakel, wie man weiß, Sokrates als den weisesten der Menschen bezeichnet. Nicht weniger begeistert hat es den Schöpfer des Neuplatonismus, den edlen Plotin, begrüßt. Woher so hohe Gesichtspunkte, wo doch die Pythien keine höhere Bildung hatten und aus den Frauen der Umgebung genommen wurden? Sie entsprangen, wie Professor Dr. T. K. Oesterreich (Tübingen) in einer Untersuchung im Dezemberheft von Velhagen & Klasings Monatsheften auseinandersetzt, der edlen Gesinnung der griechischen Seele, welche in den Trägern des Geisteslebens so sichtbar zutage tritt und die auch in der griechischen Religionsentwicklung, wie etwa den Eleusinischen Mysterien, greifbar deutlich ist. Die mythischen Orakelsprüche sind ein unmittelbares Spiegelbild der tiefsten und allgemeinen Wertstendenzen des Griechentums gewesen. Wer in diesen — d. h. im Gewissen auch der Hellenen — die Stimme Gottes in der Pythia dieselbe zu vernehmen. In ter montischen Erregung war sie ganz vom „Göttlichen" erfüllt. So löst sich denn das Problem des Delphischen Orakels für seine Höherunkte in durchaus positivem Sinn. Aber wie überall, werden diese auch dort nicht mit der Mittellinie zusammengefallen sein. Wir wissen jetzt, wie selten auch bei den bestbegabten parapsychisch veranlagten Personen die ganz großen Leistungen sind. Auch beim Delphischen Orakel wird es nicht anders gewesen sein. Schon der Umstand, daß die Aeußerungen der Seherinnen vielfach doppel waren und dann erst der Deutung bedurften, ist Beweis genug. Das Orakel hat weit über tausend Jahre bestanden.

Mümmelmann hoppelt durch den Schnee. Die Zeit der Treibjagden ist da. (v. Roebel, Zander-M.)

Neubesetzungen im Reichskabinett

Von links nach rechts: Reichsminister und Reichsbankpräsident Dr. Schacht. Reichsminister und Chef der Reichskanzlei Dr. Lammers. Reichswirtschaftsminister Walter Funk. Staatssekretär und Pressechef der Reichsregierung Dr. Dietrich. (4 Erich-Zander-Archiv, K.) Staatssekretär Karl Hanke. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Staatspräsident Lebrun überreicht Kommissar Ruppel den Ehrenpreis

Nach Abschluß der Weltausstellung wird mitgeteilt, daß Deutschland von allen Teilnehmern die höchste Anzahl der zur Verteilung gelangten Preise erhalten hat, wobei die neuen Werkstoffe ausnahmslos die höchsten Auszeichnungen bekamen. Hier überreicht der Präsident der Republik, Lebrun (links), dem Kommissar des Deutschen Pavillons, Ruppel, einen Ehrenpreis. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Die Jahrestagung der Reichskulturkammer und der NSG. „Kraft durch Freude"

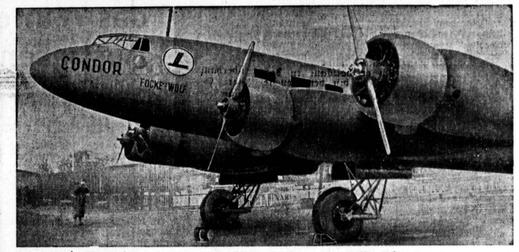
Der Führer während der Festveranstaltung im Deutschen Opernhaus; rechts: Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rud. Heß; links Reichsminister Dr. Goebbels, der Präsident der Reichskulturkammer, und Reichsminister Funk. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Der ungarische Ministerpräsident besuchte einen märkischen Erbhof

Der ungarische Ministerpräsident v. Daranyi besuchte dieser Tage den Erbhof des Bauern Luther in Leuenberg in der Mark. Vom Nachbargut waren einige zurzeit dort beschäftigte ungarische Landarbeiter erschienen, um ihren Landsmann zu begrüßen. (Hoffmann, Zander)

Ein Moor wird gesprengt

Beim Bau der Südtangente des Berliner Autobahnringes wurde jetzt wieder eine der bekannten Moorsprengungen durchgeführt. An dieser Stelle würde für die Autobahnstrecke nie der entsprechende Untergrund vorhanden sein. Daher schüttet man den Fahrdamm auf dem Moor auf, nachdem man es vorher unterminiert und mit 10 000 kg Sprengstoff versehen hat. Bei der Sprengung wird der Moorboden rechts und links weggedrängt, so daß der nachsinkende Damm auf festem Untergrund steht. Unser Bild zeigt den Augenblick der Sprengung. Bis zu 17 m Tiefe wird das Moor emporgerissen, und der 300 m lange Damm verschwindet bis zur Oberfläche in dem Sprengtrichter. (Weltbild, Zander-K.)



Ein neues deutsches Großverkehrsflugzeug stellt sich vor

Die Focke-Wulf-Flugzeugwerke haben ein neues viermotoriges Großverkehrsflugzeug „Condor" geschaffen, das jetzt auf dem Berliner Flughafen Tempelhof erstmalig der Oeffentlichkeit gezeigt wurde. Die Maschine bietet in großen Fluggasträumen bequem Platz für 26 Personen und entwickelt eine Höchstgeschwindigkeit von 375 Stundenkilometer. (Pressephoto, Zander-K.)

Botschafter v. Hassel bei der „Woche des Deutschen Buches" in Mailand

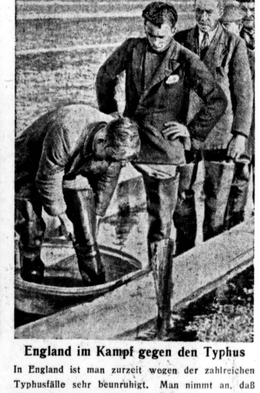
In den Räumen der Deutsch-Italienischen Kulturgesellschaft in Mailand wurde in Anwesenheit des italienische Ministers für Volkskultur, Alfieri, und des deutschen Botschafters von Hassell die „Woche des Deutschen Buches" eröffnet. (Pressephoto)

Der Farmer aus Mineapolis — Schmelings nächster Gegner

Harry Thomas, der am 13. Dezember im Newyorker Madison Square Garden gegen Schmeling kämpft, ist ein stämmiger Naturbursche. Auf der Farm seines Bruders in der Nähe von Eagle Bend bereitet er sich vor. Unser Bild zeigt ihn vor einem Trainingsmarsch mit seinem treuen Begleiter.

Die Waffensuche in Paris

Die Erhebungen der Polizei in Frankreich in der recht seltsamen Angelegenheit der „Kapuzenmänner" nehmen jeden Tag zu, ohne daß die wirklichen Erfolge damit Schritt halten. Pariser Zeitungen sprechen bereits den Verdacht aus, daß die Haussuchungen ein willkommenes Ablenkungsmanöver seitens der Untersuchungsorgane darstellen, da sie schon wochenlang mit angeblich sensationellen Ankündigungen über die ganze Affäre hingehalten werden. — Hier wurde wirklich einmal etwas gefunden, und zwar waren es einige Karabiner im Pariser Vorort Villemonble. (Fulger, Zander-K.)



England im Kampf gegen den Typhus

In England ist man zurzeit wegen der zahlreichen Typhusfälle sehr beunruhigt. Man nimmt an, daß die Erkrankungen ihre Ursache in unsauberer Brunnenkresse, einem in England sehr beliebten Gemüse, haben. Auf den großen Farmen, die Brunnenkresse liefern, werden daher besondere Vorsichtsmaßnahmen getroffen. — Farmarbeiter reinigen vor Betreten der Beete sorgfältig ihre Gummistiefel. (Weltbild, Zander-K.)

Die Residenz des neuen Mongolenstaates

Kennen Sie die Hauptstadt Kokotoko?

Prinz Yung übernahm das Erbe Dschingis Chans — Neues Leben in uraltem Land

Zuerst fuhren zehn japanische Meldefahrer auf schweren, mit graugrünen Tarnfarben bemalten Motorrädern in die Stadt ein. Hinter ihnen ritten auf ihren kleinen knochigen Pferdchen mit den langen kaffeefarbenen Mähnen einige hundert mongolische Reiter, denen das Auto des Oberstkommandierenden der japanischen Nordarmee Seifhiroltagaf folgte. Einen Augenblick entstand in dem Zug, der sich durch die aufgeweichten Lehmstraßen von Suinuan bewegte, eine Stockung, in der auf einem Lager von purpurrot gefärbter Schafwolle Prinz Yung thronte. Zwei Tanks, an denen die Flagge der aufgehenden Sonne flatterte, schlossen den Troß ab, der vor dem zeitverwitterten Gebäude des Provinzgouvernats haltmachte. General Seifhiroltagaf stieg einige Stufen der von zwei steinernen Löwen flankierten Treppe empor und begann ein Dekret zu verlesen. So wurde der neue innermongolische Staat Mongoltuo, ein Gegenstück zu dem gleichfalls unter Japans Protektorat stehenden Mandschukuo, gegründet. Suinuan, die Stadt der zehntausend Jurtenzelte ist über Nacht zur jüngsten Hauptstadt der Welt geworden.

Natürlich ging diese plötzliche Verwandlung Suinuans nicht ohne Namensänderung vor sich. Die neugeborene Hauptstadt des mongolischen Staates trägt den Namen Kokotoko. Schon liest man „Kokotoko" in schwarzer Tuschschrift auf dem Marktplatz und in den Karawanvereien, wo die Tee- und Seidenstoffhändler sich von ihrer langen Reise durch die Steppen ausruhen. Auf dem Gouverneursgalgat aber, der nun die Residenz des Mongolenfürsten Yung ist, weht bereits die gelbe Fahne der Mongolei mit dem purpurroten Schwert des großen Dschingis Chan.

Ein Student wird König

Prinz Yung hat den jahrhundertelang verlassenen Thron Dschingis Chans zurückgewonnen. Wer dem schmächtigen jungen Mann in seinem mit verblichener Seide ausgeschlagenen Büroraum gegenübersitzt, fühlt sich sofort an einen der bescheidenen, ungeheuer lernbegierigen Studenten erinnert, die man in den Bibliotheken europäischer und amerikanischer Universitäten über Stapeln von Büchern gebeugt findet. Es ist auch noch gar nicht so lange her, da war dieser Mongolenprößling aus fürstlichem Geschlecht ein einfacher Hörer der Newyorker Columbia-Universität, der englische Gedichte für die Universitätszeitschrift schrieb und in einer kleinen chinesischen Gaststätte der sechsundfünfzigsten Straße sein frugales Mittagsmahl verzehrte. Wahrscheinlich wäre er nie in seine Steppenheimat zurückgekehrt, wenn ihn nicht die Entwicklung der Lage im Fernen Osten in das Land seiner Väter zurückgerufen hätte.

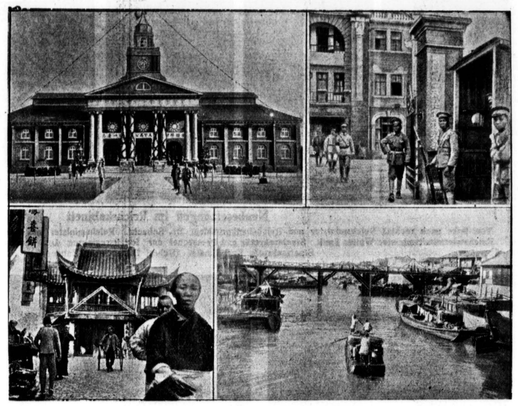
Die Ernennung des Prinzen Yung zum Regenten der inneren Mongolei hat vielfach überrascht. Man meinte lange in der sehr talbständigen Persönlichkeit des Steppenfürsten Teh Wang den Erben Dschingis Chans (mächtiger Eroberer des 12. Jahrhunderts, der nicht nur China sondern auch einen großen Teil Südrußlands unterwarf und zu einem großmongolischen Reich vereinigte) zu sehen. Bereits vor zwei Jahren gründete Japan in der Mongolei den Staat Meng-Kuo und ernannte damals Teh Wang zu seinem Leiter. Der breitreichtige, bei den Nomadenstämmen der Steppe sehr einflußreiche Fürst, war außerdem Vorsitzender des „politischen Rates der inneren Mongolei" und Führer der von japanischen Instruktionsoffizieren glänzend geschulten mongolischen Reiterarmee. Nun wird Teh Wang als Stellvertreter des Herrschers und Minister die Geschicke des neuen Reiches leiten.

Parade der Nomadenfürsten

Teh Wang wollte die Hauptstadt des neuen mongolischen Staates nach Pailingmiao verlegt haben. Diese Stadt, die am fahrtaussendealten vielumstrittenen Karawanenweg von Ulan Bator liegt, ist berühmt durch ihre Pilgerstätte, den hundertürmigen Lamatempel, unter dessen geschwungenen Dächern die Gebeine Dschingis Chans begraben sein sollen. Eine alte Rivalität herrschte zwischen den Städten Pailingmiao und Suihuan, die nun zu Ungunsten der Pilgerstadt entschieden worden ist.

Eines der ersten Regierungsdekrete des Prinzen Yung bestimmte die Auflösung aller Behörden in Pailingmiao. Von der neuen Hauptstadt Kokotoko aus sollen die ewig herdenden, von zahlreichen untereinander streitenden Fürsten geführten Stämme zentral geführt werden. Schon werden die Zufahrtsstraßen Kokotokos neugebaut, schon arbeiten auf der verwaisten, von zahlreichen Attentaten beschädigten Eisenbahnstrecke nach Peiping und Kalgan die Langgezogen fingenden Trupps der Schienenleger aus Osaka, und im Telegrafenamt wurde eine neue, aus Japan gelieferte Funkstation eingebaut. Die Verbindung zwischen der Welt und ihrer jüngsten Hauptstadt ist jetzt hergestellt. Nicht lange mehr, dann verkündet ein Rundfunksender den Zeitstellungen der Nomaden: „Achtung, Achtung, hier spricht Kokotoko!"

Der größte Tag im Leben der neuen Hauptstadt waren jene Stunden, in denen fünfhundert mongolische Stammesfürsten mit all ihrem Gefolge in Kokotoko einrückten und die Stadt der zehntausend Jurtenzelte um weitere zweitausend Zelte vergrößerten. Auf ihren sattellosen Pferden ritten die prächtigen Kriegerund Jägergestalten vor ihrem hornbrilletragenden neuen König vorbei, um ihm zu huldigen. An der Seite des Fürsten befand sich der japanische General Seifhiroltagaf. 1931 bereits stand dieser am Geburtslager Mandschukuos, nun hat er ein neues Reich gegründet.



Chinas Hauptstadt wird geräumt

Die japanische Offensive gegen Nanking macht weiter rasche Fortschritte. Die chinesische Zentralregierung trifft alle Maßnahmen zur Räumung der Stadt durch Zivilpersonen. Wir zeigen hier einige Bilder aus der chinesischen Metropole. Links oben das Kongreßgebäude, rechts oben das Kriegsministerium, links unten die Marktstraße, rechts unter der Hauptkanal von Nanking, Shia-Kwang. (Pressephoto 2, Scherl Bilderdienst, Erich Zander, Archiv, K.)

Die „Blauen Berge" das Wunderland Australiens

Der australische Kontinent, der seinen geologischen Aufbau nach in Urzeiten mit Asien im Zusammenhang gestanden haben muß, ist heute ein im Westen niedriges, im Osten aber höheres aus Granit und Sandstein bestehendes Tiefland. Seit Jahrtausenden von den übrigen Erdteilen durch tiefe Meeresarme getrennt, hat Australien sein Eigendasein geführt worauf vor allem seine völlig eigenartige und abgesonderte Fauna und Flora hinweist. Beutler und Kloakentiere, merkwürdige Vögel und Reptilien, darunter Eidechsen, die außer ihren zwei Augen noch ein drittes völlig entwickeltes und mit Sehnerv versehenes Stirnauge besitzen, weisen darauf hin, daß wir es hier mit Reliktaten, einer auf der übrigen Welt längst ausgestorbenen Tierwelt zu tun haben. Auch die Pflanzenwelt weist sonderbare und typische Formen auf, deren charakteristische Vertreter der Grasbaum, der Flaschenbaum und der Farnbaum sind. Einförmig ist die Vegetation Australiens. Außer einigen Koniferen- und Buchenarten, die wir nur in den östlichen Gebirgen finden, besitzt dieser rätselhafte Kontinent nur den Eukalyptusbaum — der allerdings in hunderten von Arten hier vertreten ist. Freilich der tropische Norden Australiens weist auch tropische Vegetation auf, die aber das charakteristische Bild des übrigen australischen Kontinents nicht verwischen kann. Im Innern senkt sich das Tafelland muldenförmig und bildet Seen, die salzhaltig sind. Sandig und unfruchtbar ist das Innere Australiens, von verfilztem niedrigen Busch durchzogen, eine Einöde, die ehedem Meeresboden gewesen ist.

Anders der Osten und Süden, wo der Regen den Boden benetzt und aufnahmefähig macht. Hier wird fruchtweise Weizen, Mais, Gemüse und Wein gepflanzt, und im Süden gedeiht das herrlichste Obst. In den wasserreichen Bergwäldern des Ostens aber sprießt die Pflanzenwelt in einer Ueppigkeit, wie wir sie nur von tropischen Ländern her kennen.

Ich hatte mich von Sydney aus in die westlich von dieser schönen Hafenstadt gelegenen Blauen Berge begeben, die die Australier ihr Wunderland nennen. Von den 3336 Fuß über dem Meere auf einem Hochplateau gelegenen Luftkurorte Katoomba aus, unternahm ich Wanderungen durch die Gebirgswelt, die noch jetzt nach vielen Jahren zu meinen schönsten Erinnerungen gehören. Schroff abfallende hunderte von Metern hohe Felswände und jähe Abgründe trennen das Hochplateau vom bewaldeten Tal. Der Blick auf dieses Tal bietet uns ein Bild von ergreifender Schönheit, besonders dann, wenn die Abendsonne ihr magisches Leuchten auf diese Wälder senkt, die sich in unendlicher Weite dehnen. Brausend und tosend fallen die Wasser vom Hochplateau hinunter in das Tal, schäumende Seen bildend im üppigen Grün. Palmenartige Farnbäume von hohem Wuchs, wie ich sie selbst in den Bergwäldern der Tropen noch nicht gesehen hatte, sind charakteristisch für diese Gegend. An Farnen der verschiedensten Art sind diese wasserreichen Wälder reich — der typische Waldbaum aber ist der Eukalyptus, dessen hartes Holz in der tropischen Südsee, weil termitensicher, zu Bauzwecken verwandt wird. Außer dem Eukalyptus, der seine Rinde wechselt, wenn andere Bäume ihre Blätter abwerfen, bemerkte ich hier oben noch einige Koniferenarten. In die steilen Felswände, die nur unter Lebensgefahr zu erklettern sind, waren Stufen eingeschlagen, treppenartig und mit Geländer versehen. In den Grotten und Höhlen der Felsen aber bemerkte ich große Holzvorräte sowie eiserne Ringe und gewaltige Kupferkessel, darinnen Familien ihr Mittagessen kochen können, denn die Blue Mountains werden von den Sydneyern am Wochenend, das hier schon am Freitag beginnt, gern aufgesucht. Hier gerade findet der Arbeiter und Angestellte Erholung und Kraft zu neuer Arbeit.

Diese Wälder entbehren der Tiere; kein munteres Vogelgesang ertönt in den Zweigen der Bäume. Einförmig und ernst wirken sie und doch gewaltig in ihrer ergreifenden Schönheit.

Ob ehedem der Urbewohner dieses Kontinents seine Jagdgebiete bis in diese Berge hinein ausgedehnt hat, wissen wir nicht. Aber man hat in den Jenolan Caves (Tropfsteinhöhlen) Gebeine von Ureinwohnern gefunden, die den Schluß zulassen, daß diese Gegenden den Eingeborenen wohlbekannt waren. Heute ist der Ureinwohner Australiens dem Tode verfallen. — Er stirbt langsam aus. Auch er muß an der europäischen Zivilisation zugrunde gehen.

Dr. Burger.

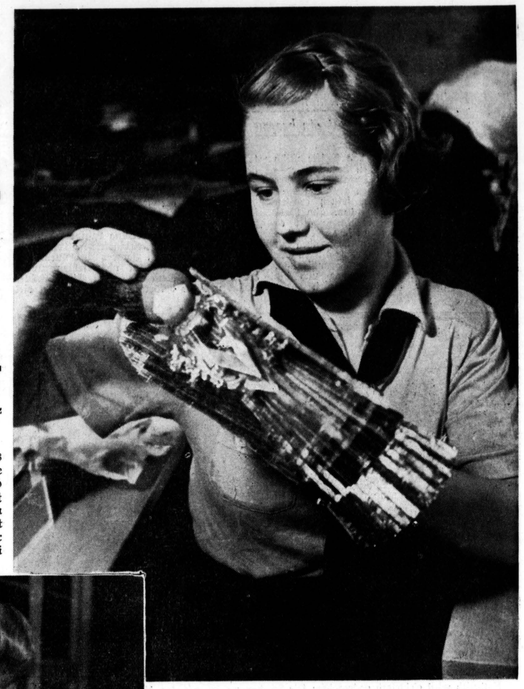
Australische Landschaft: Ausblick in das „Große Tal" der Blauen Berge (Photo: Dr. Bürger)

Fieberhafte Befestigung von Wladiwostock

Wie eine französische Zeitung meldet, ist man in Wladiwostok mit gewaltigen Festungsarbeiten beschäftigt. Die ganze Stadt soll von einem Netz unterirdischen Anlagen umgeben sein, in denen weittragende Artillerie und Munitionslager untergebracht sind. Eine wahre Armee von 15 000 politischen Gefangenen soll an einem gewaltigen und weitverzweigten Straßennetz, das Wladiwostok mit den Städten des Hinterlandes verbindet, arbeiten. Als Grund für den Straßenbau wird angegeben, daß die bisher einzige Eisenbahnstrecke im Kriegsfalle zu einer Versorgung der Stadt nicht ausreiche. (Kartend. Erich Zander-K.)

Mit Nadel, Garn und Farbe

Freude zum Weihnachtsfest



Welchem Kind wird dieser Goldrauschengel den Weihnachtstag verschönen?

Für unsere Mädel im BdM. ist jetzt eine große Zeit angebrochen. Da bekommt keines Langeweile; denn das Fest der Freude ist nahe, und wem wäre es mehr Herzenssache, Freude zu stiften und möglichst vielen davon mitzuteilen als unseren Mädeln. Da sind die Eltern und Geschwister, die Freundin, und für jedes will man doch eine kleine Gabe haben. Aber damit nicht genug: da warten noch Tausende deutscher Brüder und Schwestern, deren Verhältnisse noch so karg sind, daß für sie das große Fest der Freude durch ihre Bedürftigkeit getrübt würde, wenn nicht — — ja wenn nicht die Mädel vom BdM. in diesen Wochen vor Weihnachten fleißig dabei wären, damit auch für die vielen Unbekannten gesorgt ist. Hierbei

Stich um Stich — zu andrer Glück

(3 Fotos: Alice Heß, Linden-Verlag)

beweisen die Mädel echte Kameradschaft, unter sich und auch mit den bedürftigen Volksgenossen, deren Lebenssorge heute die Sorge aller ist, und über die die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt ihre schützende Hand hält. — So sind die Heimabende um diese Zeit voller Geschäftigkeit. Da gibt es ja soviel zu tun, daß für die vielen Hände gar kein Arbeitsmangel entstehen kann. Es wird genäht: Kinderkleider, Puppenkleider, Wäsche; es werden Spielzeuge gebastelt und Weihnachtsschmuck für Zimmer und Christbaum hergestellt. Denn es gibt ja Familien genug, die durch jahrelange Arbeitslosigkeit der Ernährer noch nicht in der Lage sind, ihren Kindern einen üppigen Weihnachtstisch zu bereiten. Da hilft der BdM. mit, daß solchen Kindern gleiche Freude wird wie den Kindern begüterter Eltern. Sie tragen so Freude und Glück in die Familien, machen die Schwere des Tages vergessen und wecken in allen Volksgenossen das Gefühl ernster und aufrichtigster Verbundenheit. —

Aber das geht natürlich nicht alles so einfach, wie man das hier erzählen kann. Es geht auch nicht darum, um jeden Preis nun irgend etwas zusammenzuflicken und zusammenzubasteln, was nachher keinen oder nur geringen Wert hat. Nein, auch die Arbeit, die hier die Mädel leisten, muß gute Arbeit sein, muß Wertarbeit sein. Und so rein mechanisch ist das auch nicht zu machen, man muß denken, was man tut, und bei allem den Zweck, den etwas haben soll, im Auge behalten. Nehmen wir nur die Kleidgestaltung: Es kann ja nicht damit gedient sein, aus irgend etwas irgendein Kleid herzustellen. Nein, die BdM.-Mädel wollen in allem, was sie tun, auch ihre Art zum Ausdruck bringen. In Form, Farbe und Schnitt soll die Kleidung nicht einem modischen Augenblicksgeschmack, sondern dem wirklichen und praktischen Form- und Schönheitsideal unserer Jugend entsprechen. Oder sehen wir uns das Spielzeug an. Es ist ja etwas, das dem Kind heute nicht mehr in die Hand gegeben wird, nur damit es „was hat", sondern auch das Spielzeug ist in seiner Unscheinbarkeit ein wichtiges Mittel der Erziehung; selbstverständlich, daß es den Wünschen und den Interessen unserer Jugend entspricht. Oder der Zimmerschmuck: Mit wieviel Ueberholtem und Geschmacklosem gilt es da aufzuräumen, und — was wichtiger ist — wieviel Besseres muß an dessen Stelle gesetzt werden. Gerade in der Ausschmückung — ob es sich nun um den Gemeinschaftsraum oder das Familienzimmer handelt — wird sich der Geist unserer Zeit in schlichter Schönheit und klarer Gedanklichkeit offenbaren. — Schließlich muß auch auf die Erfordernisse des Vierjahresplanes Rücksicht genommen werden, daß keine wichtigen Rohstoffe verloren gehen.

Man sieht, es gibt viel zu tun für unsere Mädel, aber ihre Arbeit ist auch jede Mühe wert. Die glückstrahlenden Augen unzähliger Kinder und Eltern am Weihnachtstage werden ihnen unvergleichlicher Lohn sein.

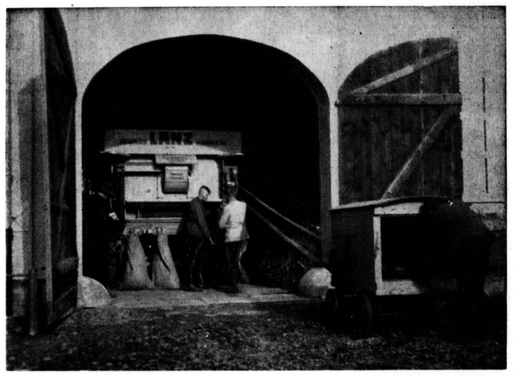
k

Pinsel, Farbe und Leim sind die Helfer zu manchem schönen Spielzeug

Bauernhof unter Strom

Elektrizität ersetzt fehlende Menschenkraft. — Wie man in einem westfälischen Lehrgut ein brennendes Problem zu lösen sucht

Mit kräftiger Hand sucht das Dritte Reich das Problem der Leutenot auf dem Lande — das ja vor allem in dem Heranwachsen der geburtenarmen Jahrgänge von 1914 bis etwa 1924/25 begründet ist — in seinen ersten Folgeerscheinungen zu überwinden. Im Rahmen des Vierjahresplanes gilt es vor allem die Ernährungsfreiheit des deutschen Volkes unter allen Umständen zu sichern, und dazu ist ein volles Gelingen der Erzeugungsschlacht wichtigste Voraussetzung. Deshalb unterstützt die Bewegung und die nationalsozialistische Regierung jeden prak-



Natürlich wird elektrisch gedroschen: Die Strohpresse ist mit der Maschine verbunden

tischen Versuch, der Arbeiternot auf dem Lande zu steuern.

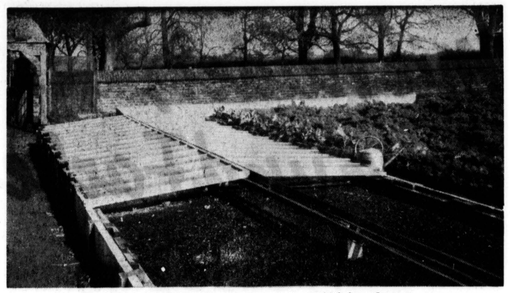
Man sieht mehr und mehr den Landdienst, den Reichsarbeitsdienst in den Großkampftagen der ländlichen Landarbeit ein, begrüßt allüberall Umschulungslager, hindert die Landflucht und hilft vor allem der Bauersfrau durch immer neue Erntekindergärten, Dauerkinderheime und das Heranziehen des weiblichen Arbeitsdienstes zu Arbeiten im bäuerlichen Haushalt. Schließlich soll ja auch die gewaltige Dorfverschönerungsaktion, die Schaffung von Landarbeiterwohnungen usw. das Leben auf dem Lande angenehmer und begehrenswerter machen.

Aber noch stehen wir alle ja vollkommen im Zeichen und im Dienste des gewaltigen Zweiten Vierjahresplanes der deutschen Wirtschaft, der unsere ungeteilte Kraft und Aufmerksamkeit erfordert. So kann man die Landarbeiterfrage im Augenblick vielleicht noch nicht restlos lösen, aber man kann dem Bauern durch all diese Aktionen die Leutenot wesentlich erleichtern.

Es scheint, daß in diesem Zusammenhang den grundlegenden praktischen Versuchen eine ganz besondere Bedeutung zukomme, die der größte westfälische Elektrizitätsversorger, die Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen (VEW) auf ihrem Lehr- und Versuchsgut Schulzenhof in Holzwickede bei Dortmund zur Zeit durchführen. Man ist hier darangegangen, in einem bäuerlichen Betrieb von 750 Morgen, von denen etwa 430 Morgen in eigener Bewirtschaftung stehen, nach und nach jeden nur möglichen Arbeitsvorgang zu elektrifizieren und am praktischen Rechenexempel zu beweisen, in welchem Umfange die fehlende menschliche Arbeitskraft durch die Kraft des Stromes ersetzt werden kann. Es sei vorweggenommen, daß man im Schulzenhof größtes Gewicht darauf legte, praktisch zu denken, und der selbständig bilanzierende Gutsverwalter wird sich davor hüten, nun, koste es wolle, nach Schema F zu elektrifizieren. In punkto Melkmaschine hat man z. B. selbst hier die (bisher ja unbefriedigenden) Konstruktionen nicht verwendet, während anderseits die in jüngster Zeit wohl erfolgreichen Versuche des Reichskuratoriums für Technik in der Landwirtschaft (RKTL.) mit einer wesentlich verbesserten Elektromelkmaschine sich mehr den praktischen Erfordernissen zuwenden.

Und doch kann man sagen: der ganze Schulzenhof steht unter Strom! Es ist überraschend, wie vielfältig man diese Antriebskraft hier verwendete und so die hochwertige menschliche Arbeitskraft für wichtigere Aufgaben freibekam. Zusammen mit den maßgebenden Stellen des Reichsnährstandes war die weitdeutsche Presse kürzlich zum Schulzenhof geladen und hatte hier Gelegenheit, die Wirtschaftlichkeit dieses elektrifizierten Betriebes festzustellen. Durch diese gemeinsame Besichtigung wurde zugleich der Schulzenhof für die Oeffentlichkeit freigegeben, und der Bauer kann jetzt jederzeit bei eingehendem Rundgang hier Erfahrungen sammeln und lernen, wie er in seinem Betriebe daheim oder vielleicht in einer Gruppe zusammen mit seinen Nachbarn durch Ankauf für ihn wirtschaftlicher, moderner Geräte den Arbeitermangel zum Teil überwinden kann.

Wenn jeder Bauer einmal, wie wir, durch solch ein modern eingerichtetes Lehrgut schreiten könnte, würde er sicher erstaunt sein, was sich nicht alles „elektrisch machen läßt"! In der Küche schon hat man neben dem elektrischen Herd (mit Kohlenheizung kombiniert) gleich den Backofen, der sechs schwere Achtpfünder faßt, und damit das alte gute Backhaus überflüssig macht. Hier backt die Hausfrau mit gleichmäßiger Elektrobeheizung knuspriges Landbrot, Stuten und Festtagskuchen. Natürlich darf im „Kampf dem Verderb" der unentbehrliche Elektro-Kühlschrank nicht fehlen, zumal der Bauer ja meist fern vom Einzelhändler wohnt und die verderblichen Lebensmittel viel

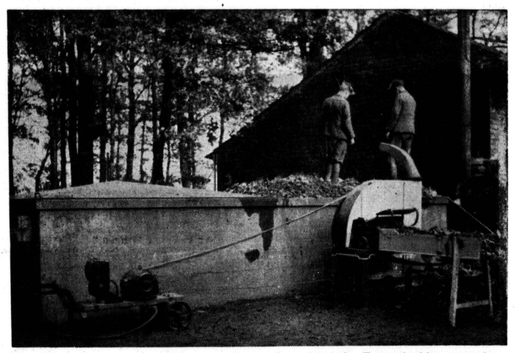


Das elektrisch beheizte Warmbeet sorgt für frühjähriges Gemüse

länger frisch halten muß. Tagsüber summt dann in dieser Küche noch der kleine Elektromotor, der beim Bohnenschnippeln, Kappenschneiden, beim Schlachten und Wursten hilft, während des Nachts sich mit billigem Nachtstrom — ab 22 Uhr ja 4 Pfennig — der 150 Liter fassende Heißwasserspeicher füllt, der sich automatisch ein- und ausschaltet und den ganzen Arbeitstag über heißes Wasser spendet. Dieser Speicher birgt nämlich mit seinem Wasser das Geheimnis, daß er nach Art der Thermosflasche mit doppelter Wandung immer die Wasserhitze hält.

Ein Blick in den Keller hinunter: die neuzeitlichen Wasch- und elektrisch beheizten Bügeleinrichtungen sind hier ebenso bemerkenswert wie die Molkereimaschinen für den Eigenbedarf, Brauherd und Spinnstube für die (wegen der Maschinisierung sehr geringe) Gefolgschaft zeugen für die reiche Deutung des Begriffes der schönen Arbeit, und eine sehr geschickt eingebaute mächtige Kartoffelrutsche beweist, daß in jeder Beziehung hier Mustergültiges erstrebt wird. Daß ein Kühlbottich für die Milch nicht fehlt, ist selbstverständlich, Hühner-, Kuh- und Schweinestall sind ebenfalls elektrifiziert. Im Kuhstall finden wir die sog. Schweinsburger Aufstallung, die mit einer vorbildlichen Futter- und Düngerbahn verbunden ist, welche einem „Gleisanschluß" mit Weichen gleich für punktliche und saubere „Bedienung" sorgt. Die richtige ausgiebige Lagerung des Düngers wird durch eine Dungstätte für Heiß- und Kaltmist-Stapelung besorgt. Im Schweinestall hat man wiederum einen interessanten elektrischen Futterdämpfer, den man ebenfalls des Abends füllt, und welchem man des Morgens die elektrisch bereitete, übrigens nicht angesäuerte Beköstigung des Borstenviehs und Schinkenspenders entnimmt.

Die Futterfrage steht heute im Mittelpunkt aller Gespräche zwischen Bauer und Bauer.



Der elektrische Futterschneider sorgt für promptes Füllen der Siloanlage.

Es ist selbstverständlich, daß wir auf dem Schulzenhof auch eine große Kartoffel- und Grünfuttersiloanlage finden (mit einem Verschluß aus der „guten, alten Zeit"), und ebenso zwei elektrische Futterdämpfer verschiedener Größe.

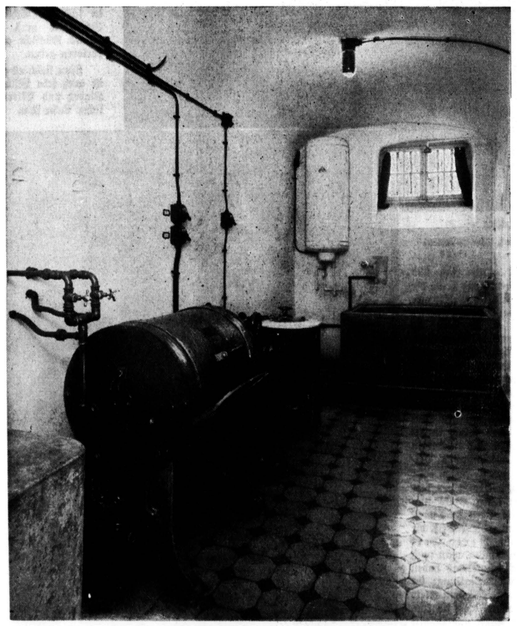
Eine eigene Dreschmaschine besorgt das elektrische Dreschen und ist zugleich Saatgutreiniger und Strohpresse. Natürlich muß auch eine elektrische Kreissäge bereitstehen, um blitzschnell Brenn- und Nutzholz zu schneiden. Auf dem Kornboden — zu dem eine vorbildlich beleuchtete Treppe führt — sieht der Besucher dieses Lehrgutes etwas ganz Besonderes: die modernen elektrischen Getreidelüfter, welche in Form von Schwertern mit beidseitigen Lufthöchern ins lagernde Korn geschoben werden und ganze Arbeit leisten. Das mühevolle Umschaufeln ist hier wieder einmal erspart! Für den Transport der Säcke sorgt ein sehr schöner, halbautomatisch-elektrischer Sackaufzug.

So ließe sich noch manches aufzählen, was hier alles mit Stromkraft statt Menschenkraft betrieben wird. Hervorzuheben ist noch das große Warmbeet in dem Versuchsgarten, dessen elektrische Bodenheizung die Mistpackung überflüssig macht und durch die feinstufige Regelbarkeit z. B. Salat und Gurken auch in der sehr gemüseknappen Frühjahrszeit stets gutgedeckt wachsen läßt.

So erkennt man leicht, wie segensreich und einschneidend sich eine solch intensive Elektrifizierung auf dem Bauernhof auswirken muß. Natürlich spielt eine Frage eine sehr wichtige Rolle hierbei: das Problem der kostspieligen Anschaffung. Der Statistiker hat uns errechnet, daß sich auf dem Bauernhof die Kapitalsanlage nur einmal in vier Jahren umschlägt, während sie sich z. B. im eisenverarbeitenden Betrieb viermal in einem Jahre umsetzt. Auch die Strompreisfrage spielt ja eine bemerkenswerte Rolle, und es ist hervorzuheben, daß die VEW. bemüht sind, ihre (wohl unter dem Reichsdurchschnitt liegenden) Tarife auch dem letzten Hause droben im Wittgensteiner und Bürener Land trotz aller Schwierigkeiten zum gleichen Satze zu gewähren.

Wie schon angedeutet, ist es leicht möglich, wie bei der Dreschgenossenschaft etwa, auch andere Elektromaschinen gemeinsam mit mehreren Nachbarn anzuschaffen. Das sind Fragen, die der vorwärtsblickende Bauer, der im Interesse seines Hofes und der gesamten Volkswirtschaft den rechten Weg finden muß, die Leutenot auf dem Lande zu überwinden. Jedenfalls wird ihm hier ein Weg gezeigt, dessen in mehrjähriger Erfahrung begründete Erfolge nicht von der Hand zu weisen sind.

Blanke.



Auch die Brauseanlage für die Gefolgschaft hat ihren besonderen Heißwasserspeicher, den die Heinzelmännchen des Nachts zu füllen scheinen. — Im Vordergrund die großzügige Waschmaschinenanlage für den Gutshaushalt.
(4 Fotos: Othmer-Reden.)

Die Reise nach UGANDA

Roman von Bernd Angerhausen

5. Fortsetzung

Aber sie fühlte es auch: vielleicht konnte er seinen Plan noch umstoßen, aber nun wollte er nicht mehr. Es war viel knabenhafter Trotz in ihm, diese neue Erfahrung beiseitigte sie heimlich, sie fand, daß ihm eine kleine Lektion nicht schaden könnte.

Nachmittags ging Henderson zum neuen Steinbruch. Willa hatte auf ihrem Zimmer etwas zu besorgen, auch Brandes war fortgegangen. Er wollte zum Fluß, mußte aber vorher noch in einen der Werkzeugschuppen. Als er zurückkam und unter der Veranda vorbeiging, sah er oben Barton und Vandoren zusammensitzen. Sie sprachen heftig miteinander. Er sah, wie Vandoren erregt den Kopf schüttelte. Abends aber, als Brandes wieder zur Station kam, war Vandoren wieder der alte; sein Gesicht war schlaff und welk.

Willa vermied es, mit ihm zusammen zu sein. Auch am anderen Tag sahen sie sich kaum. Brandes ärgerte sich über sie. Unten im Fluß war das Wasser unmerklich gestiegen, ohne daß das Wetter sich geändert hatte. Weiter aufwärts bildete der Fluß mehrere kleine Seen, er mußte dorthin, um sich über den Wasserstand zu vergewissern. Er sagte sich, daß Willa doch Verständnis für ihn haben müsse. Er hatte sie ernst genommen, hatte geglaubt, daß sie anders sei als diese verwöhnten Frauen, die er in den großen Städten gesehen hatte. Und nun stellte sie ihn leichtfertig und spielerisch vor die Wahl: entweder ich oder das Werk!

Abends als die Dunkelheit schon zur Nacht wurde, stand er draußen auf der Lichtung. Er hatte der Antilope Baa die Hand auf den Kopf gelegt, und das kluge Tier stand ganz still wie lauschend. Brandes schaute in die dunkelverhüllte Ferne, er schien alles um sich vergessen zu haben. Nun schrak er auf, er hatte einen leichten Schritt hinter sich gehört.

Er sah sich um, etwas Helles, Lichtes war dort, er wußte es. Willa stand dort.

„Ich suchte Paa", sagte sie und streckte die Hand nach dem Tier aus.

Er antwortete nicht, nahm aber die Hand von Paas Kopf. Das Tier lief zu Willa. Sie schaute ihn an, und unbewußt legte sie der Antilope ihre schmale Hand auf die Stelle hinter den großen Ohren, wo eben noch Brandes' Rechte gelegen hatte.

„Morgen müssen Sie wieder fort?" fragte sie leise.

Er war schon tagsüber oben am Fluß gewesen. Vielleicht hätte er sich weitere Nachforschungen ersparen können. Er hatte am Fluß alles in Ordnung gefunden. Aber nun wollte er nicht nachgeben.

„Ja", sagte er, „es geht nicht anders."

Das Dunkel verwischte ihr Bild, aber er sah, daß sie eine Weile nachdenklich auf Paa herabsah. Diese Mißstimmung und Spannung, die sie beide wie große Kinder zwischen sich geschaffen hatten, verschloß ihm und ihr den Mund. Keiner wollte nachgeben, und beide wußten, daß es nur eines leises Wortes, eines kurzen Lächelns bedurft hätte.

„Außerdem", sagte er nach einer Weile, „Barton ist ja auch bei Ihnen."

Sie schaute trotzig auf.

„Ja, ist das schlimm? Warum sollte er nicht mitgehen?"

Brandes machte eine plötzliche Bewegung, er schaute zur Seite, fast drehte er ihr den Rücken zu.

„Sicher", sagte er, „er ist ein besserer Gesellschafter als ich — oder Henderson." Henderson oder er, das war für sie wohl schließlich gleich, dachte er bitter. Sie beide waren Leute, die arbeiten mußten, damit ihr Onkel vor schwerem Verlust bewahrt blieb. Und Henderson und er wurden für diese ihre Arbeit bezahlt.

Während sie sich so trotzig gegenüberstanden, wußten sie beide, daß alles anders war. Brandes dachte einen Augenblick, daß er nachgehen und zuerst ein versöhnliches Wort sprechen müßte, dann fiel ihm ein, daß es vielleicht besser war, wenn sie für immer wüßte, wie sehr er an seiner Arbeit, an seiner schweren Aufgabe hier in der Wildnis hing.

Ich wünsche Ihnen also viel Vergnügen auf Ihrem Jagdausflug."

Kaum gesagt, hätte er diese Worte am liebsten ungesprochen gemacht. Es war so viel, als wollte er sich verabschieden und ihr nahelegen, daß er gern noch eine Weile hier draußen allein war. Er hatte nicht so schroff sein wollen, das mußte sie doch auch wohl ahnen.

Sie zuckte zusammen. So dunkel es war, er sah es doch.

„Dann also gute Nacht!" sagte sie. Ohne ihn noch einmal anzusehen, wandte sie sich um und verschwand im Dunkel.

Am anderen Morgen war er als erster auf. Er hatte Purdah früh bestellt, und eben, als draußen grau der Tag anbrach, ging er mit ihm fort. Er war eilig, er lief fast. Als er sich einmal umwandte, standen die Läden an ihrem Fenster auf, Willa war schon wach.

„Komm", sagte er zu dem Boy, „wir haben einen weiten Weg."

Sie gingen den schmalen Pfad am Fluß aufwärts. Brandes liebte diese stille ruhige Stunde vor der harten Tagesarbeit, sie hatte etwas Verheißenes und Ernstes, sie erinnerte ihn an seine Studienzeit. Oft hatte er die Nacht durchwacht und gearbeitet. Jener erste Morgenglanz war dann seine Feierabendstunde gewesen.

Nun, am frühen Tag waren die Zwergbäume, das Schilf am Ufer und die wirren dornigen Sträucher frischer als sonst, wenn die Sonne über dem wilden Busch brannte. Im brandigen Gras sah er die Fußspuren des Wildes, das in der Nacht am Wasser gewesen war. Aber heute achtete er nicht sonderlich darauf. Er war nicht mit sich zufrieden, er dachte daran, daß Willa Vandoren ihm soeben noch nachgeschaut hatte. Sie hatte die Fensterläden aufgestoßen, als er ging. Die Mißstimmung der letzten Tage klang dumpf und schwer in ihm nach. Diese Empfindungen verdichteten sich in seiner Brust zu einem schweren Vorwurf. Er versuchte seinen Gedanken zu entgehen, fast rannte er über den gewundenen Pfad. Aber eine dumpfe Beklemmung wollte nicht weichen.

In Schweiß gebadet blieb er stehen. Purdah, der ein Gewehr und die Tasche mit den Vorräten trug, kam keuchend heran.

„Bwana Brandes", sagte er stehenbleibend, „wie lange bleiben wir heute?"

„Warum?"

„Goram fragte danach, als ich gestern die Gewehre reinigte."

„Was hast du ihm gesagt?"

„Er sollte dich fragen."

Brandes nickte. Er wollte weiterstehen. Purdah machte ein Zeichen. „Bwana Brandes", sprudelte er hervor, „Goram und Bwana Barton waren gestern in der Stücke, und wir mußten hinausgehen."

Brandes schaute Purdah fragend an, er hatte nicht gleich verstanden, was Purdah wollte.

„Na, was hatten sie dann?" meinte er.

„Sie haben lange gesprochen, Goram sagte immer wieder: „Alles ist bereit, Bwana Barton!"

„Sie gehen heute auf die Jagd, Purdah, das war es wohl!"

Der Boy nickte, er hob die Tasche auf, sie setzten ihren Weg fort.

*

Wenig später stand die kleine Jagdexpedition auf der Veranda. Nur Vandoren war noch in seinem Zimmer. Der Sondermagen war auf das Hauptgleis gefahren worden, die Maschine stand unter Dampf, und der Maschinist schaute heraus. Henderson rief ihm einige Anweisungen zu. Er sollte die kleine Gesellschaft ungefähr eine Stunde weit in den Buschwald hineinfahren und dort bis abends auf sie warten.

Goram kam vom Wagen zur Veranda, er hatte die Gewehre und Taschen schon verstaut. Barton war schon etwas ungeduldig. Willa stand an der Brüstung. Sie war in Gedanken, einen Augenblick vergaß sie ihre Umgebung. Sie hatte Brandes am Morgen von ihrem Fenster aus nachgesehen. Es war alles so dumm und mißverständig. Nun fuhr sie mit Barton, nur aus Trotz, weil Brandes nicht nachgehen wollte, weil er sein Werk über sie stellte.

Henderson kam.

„Ihrem Onkel ist nicht wohl, Fräulein Vandoren, er hat Kopfschmerzen, er meint, Sie sollten ohne ihn fahren."

Barton schaute Henderson mit gerunzelter Stirn an. „Ach was", sagte er rasch, „lassen Sie mich sehen!" Und er wollte an Henderson vorbei ins Haus gehen.

„Nein", rief Willa, „lassen Sie mich gehen."

Vandoren saß angekleidet in seinem Zimmer, vor einem Tisch, auf dem Schreibutensilien standen. Sein Gesicht war grau und verfallen. Er hatte eine Zigarre angeraucht, sie dann aber weggelegt.

Als sie auf ihn zukam, fuhr er zusammen.

„Onkel John, ist es schlimm?" fragte sie und legte ihm die kühle Hand auf die Stirn. Sie fühlte, seine Stirn war heiß, er schien zu fiebern.

„Schlimm?" fragte er zerstreut. „Frage nicht, Willa!"

Sie hörte ein Räuspern. Barton stand vor der geöffneten Tür. Er schaute sie aufmerksam an. Seine Lippen waren zusammengepreßt, seine schwarzen Augen funkelten.

„Fahrt nur allein!" sagte Vandoren müde. „Es ist alles nicht so schlimm. Hab es schon öfter gehabt, das geht vorüber."

„O, ich bleibe hier, bleibe bei dir!" rief Willa und beugte sich über ihn.

Sein Kopf sank vornüber. Dann fuhr er wieder auf, wie mit einer letzten Anstrengung. „Nein, laß mich allein", sagte er rauh, „es dauert ja nicht lange, ich bin nur zu müde." Er schwieg, dann wiederholte er noch einmal „ja, zu müde."

Willas Augen standen voll Tränen.

Barton trat näher.

„Ich mache einen Vorschlag. Der Maschinist kann, während wir im Wald sind, ja zur Stadt fahren und den Arzt holen. Wir fahren dann abends alle zusammen her."

Sie schaute auf, sah ihn an. Sie mochte ihn nicht, auch jetzt nicht, aber sein Vorschlag war nicht schlecht. In diesem Augenblick dachte sie auch an Brandes, der jetzt wohl hätte hier sein können. Ihr Trotz war stärker als sie dachte, er sollte nur nicht denken, daß sie seinetwegen auf der Station geblieben war.

„Das könnten wir tun," sagte sie nachdenklich. Plötzlich fühlte sie einen harten Griff an ihrem Arm. Vandoren hielt sie gepackt, als wollte er sie zurückhalten. Während er sie aber so hielt, wiederholte er die Worte: „Ja, das könntet ihr tun."

Vandoren stand auf. Barton schaute ihn an. „Laßt euch das Vergnügen nur nicht entgehen. Meinetwegen braucht ihr auch nicht den Doktor zu holen. Wenn du zurück bist, Willa, bin ich wieder gesund und munter."

Sie sah ihn zweifelnd an. Dann drückte sie ihm die Hand. Er schien sie nicht loslassen zu wollen. An der Tür winkte sie noch einmal. Er saß wieder vor dem Tisch.

„Auf Wiedersehen!" rief er mit rauher Stimme.

Barton sprach draußen mit Goram. Sie ging an beiden vorbei, über die Lichtung zu dem Wagen. Ehe sie einstieg, schaute sie noch einmal zurück. Sie sah Barton mit Goram über die Veranda in das Zimmer ihres Onkels gehen. Dieser Anblick beunruhigte sie sofort, aber sie konnte darin auch nichts Auffälliges sehen. Ihr Onkel war von dem Ausflug zurückgetreten, vielleicht hatte Goram oder Barton noch irgendetwas zu fragen.

Sie stieg ein, der Wagen war glühendheiß. Sehr komfortabel war dieser Ausflug nicht, dachte sie. Die Fenster standen weit auf. Als sie jetzt ungeduldig zur Station hinüberschaute, sah sie Goram und Barton bei ihrem Onkel herauskommen. Sie machte sich Gedanken darüber. Barton, der als letzter kam, blieb drüben in der Tür noch einmal stehen, sie sah ihn einen Zettel oder Brief in die Tasche stecken.

Henderson kam noch einmal und gab Goram einige Anweisungen über die Wege, die er nachher mit seinen Begleitern einschlagen sollte. „Gut Glück!" rief er Willa zu, indem er ihr die Hand reichte.

„Wir hoffen das Beste," antwortete an ihrer Stelle Barton, der aus dem Nebenfenster schaute. Willas Blick suchte noch einmal über die Lichtung, drüben am Hause und zum Fluß hinüber. Niemand war zu sehen.

Die Fahrt begann. Klappernd rollte der kleine Zug davon. Staub wirbelte auf, Barton warf sein Fenster zu. Willa schaute immer noch zur Station hinüber, sie nähersten sich den hohen Hecken, die die Lichtung und das Haus nach dieser Seite verdeckten. Henderson stand noch auf der Veranda und — sie schaute genau hin — nun kam ihr Onkel wieder aus seinem Zimmer. Es ging ihm also schon besser. Dieser Gedanke erleichterte sie, sie hatte sich schon Vorwürfe gemacht, daß sie ihn verlassen konnte.

Nun rollte der Busch vorbei. Barton hielt sich zurück, er hatte also seine Taktik ihr gegenüber geändert, dachte sie zerstreut. Manchmal sprach er leise mit Goram, wie um sie nicht zu stören. Willa saß in ihrer Ecke.

„Barton," sagte sie aufblickend, „wir brauchen wohl nicht allzu weit zu fahren. Ich mache mir doch Sorgen um meinen Onkel. Vielleicht könnten wir etwas früher zurück sein?"

„Wenn Sie meinen!" sagte er.

Aber sie fuhren noch eine Weile. Der graue Busch wurde etwas lichter, rechts erstreckte sich die sonnige Steppe. Auf einer kleinen Kuppe stand ein wuchtiger Mangobaum. Goram schaute rasch nach draußen, dann winkte er Barton.

„Hier wollen wir aussteigen," nickte er Willa zu.

Er ging auf die Plattform und gab dem Maschinisten einen Wink. Die Maschine hielt. Dann standen sie etwas benommen von Staub und Hitze in der Sonne.

„O Bwana Barton," rief der Maschinist, „es sind Fremde im Busch."

Barton fuhr herum. Willa sah, daß er bestürzt war.

„Hast du was gesehen?"

„Eben als ich hielt, o Bwana, fremde Männer liefen über das Geleise."

„Du irrst dich, du hast zu lange in die Sonne geschaut!"

Der schwarze Maschinist schüttelte den Kopf.

„Nein, ich habe genau gesehen. Es waren keine Leute von hier."

Willa hatte erst beiseite gestanden, nun kam sie herbei.

„Wir können ja weiterfahren oder auch zurück," rief sie, „es mach doch nichts aus."

Barton widersprach.

„Warum?" meinte er, „der Busch ist belebter als Sie denken. Zu beiden Seiten der Bahnlinie liegen Dörfer. Man sieht sie nicht sogleich, das ist alles."

Der Maschinist kletterte wieder auf den Führerstand.

„Fahr zu!" rief Barton. „Gib Hendersons Brief bei Dr. Rose ab. Wenn du nicht hummelst, kannst du noch vor der Dunkelheit hier unter diesem Baum sein."

Willa hatte vergessen, daß sie doch den Arzt mitbringen wollten. Onkel John war zwar wieder aufgestanden, aber es war doch wohl richtiger, daß der Arzt ihn untersuchte. Sie wunderte sich, daß Barton daran dachte, während sie es vergessen hatte.

Der Snaheli nickte. Die Maschine ließ zischend Dampf, und der Wagen rollte davon. „Kommen Sie aus der Sonne!" rief Barton ihr zu.

„Wir werden nun doch etwas länger im Busch bleiben müssen, aber der Arzt sollte

Diese Nacht*

Ueber Wald und Feld sich rundet
Dunkeltief und kühl das Blau.
Stern um Stern ist angezündet
Und ihr klares Licht verkündet
Feier in dem Himmelsblau . . .

Feiernd alle Wesen schweigen
Mensch und Blume und das Tier.
Jedes ist sich selbst zu eigen.
Vor dem Höchsten nun sich neigen
Sterne dort und Menschen hier.

Westwärts ist der Tag gemündet
In das weite Meer der Nacht,
Die auch meine Kähne findet,
Seltsam, klar und unergründet,
Dunkeltief und blaubedacht.

*) (Kurt Scherg aus „Herz der Heimat", Deutsche Lyrik aus Siebenbürgen. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München)

morsche Baumstämme, die den Weg versperrten. Der Busch trat mehr und mehr zurück, sie kamen auf eine leicht ansteigende Steppe mit vereinzelten Baumgruppen und wirrem Strauchwerk. Dahinter lag ein Hügel.

„Von dort aus sehen wir die Station," sagte Goram und zeigte auf den Hügel. „Es ist heute klar."

Sie schritten rascher aus. Goram schaute vorsichtig nach rechts und links. Dann hob er die Hand.

Hinter einer niedrigen Böschung zur rechten hörten sie ein sonderbares Geräusch. Sie erstiegen die Böschung. Willa spähte über die Lichtung, die von ihnen lag. Zwei Giraffen mit braun und weiß gefleckten Fell standen friedlich bei einem niedrigen Baum, der wie eine große Mimose aussah. Sie reckten ihre langen Hälse und rupften die Blätter von den buschigen Zweigen. Ein Junatier lag bei ihnen im Grase und schaute friedlich zu.

Willa stand entzückt über diesen überraschenden Anblick. Das Elternpaar ließ nun von dem Baum ab. Im zärtlichen Spiel verflochten sie ihre langen Hälse und bissen sich in die Schultern. Sie vergaß über diesem hübschen Anblick, daß sie auf einem Jagdausflug war. Sie erinnerte sich, daß Henderson einen Photoapparat hatte, er hätte ihn ihr leihen können. Dann erschrak sie. Sie dachte an Barton. Vielleicht würde er auf diese schönen, friedlichen Tiere hier schießen. Das würde sie nicht ertragen können.

Plötzlich hörte sie das Knacken eines Zweiges. Die beiden Giraffen stutzten, das Junge sprang auf, und die drei ergriffen die Flucht. Ihr langsamer, schaukelnder Galopp hatte etwas Komisches an sich, und Willa freute sich, daß Barton nun wohl nicht zum Schuß kommen würde. Sie verließ ihr Versteck und schaute von der Böschung her hinter den fliehenden Tieren drein.

Die Giraffen verschwanden hinter einer Baumreihe. Sie wandte sich langsam ab und sah Goram und Barton noch unten stehen. Sie schauten wartend zu ihr auf.

„Gut, daß Sie nicht geschossen haben, Barton!" rief sie.

Er nickte.

Sie kletterten die steile Böschung hinunter. Dabei schaute sie über die beiden hinweg. In jähem Erschrecken sah sie in dem Gesträuch, das sie von oben besser übersehen konnte, plötzlich fremde Menschen auftauchen. Sie mußten ihnen hier im Gebüsch aufgelauert haben; nun schlichen sie vorsichtig näher. Das konnte nichts Gutes bedeuten.

„Barton, Goram!" schrie sie, „dort hinter euch!"

Wie graue Schatten krochen die Buschklepper aus dem Gesträuch. Sie warfen sich auf Goram und Barton. In schreckhafter Erstarrung sah sie, wie ihre beiden Begleiter sich zur Wehr setzten. Alles war nun wie ein häßlicher Traum. Die Angreifer schienen keine Neger zu sein. Sie glichen dem Gesindel, das sie in der Stadt gesehen hatte. Das mußten die Fremden sein, die der Maschinist von seinem Führerstand aus beobachtet hatte. Mit erhobenen Kolben warfen sie sich auf Barton. Sie sah, wie er einen der Angreifer zurückstieß. Aber dann brach er unter einem heftigen Schlag zusammen. Goram wehrte sich verzweifelt gegen zwei andere. Auch er fiel.

Alles geschah so lautlos und schnell, daß sie fast an eine Sinnestäuschung glaubte. Aber mit einem wehen Angstschrei schreckte sie nun aus ihrer Erstarrung auf. Die Angreifer drangen auf sie ein. Sie sah in hageren braunen Gesichter der Buschklepper, zwei, drei sprangen ihr mit funkelnden Augen entgegen. Sie bob verzweifelt ihr Gewehr. Es wurde ihr aus der Hand gerissen. Dann fühlte sie sich mit harten Griffen gepackt und fortgezerrt.

Sie wußte nicht mehr, was mit Barton und Goram geschah. Die Wegelagerer drängten sich um sie. Ihre Gesichter waren wild und tierisch. Sie schrie. Von hinten wurde ihr ein Tuch über den Kopf geworfen. Sie wurde fortgetragen.

Erst jetzt hörte sie eine befehlende Stimme. Sie verstand nicht, was sie sagte. Wie ein Warenballen wurde sie über die Lichtung geschleppt. Dann hörte sie Hufescharren. Sie scharrel in einen Hinterhalt geraten, fuhr es ihr durch den Kopf. Und plötzlich begriff sie die Wahrheit, sie sollte verschleppt und entführt werden.

Sie war dort auf der Station oft von indischen Händlern und Eingeborenen aus den Dörfern gesehen worden. Sicher war es bald bekannt geworden, daß sie eine Verwandte des großen Herrn aus London war, der an Fluß eine Brücke bauen ließ. Sie mußte reich sein, ebenso wie der alte Herr auf der Station, und um sie wieder freizukaufen, würde er wohl nicht erst lange handeln. Diese Ueberlegungen gingen ihr durch den Kopf. Dann dachte sie an Barton und Goram, die nun hilflos im Busch lagen. Wenn sie noch lebten, waren sie dem Tod durch qualvollen Durst preisgegeben. Alle diese Gedanken kamen ihr, während harte Hände sie an Händen und Füßen hielten. Das schmutzige Tuch, das die Entführer ihr über den Kopf gezogen hatten, erstickte sie fast.

Sie fühlte noch, daß sie auf ein Reittier gesetzt wurde, dann verlor sie das Bewußtsein.

*

Mittags machte Brandes an einem kleinen See halt. Dichtes Schilf wucherte am Ufer, im Schatten der Bäume segelten große Libellen über dem Wasser daher. Er war vor drei Wochen schon einmal hier oben gewesen. Das Wasser war inzwischen gestiegen, es war Schneewasser aus dem Gebirge. Dumpfe Hitze brütete über dem reglosen See.

Brandes ging aufmerksam am Ufer entlang. Purdah packte die Tasche aus, dann aßen sie schweigsam. Als sie fertig waren, sprang Brandes auf.

„Wir gehen sofort wieder zurück."

Purdah hatte das Gewehr fertig gemacht, aber nun wurde nichts aus der Jagd. Ungeduldig wartete Brandes, bis der Boy mit dem Packen fertig war. Dann ging er wie ein Gehetzter voran.

Sie waren unten an der Raststelle, eben als die Kulis singend und schwatzend abzogen. Sie hatten Feierabend. Die Weiler waren wieder ein Stück gewachsen, aber der Damm war noch immer nicht aufgeschüttet. Das mußte die erste Arbeit sein, dachte Brandes im Vorbeigehen. Der Himmel war bewölkt, fettige Wolken starrten düster über das Tal. Vielleicht sah es schon in der Nacht Regen. Die Vorboten der Regenzeit.

Henderson war allein in seinem Zimmer, als er über die Veranda ging. Er klopfte an, trat ein.

„Nun?" rief Henderson.

Brandes warf seinen schweren Hut auf einen Stuhl.

„Wie ich dachte," sagte er mürrisch. „Das Wasser hier unten wird bald steigen."

Henderson strich sich nervös über den kurzen Schnurrbart.

„Ich habe schon dran gedacht. Wir müssen morgen alle Leute an den Damm setzen. Es sind Steine genug am Fluß, die Maurer können allein arbeiten."

Brandes schaute stehend durch das Fenster. Draußen war alles still und leer. Henderson bemerkte seinen Blick.

„Sie sind abgefahren, Brandes," sagte er, während er mit dem Bleistift eine Notiz machte.

Brandes schaute vor sich. „So!" sagte er dann.

„Das heißt, Vandoren ist nicht mit," warf Henderson ein.

„Sie sind allein gefahren?"

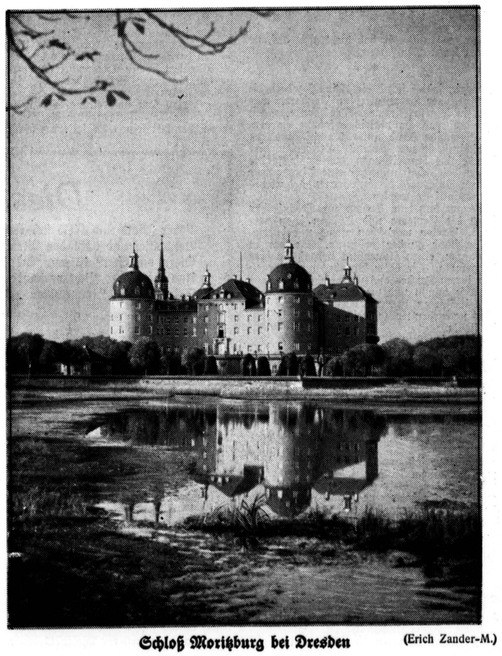
„Ja, Vandoren war nicht gut zurecht. Sie sollen sogar einen Arzt holen."

Sie schwiegen eine Weile. Ein Schatten fiel durch das Fenster. Brandes schaute auf. Vandoren ging über die Veranda. Nun stand er vorn an der Brüstung und schaute zum Busch hinüber.

Henderson zeigte mit dem Kopf nach draußen.

„Vandoren ist sehr unruhig. Jede Viertelstunde steht er dort und schaut, ob sie noch nicht wiederkommen. Kann mir nicht denken, warum er sich eigentlich Gedanken macht."

Er rechnete weiter. Brandes schaute hinaus. Vandoren stützte sich mit beiden Händen auf, seine Schultern standen hoch und



Schloß Moritzburg bei Dresden (Erich Zander-M.)

der Kopf lag sonderbar tief auf seiner Brust. Wie konnte Willa ihn nur allein lassen, dachte Brandes zornig. Nun war sie mit Barton allein draußen, daß Goram dabei war, machte nicht viel aus. Sicher tat sie es ihm zum Trotz. Wenn er ihr eben seine Arbeit vorzog, dann mußte er schon damit vorlieb nehmen, daß sie sich andere Gesellschaft suchte.

„Ich habe nachgerechnet," sagte Henderson von seinem Tische her, „wir müssen eine Stunde eher anfangen und auch abends eine Stunde zusetzen. Denn sonst schaffen wir es nicht."

Brandes nickte. Er war wütend. Immer dieser Bau; sie waren seine Sklaven geworden. Sie mußten mehr und länger arbeiten als die Kulis.

Er stand auf. Vandoren war fortgegangen. Brandes stieß die Tür auf und ging über die Veranda. Nun stand er dort, wo eben noch Vandoren gewartet hatte. Unten an dem Vorplatz stand die Antilope Paa, sie knabberte an einem Strauch und äugte dabei herüber. Aber sie wartete umsonst auf seinen Zuruf.

Warum mußte Willa diese Fahrt mit Barton machen! Er wußte, daß sie Barton nicht gern sah, daß sie ihn vielleicht haßte. Aber ihr kindischer Trotz ließ sie nun alle Bedenken zur Seite schieben. Nun war ihr Barton recht, wenn er sich nur darüber ärgerte. Aber während er so überlegte und wartete, wuchs Brandes noch mißtrauischer auf sich selbst. War er vernünftiger und anständiger gewesen als sie? Nur ein gutes Wort, ein freundlicher Blick von ihm, und sie hätte auf diesen Ausflug verzichtet. Es war seine Schuld, er hätte nachgeben müssen.

Ein plötzlicher Windstoß fegte über die Lichtung und trieb ihm den Staub in die Augen. Er wandte sich um und schützte sein Gesicht mit den Händen. Drüben stand Vandoren an seinem Fenster. Er wartete immer noch. Nun grüßte er kurz und trat zurück in den tiefen Schatten seines Zimmers.

Dumpfer Donner grollte über der Station, bleigraue Dämmerung breitete sich über die Lichtung. Wieder kam ein glutheißer Luftstrom. Die Blätter an den Bäumen schienen in irrsinniger Hast von ihren Zweigen wegzustreben. Fahler Lichtschein flammte auf und im grellen Wetterleuchten schien der Saum der Wildnis wie ein sprungbereites Raubtier vorzuspringen.

Brandes lief auf. Drüben kam die Maschine mit dem Sonderwagen. Er hörte deutlich das helle Klirren der Kette und das Stoßen der Schienen. Ein seltsame Spannung überfiel ihn. Sie schien sich ihm aus dieser gewitterschwülen Luft ringsum mitzuteilen. Alle Dinge ringsum schienen zu warten. Die Antilope Paa stand unten neben dem Strauch, sie kaute wie in Gedanken an ein paar Blättern, die sie eben noch gerupft hatte. Brandes sah alle diese Einzelheiten. Auch Purdah hatte sich eingefunden, er wartete unten mit gekreuzten Armen.

Die Maschine fuhr den Wagen bis zur Haltestelle drüben hinter der Lichtung. Brandes sah, wie die Türen aufstiegen. Zuerst stieg Goram aus dem Wagen, dann folgte ein Herr in weißem Anzug, dann kam Barton. Brandes fuhr sich mit der Hand über die Augen. Goram und Barton trugen Tücher um den Kopf, Barton wankte, er hatte sich einen Stock gemacht. Sie schauten auf, dann kamen sie langsam auf das Haus zu.

Brandes wartete. Nun mußte Willa aus dem Wagen kommen. Warum kamen die andern schon vor! Half ihr keiner beim Aussteigen?

Der Maschinist war von seinem hohen Sitz geklettert. Nun ging er zu dem Wagen, und Brandes sah, wie er die Türen wieder zuwarf.

Willa war nicht mitgekommen.

Wieder kam ein dumpfer, rollender Donner, der gewaltig anschwoll und drohend verstummte. Dann war es still. Beängstigend still. So war es immer, wenn ein schwerer Sturm kam.

Und dann fiel scharf wie ein Peitschenknall ein Schuß.

Brandes fuhr zusammen. Ein Revolverschuß, dachte er. Dann schnellte er herum. Der Schuß war im Haus gefallen. Er stand an der Brüstung und wagte nicht fortzugehen. Drüben war noch das Fenster zu Vandorens Zimmer auf, die viereckige Oeffnung war dunkel. Die Tür wurde aufgerissen. Henderson stand auf der Schwelle. Sein Gesicht zuckte.

„Vandoren hat sich erschossen!" sagte er.

Brandes stand einen Augenblick wie erstarrt.

„Mensch!" rief er. „Drüben kommt Doktor Rose, er soll kommen."

Er zeigte nach draußen und lief dann an Henderson vorbei ins Haus.

Die Tür zu Vandorens Zimmer stand auf. Vandoren saß nun vor dem Tisch, die Ellenbogen auf der Tischplatte. Sein Kopf lag schwer vornüber. Brandes kam auf den Zehenspitzen näher. Vor ihm lag der Revolver, er war wohl der Hand Vandorens entfallen. Nun sah er an seiner Stirn eine blutige Oeffnung, aus der dünnes Blut sickerte. Mein mechanisch leate Brandes seine Hand auf die Schulter des Sitzenden. Doktor Rose brauchte wohl nicht mehr zu kommen, Vandoren war tot.

Sein Kopf lag auf einem Schriftstück, das Tintenfaß war umgestürzt und hatte etwas von seinem Inhalt über das Papier ergossen. Brandes schaute über Vandorens Schulter.

„An meine Nichte Willa Vandoren", las er.

Er beugte sich über den Toten. Draußen hörte er hastige Stimmen. Mit einer raschen Bewegung zog er an dem Schriftstück, es glitt unter den steifen Händen des Liegenden hinweg. Brandes hob es auf, schaute hinein. Es war ein Brief an Willa.

Vandoren mußte ihn in seinen letzten Minuten geschrieben haben. Dann war der Behälter mit der Tinte umgestürzt und hatte den Schluß des Briefes unleserlich gemacht. Brandes las einen Augenblick, dann lauschte er. Barton, Henderson und der Doktor kamen, sie waren schon im Hause. Auf dem Tisch lag das Löschblatt. Brandes nahm es rasch, trocknete die Tinte auf dem Brief und faltete ihn zusammen. Er zögerte einen Moment, dann steckte er das Schriftstück in seine Seitentasche.

Nun standen Barton und Henderson in dem kleinen Zimmer. Ein Herr war bei ihnen, Doktor Rose. „Wo?" fragte er. Dann ging er behutsam auf Vandoren zu, griff seinen Puls und betastete die Wunde. Er schüttelte den Kopf. „Aus," sagte er.

Es war dunkel im Zimmer. Wieder grollte der Donner. Dann prasselte draußen der Regen nieder, trommelte auf das schräge Dach. Der Arzt trat einen Schritt zurück, ein kleiner Papierstreifen fiel taumelnd zu Boden. Brandes bückte sich, es war ein Zettel von Vandorens Tisch. Mechanisch hielt er ihn vor die Augen, um zu lesen.

Barton hatte wie erstarrt gestanden. Mit einer hastigen Bewegung schnellte er auf Brandes zu, riß ihm den Zettel aus der Hand.

„Verruminen siebzig!" hatte Brandes vorher gelesen. Er sprach diese Worte nun laut vor sich hin und furchte die Stirn. Er schien Bartons Unhöflichkeit gar nicht bemerkt zu haben.

„Vandoren hat etwas geschrieben?" fragte Barton sich umwendend.

Sein Blick ruhte stechend auf Brandes. Er steckte den schmalen Papierstreifen in die Seitentasche und wartete auf eine Antwort.

Aber Brandes sprach nicht.

„Er muß geschrieben haben," sagte Barton fast wie im Selbstgespräch. „Hier liegt sein Federhalter und das Tintenfaß ist umgestürzt, es war nicht verkorkt. Sicher ist es umgefallen, als er — sich erschossen hat." Er sprach leise und langsam, aber seine Hände fuhren auf dem Tisch herum.

Brandes schaute ihn aufmerksam, aber doch tief in Gedanken an. Er beobachtete ihn genau. Henderson und Doktor Rose standen wartend dabei. Draußen rauschte schwerer Regen mit eintönigem, fast klagendem Plätschern über das Dach und den Vorplatz. Das dumpfe Donnern hatte aufgehört.

„Wo haben Sie Willa gelassen?" fragte Brandes plötzlich.

Barton fuhr zurück.

„Ja, wo ist Willa Vandoren?" fragte nun auch Henderson.

Barton hob die Schultern.

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Familienabende

bei Volksmärchen und schöner Hausmusik

Es gab noch vor kurzem Eiferer des Nationalismus, die das Märchen ablehnten, weil es wirklichkeitsfremd sei. In ihrer einseitig-blinden Art, die Welt zu sehen, empfanden sie nicht, wie lebensnahe und lebensvoll gerade unsere Volksmärchen sind. Genußt ist ihre Ethik naiv: alles Böse findet gleich drastisch seine Strafe, alles Gute seinen Lohn. Sie führen uns in die Welt des Zaubers, der hilfreichen und bösen Geister, der sprechenden Tiere.

Aber vor diesen Hintergrund, der jedem Kindergemüt und auch unverfälschtem Volksempfinden gemäß ist, stellen unsere Volksmärchen echte deutsche Lebensbejahenden. Wie prächtig stellt sich uns zum Beispiel die Treue des ergebenen Heinrich im „Froschkönig" dar, dem die Not seines Herrn das Herze so betrübt, daß er es in Eisenbanden legen muß, damit es nicht zerspringt! Ein ganz ergreifendes Bild der Treue zwischen Herr und Vasall ist „Der treue Johannes". Hier verherrlicht sich seine Treue, die auf beiden Seiten zur äußersten Hingabe bereit ist. Wie fein ist die strenge Konsequenz der „Wahrheitsliebe im „Marienkind" gezeichnet! Edle Geschwisterliebe ist ein Motiv so manchen deutschen Märchens. Man denke nur an „Die zwölf Brüder", „Die sieben Raben", „Brüderchen und Schwesterchen", Treues Helfen, freudiges selbstloses Dienen verherrlichen „Frau Holle", „Schneewittchen", „Die Sternlaler".

Es ist charakteristisch für den echt deutschen Geist, der in unseren Volksmärchen lebt, daß so häufig die schlichte Einfalt in ihnen zum Siege geführt wird, wie etwa bei „Hans im Glück", „Doktor Allwissend", „Fischlein, deck dich". Ebenso aus deutscher Art geboren ist der gesunde, oft urwüchsig-derbe Humor, der in so vielen Märchen zutage ist. Daneben wandelt leis sinniges Freuen an der Natur. Der deutsche Wald tut weit seine dunklen Hallen auf; helle Quellen murmeln, muntere Vöglein singen, und alle Tiere schauen uns freundlich an.

Und diese Fülle urwüchsigen Lebens kommt in ganz schlichter, ungekünstelter Form zu uns. Unsere Märchen sprechen rein und urtümlich unsere Muttersprache, die das Kind verlebt und die zugleich ein Kunstwerk ist. Es gibt außer dem Volkslied keine Form der Dichtung, in der sich so unverfälscht das Volksempfinden ausdrückt, als das Volksmärchen.

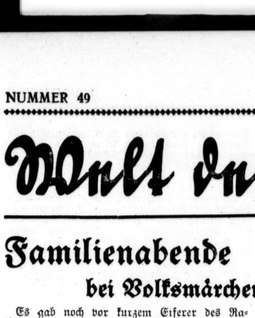
Darum gehört es in jedes deutsche Haus. Darum müssen vor allem wieder unsere deutschen Mütter es liebgewinnen und mit seinen inneren Werten vertraut werden. Dann nur werden sie rechte Märchenerzählerinnen, die es fertig bringen, daß die Kleinen im Bann ihres Wortes stehen und immer wieder das gleiche Märchen hören wollen, dessen Fülle sie nicht ausschöpfen. — Aber es ist falsch, zu glauben, nur für die Kleinsten sei das Märchen da. Wer den tiefen, sinnigen Gehalt unserer Volksmärchen emporzuheben versteht, der wird erfahren, daß auch die Größeren, ja selbst die ganz Großen, ihnen noch gerne lauschen. Wie froherhebend könnten Familienabende werden, in deren Mittelpunkt ein edles Volksmärchen steht, das die Größeren mit Volksliedern und schöner Hausmusik einrahmen, vielleicht auch in leicht darzustellenden Schattenbildern anschaulich machen, oder die Kleinen „spielen" es. Dazu eine der billigen Richtermappen mit den gemütvollen Zeichnungen dieses echt deutschen Meisters zu unsern Märchen auf den Familientisch, und ein bildender und bindender Kreis ist geschaffen.

Klara Wirtz.

Im Spielzeugladen

Immer mehr setzt sich die Ansicht durch, daß es wichtig ist, seinen Kindern solide gearbeitetes, dauerhaftes Spielzeug in die Hand zu geben, das nicht gleich bei der ersten kindlichen Annäherung ein Trümmerhaufen wird.

So haben sich im Laufe der Jahre eine große Anzahl kleiner und kleinster Werkstätten gebil-



Ein Rößlein seh' ich traben . . .

det, die sich die Aufgabe gestellt haben, Spielzeug — ebenso wie Gegenstände des täglichen Bedarfs — in bester, solidester und materialgerechter Ausführung herzustellen. Fast in jeder Stadt sind diese kleinen „bunten Läden" anzutreffen, die so hübsch aussehen, und deren Auslagen immer ein paar Schaulustige anlocken.

Jede Werkstatt hat ihr besonderes Gebiet, das sie bearbeitet; ihren Lieblingswerkstoff, dem sie sich mit Leidenschaft hingibt: Holz oder Leinen, Papier, Bast, Silber, Messing, Zinn, Leder und so weiter. Gern tut man einmal einen Einblick in solch einen kleinen Laden. Da gibt es zum Beispiel einen, der die hübschen Stoffiere herstellt. Im Schaufenster und innen auf den Regalen sieht man lustige Tiere in allen Farben, hergestellt aus netten bunten, ein Kindergemüt erfreuenden Stoffen, Elefanten, Schafe, Esel, Giraffen, ein Känguruh, das in seinem Beutel ein Junges trägt, dann Tauben, die picken, Igel, die umherschnobern, dazwischen flott marschierende Soldaten, wunderhübsche abwaschbare Kinderbücher mit guten deutlichen Bildern. Und dieser ganze bunte Zoo steht vor einem glitzernden Hintergrund von Lametta und Silbersternen auf himmelblauem Grunde. Es ist eine liebliche Märchenwelt!

Sehr wirklich und echt sehen uns alle diese Stoffiere an. Sie haben es nicht nötig, durch grelle Farben zu locken oder durch übertriebene groteske Formen. Nein, ein Schweinchen ist einfach rosa geblümt mit hellblauen Augen, könnte es denn anders sein? Ein Nilpferd trägt in der Musterung seines Stoffkleides den ganzen blumengeschmückten Nil. Die Zebras sind schwarz-weiß gestreift, sogar die Mähne, die Pferdchen wagen sich rot mit blauer Mähne hervor. Eine Giraffe steht ganz groß und breitbeinig da, sie ist rosa mit weißen Tupfen, etwas einsam schaut sie von ihrer Höhe herab auf alle ihre kleinen Genossen.

Und Puppen sind da! Das muß nun auch so sein in einem rechten Spielzeugladen. Aber die Puppen, die man heute zu sehen bekommt, die sind doch ganz besonders. Nicht mehr so rosig und glatt und starr. Etwas wie rechtes Leben und echte Kindlichkeit ist in ihnen, sie haben ein Trotzköpfchen aus hartem behobeltem Holz, von dem zu beiden Seiten, gerade so wie bei einer richtigen Brigitte oder Gisela, zwei strohgelbe Zöpfchen, aus Seide mit einem Wollschleifchen abgebunden, herabhängen. Sie haben ein Stupsnäschen und kugelrunde Augen, und ein hübsches, gut gearbeitetes auf- und zuknöpfbares Kleidchen hängt an ihnen herab. Sie sind so recht zum Liebhaben, liebevolle Kinderarme werden sie zu Weihnachten umschlingen.

Wir sprechen nun auch mit der Hüterin aller dieser Herrlichkeiten, und es wird uns sofort klar, daß ein großes, warmempfindendes Herz dazu gehört, dieses bunte Spielzeug zu schaffen, zu sammeln und aufzubauen. Sie führt uns in ihre kleine Werkstatt hinter dem Laden und erzählt uns von ihrer Entwicklung. Sie zeigt uns Stoffvorräte und spricht davon, wie zu jedem Stofftierchen ein ganz besonders gemusterter Stoff vonnöten ist, mit wieviel Studien im Zoo die Naturähnlichkeit dieser kleinen Tiere erzielt

Lotte Höper schuf dieses Puppenkind Elisabeth (Deike M.?)

wird, wie die Augen in verschiedenen Farben gestickt werden, um so recht sprechend und echt zu wirken, und auch die Mäuler einer individuellen Behandlung bedürfen.

Leni Klose-Sellschopp.

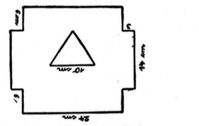
Zu Weihnachten ein neues Kleid

Kinderkleid in Stäbchen- und Maschenhäkelei

Das hat meine Mutti gemacht! Photo: Sonderhoff / (Deike M)

Material: 50 g grüne Mooswolle, 50 g weiße Mooswolle, 50 g weiße Seide.

Die Wolle wird doppelfädig verarbeitet. Mit einem Anschlag von 62 L. beginnt man am unteren Rand des Vorderteiles. Hintour: immer grüne Wolle. Rücktour: f. M. weiße Seide. 1. Reihe: 62 St. (1½ cm hochgezogen). Rücktour: weiße Seide f. M. 2. Reihe: Muschen. (Man holt den Arbeitsfaden mit Umschlag dreimal durch das untere Maschenglied, mascht alles zusammen ab, 1 L., wieder 1 Musche, 1 L. In jede 2. f. M. der unteren Reihe kommt eine Musche (31 Muschen in der Reihe). Rücktour: f. M. in Seide. (In jede Musche und jede L.



Schnittübersicht zum Leibchen

1 f. M.). 3. Reihe: St. in grüner Wolle. Rücktour: weiße Seide f. M.). Und so abwechselnd 1 St.-Reihe, 1 Muschenreihe. Nach der Rücktour der 2. Muschenreihe teilt man die Arbeit dem Schnitt entsprechend in der Mitte und schlägt zu dem Aermel an jeder Seite 8 L. auf. Man arbeitet jedes Vorderteil für sich bis zur Schulterhöhe, dabei am Halsausschnitt dem Schnitt nach abnehmen. Nach der 5. Muschentour ist die Schulterhöhe erreicht. Die zweite Schulter ebenso arbeiten, dann arbeitet man jedes Rückenteil für sich an. Man schlägt zum rückwärtigen Halsausschnitt an die Schulter 10 L. auf, arbeitet 3 St.-Reihen mit 2 Muschenreihen und hat damit den Aermel beendet. Man läßt die 8 Aermelmuschen weg und arbeitet das Rückenteil mit zwei Muschen- und 2 St.-Reihen fertig. Das zweite Rückenteil ebenso. Aermel- und Seitennähte schließen. Die Aermel behäkelt man mit einer Tour St. Rücktour (f. M. weiße Seide) eine Muschentour und abschließen mit einer Reihe Pikots in weißer Seide. An den Halsrand arbeitet man vom Rücken angelangen bis zur vorderen Mitte genau so wie am Aermel 1 Reihe St., Rücktour, 1 Reihe Muschen, Pikots, die zweite Seite ebenso. Den unteren Rand der beiden Rückteile näht man in der Mitte zusammen, setzt auf die linke Seite drei Knöpfe, arbeitet an die rechte 3 Oesen. Der untere Rand des Leibchens wird mit einer Tour f. M. in weißer Seide behäkelt; hieran häkelt man das Röckchen in weißer Wolle. Man arbeitet in jede f. M. 2 St. (weiße Wolle, 1½ cm hochrezogen). Man hat dann zusammen ca. 240 M. Es werden 11 Reihen weiße St. gearbeitet. Hieran 1 Tour f. M. in weißer Seide. 1 Tour Muschen (grüne Wolle), 1 Tour f. M. weiße Seide, 1 Tour St. grüne Wolle, 1 Tour f. M. weiße Seide, 1 Tour Muschen grüne Wolle, 1 Tour f. M. weiße Seide. Das Röckchen ist 22 cm lang.

Abkürzungen: M. = Masche, L. = Luftmasche, f. M. = feste Masche, St. = Stäbchen.

Unser Weihnachtsgebäck

Die weihnachtlichen Kuchen, die sich längere Zeit halten, soll die Hausfrau nicht erst in den letzten Tagen vor dem Fest backen, sondern soll beizeiten damit anfangen, damit sie sich richtig Muße bei dieser lieben Beschäftigung gönnen kann.

Streukuchen. In 200 Gramm gesiebtes Mehl tut man 100 Gramm Margarine, in Stückchen gepflückt. Dann gibt man 150 Gramm Zucker hinzu, etwas gestoßenen Kardamom, die abgeriebene Schale einer halben Zitrone und ein ganzes Ei. Man knetet alles gut durch, rollt den Teig dünn aus und sticht ihn nun zu verschiedenen Formen aus. Man legt die Kuchen auf ein mit Fett bestrichenes Blech und backt sie. Nachdem sie abgekühlt sind, werden sie mit Zuckerglasur bestrichen, die man mit bunten Zuckerperlen bestreut.

Förmchenkuchen. Man rührt 200 g Zucker mit 200 g Butter schaumig und tut 200 g geriebene Mandeln und 200 g gesiebtes Mehl hinzu. Der Teig muß geknetet werden, bis er ganz fein und gleichmäßig ist. Man gibt ihn in kleine, mit Fett ausgestrichene Formen oder Muscheln und backt ihn. Die Förmchen müssen erst gut ausfühlen, ehe man sie stürzen kann.

Braune Strupkuchen. 500 g Strup setzt man mit 150 g Margarine in einen Topf aufs Feuer und zerläßt ihn. Sobald er zum Kochen gekommen ist, gibt man ihn in die Backschüssel und rührt nun schnell 125 g Zucker hinein, ferner 10 g Natron, das man in ein wenig warmem Bier aufgelöst hat. Man gibt ferner hinzu ½ Teelöffel geriebenen Muskat, 1 Teelöffel Zimt, etwas feingewiegte Zuckade, die abgeriebene Schale ½ Zitrone, 75 g geschälte, gewiegte Mandeln 1 kleinen Eßlöffel Rum oder Kognak, eine Messerspitze Cremortartari und schließlich 625 g Mehl. Der Teig wird so lange geknetet, bis er sich von den Händen löst; hierauf legt man ihn in einen mit Mehl ausgestrichenen Topf, bindet diesen zu und läßt den Teig zwei Tage stehen. Dann kann man ihn, je nachdem man Zeit hat, dünn ausrollen und in Vierecke oder längliche Streifen schneiden, die man mit einer halben, eselbilten Mandel belegt. Man kann auch allerlei Figuren aus dem Teig ausstechen. Der Teig hält sich lang.. ja, er wird, wenn man ihn vor dem Ausbacken etwas länger stehen läßt, nur immer besser. Man darf aber nicht vergessen, den Topf jedesmal wieder zuzubinden.

Diese Kuchen werden sämtlich in gut schließenden Blechdosen an einem trockenen Ort aufbewahrt.

Wie wird man Filmautor?

Ein Gespräch mit Alois Johannes Lippl

A. J. Lippl, der Autor zahlreicher Bühnenwerke — besonders berühmt wurde seine „Ringtorgel" — ist seit etwa zwei Jahren bei der Ufa als Dramaturg tätig und schrieb in dieser Zeit mehrere Drehbücher, z. B. zu „Ehestreik". Jetzt hat er wieder einen Filmstoff gefunden, und zwar in seinem eigenen Theaterstück „Der Holledauer Schimmelkrieg". Lippl schrieb das Drehbuch und wird gleichzeitig mit diesem Film sein Filmregiedebüt ablegen.

Bevor Lippl zu den Aufnahmen nach Berlin fuhr, unterhielten wir uns mit ihm, und diesmal interessierte uns vor allem seine Meinung zu dem Thema: „Wie wird man Filmautor — Filmregisseur?" „Na, das ist ein schwieriges Kapitel" beginnt Lippl in seiner temperamentvollen Art, „Die jungen Leute stellen sich das so einfach vor. Da hat man eine Idee, und dann setzt man sich hin und schreibt ein Drehbuch. Das reicht man irgendeiner Firma ein, es wird selbstverständlich angenommen, und man bekommt viel Geld.

Leider oder Gott sei Dank sieht die Wirklichkeit ganz anders aus. Am Anfang steht, wie bei jeder künstlerischen Arbeit, die Frage: Bin ich dazu berufen, ist mein Talent groß genug, und habe ich so viel innere und äußere Kraft, den schweren Weg bis zum Ende zu gehen? Dann heißt es lernen, das heißt also schreiben, viel lesen, gute Theaterstücke sehen, Filme betrachten, auch die schlechten — aus Negativem lernt man oft sehr viel! Aber das ist noch lange nicht alles. Der Film besteht ja nicht allein aus einem Drehbuch, und die Arbeit eines Autors ist nicht mit dem fertigen Buch abgeschlossen. Um aber ein richtiges Filmdrehbuch schreiben zu können, muß man den Film verstehen, seine Gesetze kennen, wissen, wie die Kamera arbeitet usw.

Sehen Sie, ich habe den Film von der Pike auf kennengelernt, und alles, was zu machen ist, habe ich gemacht. Ich habe am Schneidetisch gesessen, ich habe schon vor vielen, vielen Jahren als einer der ersten mit den Tonmeistern die Mischungen gemacht, eigene Konstruktionen für bessere Tonaufnahmen erfanden wir — und daß in wenigen Wochen alle anderen Arbeiten an diesem Film erledigt sein werden, so daß Anfang Februar die festliche Uraufführung dieses Filmdokuments stattfinden wird. Der Olympiafilm steht kurz vor seiner Vollendung.

Werfen wir nun einen Blick auf den Stand der gegenwärtigen Arbeiten und schauen zurück auf das, was in den letzten 15 Monaten geleistet worden ist. Das Ergebnis der Filmaufnahmen waren über 400 000 m Negativfilm. Dazu kamen 36 000 m Tonfilmstreifen. Um sich einen Begriff von der Länge dieser Filmstreifen zu machen, sei gesagt, daß Frau Riefenstahl 80 Arbeitstage täglich acht bis 10 Stunden im Vorführraum saß, um sich erst einmal Meter für Meter anzusehen. Der Lese wird hierbei sicherlich fragen, ja warum ist denn überhaupt soviel gedreht worden? Die Antwort ist darauf sehr leicht zu geben. Weil

Wer wird die schöne Braut (Heli Finkenzeller) gewinnen? Aus dem Film „Der Schimmelkrieg von Holledau" (Photo 2 Ufa)

niemand bei den sportlichen Wettkämpfen vorher wußte, wer Sieger wird. Hätte man bloß die „Favoriten" aufgenommen und plötzlich wäre irgendein „Außenseiter" Sieger geworden, so hätte es niemals mehr die Möglichkeit gegeben, dieses Ereignis auf den Film zu bekommen. So mußte jede Phase und jeder einzelne Kämpfer auf dem Filmstreifen festgehalten werden. Als Beispiel sei hier erwähnt, daß beim 1500-Meter-Lauf vom Start bis Ziel ein vollständiger Filmstreifen gedreht wurde, ohne daß auch nur ein Meter fehlt. Dazu kommen die Tausende von Metern, die von den verschiedensten Standpunkten aus aufgenommen wurden, um ein möglichst abwechslungsreiches Bild später zu gewähren.

Bei der ersten Vorführung des aufgenommenen Materials ergab sich, daß es unmöglich ist, die Olympischen Spiele in einen kurzen abendfüllenden Film zu drängen. So wurde die Zweiteilung durchgeführt. Der erste Teil beginnt mit Aufnahmen der klassischen Stätten in Griechenland, es folgt der Prolog, der Fackellauf, die Eröffnung, die wichtigsten Kämpfe der Leichtathletik und schließt mit dem nächtlichen Tanzfestspiel. Der zweite Teil beginnt mit Aufnahmen aus dem Leben und Treiben im Olympischen Dorf und enthält alle Arten des Wasser- und Pferdesports, Fechten u. a. und schließt mit der Schlußfeier der Olympischen Spiele. Jeder Filmteil wird 3500 Meter lang sein, also etwas mehr als unsere üblichen Spielfilme umfassen.

Die viermal Hunderttausend Filmmeter wurden in 127 Abteilungen wie z. B. „Fackellauf" oder „Leichtathletik" eingeteilt. Wir finden in den Arbeitsräumen der „Olympiade Filmgesellschaft" in Berlin-Neukölln in den vielen großen Regalen die Pappschachteln, die die einzelnen Filmrollen enthalten, mit den merkwürdigsten Bezeichnungen wie z. B. „Zuschauer: gelpaunt" — „Zuschauer: Beifall" — „Zuschauer: im Regen" und so geht es weiter bis zu der sachlichen Einleitung: „Eröffnung" oder „Großes Jagdspringen" oder „Brustschwimmen der Frauen" usw.

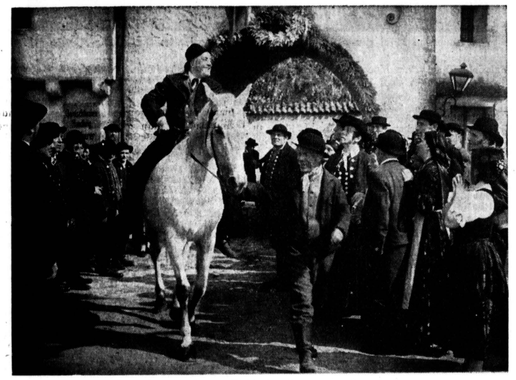
Seit dem 15. Januar 1937 — zehn Monate lang — hat Leni Riefenstahl aus den vorhandenen 400 000 Meter Negativfilm zweimal 3500 Meter für den Olympiafilm herausgeschnitten. Mit Ausnahme eines ersten Ausschnittes, des Wertlosen, durch ihre Mitarbeiter, schneidet sie alles selbst, um die künstlerische Einheitlichkeit des Werkes zu wahren. Meter für Meter rollt so durch ihre Hände und wird vorsam geprüft, ausgewählt oder abgelegt. Nun wird jeder Satz sicherlich wieder sagen, aber das muß doch sehr leicht sein, wenn man aus 400 000 Meter nur 7000 Meter auszuwählen braucht, das Beste nimmt man, das andere wirft man weg. Ja — nach diesem Grundsatz würde aber nie ein künstlerisch wertvoller Film entstehen, sondern nur ein reportagegemäßer Ablauf oder Ausschnitt aus den Wettkämpfen. Hier gilt es aber ein einheitliches, zusammenhängendes und interessantes Bildwerk zu schaffen. Wie oft steht gerade eine Einstellung, die nötig wäre, um im Bildablauf einen guten Uebergang zu bilden. Da ist dann die schwierige Aufgabe, hier durch Ausschnitt eines hereinpassenden Motivs, das von einer ganz anderen Stelle des Films ausgeschnitten wird, einen wirksamen Uebergang zu schaffen. Eine andere Schwierigkeit ist der „Kampf um den Meter". Jeder Filmteil darf nur 3500 Meter lang sein. Wie muß und darf nun ein Ereignis geschnitten werden, daß es den Zuschauern in wenigen Filmmetern den spannendsten und sportlich besten Eindruck vermittelt? All diese Fragen müssen und werden hier gelöst werden.

Wenn jetzt die beiden Teile im wesentlichen fertig geschnitten sind, so ist längst noch nicht alle Arbeit erledigt. Vor allem muß der Ton synchronisiert werden. Das wird die Arbeit der beiden kommenden Monate sein. Es wird hier bei unterschieden zwischen Bild mit Sprache, Bild mit Geräusch und Bild mit Musik. Die Musik hat der Komponist des Parteitagfilms „Triumph des Willens", Herbert Windt, zu schaffen. Hörproben daraus versprechen die Unterstreichung des Einmaligen des Olympia-Films auch von der musikalischen Seite her.

Aber nicht nur die deutsche Fassung soll fertig werden, sondern es gilt die französische, die englische und wahrscheinlich auch eine italienische Version herzustellen. Es gilt weiterhin die für den Olympiafilm nicht verwerteten Filmstreifen für sportliche Lehrfilme zu verarbeiten, die ins In- und Ausland gehen und in Deutschland besonders im Reichsbund für Leibesübungen gesammelt werden sollen.

So drängt sich die Arbeit in diesen letzten Wochen vor der Uraufführung. Mit Hochdruck und doch voller Gewissenhaftigkeit wird in den Ateliers gearbeitet. Unermüdlich und immer voran aber die Verantwortliche: Frau Leni Riefenstahl.

Konradjoachim Schaub.



Der „Gustel" (Gustav Waldau) reitet gut den Schimmel
Aus „Der Schimmelkrieg zu Holledau"

das war noch in den ersten Tagen des Tonfilms —, ich studierte nicht nur die Gesetze der Kamera, sondern auch die des Mikrophons, ich schrieb Theaterstücke für den Sender, inszenierte auf der Bühne und im Funk, ja: und dann erst schrieb ich ein Drehbuch.

Nun ist es natürlich nicht notwendig, daß man zum Beispiel fahrelang Musik studiert, weil man später Autor für den Film werden will. Aber es ist nötig, daß man auch um das Wesen der Musik Bescheid weiß, sonst fehlt die innere Harmonie der Stoffgestaltung. Und wenn das alles so weit gediehen ist, wenn man sich in der ‚Branche' sicherfühlt und sozusagen mit allen Wassern gewaschen ist, dann geht man ins Atelier, hält sich in die Nähe des Regisseurs, des Kameramannes, des Tonmeisters arbeitet vielleicht sogar mit einem Autor zusammen, und dann — dann kann man, wenn man nun eine gute Idee hat und wirklich begabt ist, ein Filmdrehbuch schreiben.

Ganz das gleiche gilt natürlich auch für den Filmregisseur. Allgemeingültige Wege gibt es nicht. Was man heute als einzig richtige Theorie aufgestellt hat, erweist sich morgen schon als nur Theorie, und die Praxis zeigt, daß sie falsch war.

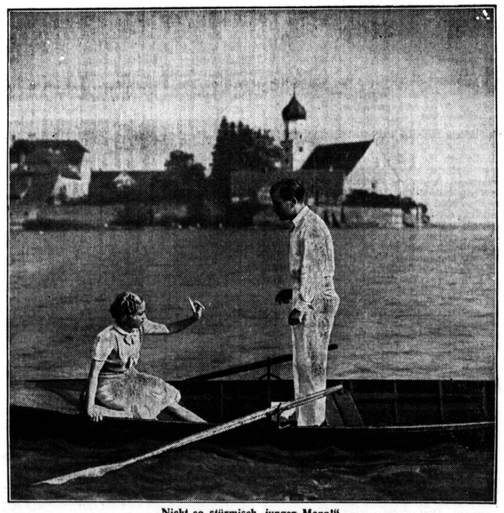
In dem Film ‚Der Schimmelkrieg von Holledau' — wie mein Theaterstück für den Film umgetauft wurde — führe ich nun auch Regie, bin also Autor und Regisseur in einer Person. Das ist eine Ideallösung, die anderseits aber

Olympiafilm vor der Vollendung

Ein Besuch bei Leni Riefenstahl

Die Olympiade ist längst vorbei, doch noch einmal werden in wenigen Wochen die sportlichen Höhepunkte zu sehen und mitzuerleben sein. Und jetzt werden nicht nur Hunderttausende Zeugen dieser einzigartigen Kämpfe von Berlin sein, sondern Millionen und Abermillionen in Städten und Dörfern, in allen Teilen der Welt werden durch den deutschen Olympiafilm, an dem Frau Leni Riefenstahl seit über 15 Monaten arbeitet, das Erlebnis der Olympischen Spiele wieder erstehen sehen. Ueber der gesamten Arbeit an diesem Filmwerk steht der Auftrag des Führers an Leni Riefenstahl: „Es kommt mir nicht darauf an, wann ich den Film zu sehen bekomme, sondern der Film muß ein großes Kunstwerk sein."

Heute ist es nun soweit, daß die beiden Teile des Films fast fertig geschnitten sind



„Nicht so stürmisch, junger Mann!"
Grethe Weiser und Franz Zimmermann im Film „Meine Freundin Barbara", dessen Außenaufnahmen auf dem Bodensee gedreht wurden. Phot. Ufa-Natge (6)

Der gesunde Hühnerstall

Wenn die Novemberstürme, Regen- und Schneeschauer durch das Land jagen, was soll da eigentlich das Huhn draußen auf dem Hofe oder überhaupt im Auslauf? Es friert, es wird naß, und es fragt sich, ob dieser Zustand zum Legen anregt. Sicherlich nicht! Also lasse man die Tiere getrost im Stall, aber . . . der Stall darf nicht dunkel und schmutzig sein, er muß schon so sein, daß der Aufenthalt darin dem Huhn angenehm ist und gewissermaßen auf Sturm, Regen und Kälte „pfeifen" kann, weil es zugfrei, trocken und warm sitzt bzw. sich durch Scharren in trockener Einstreu beschäftigt.

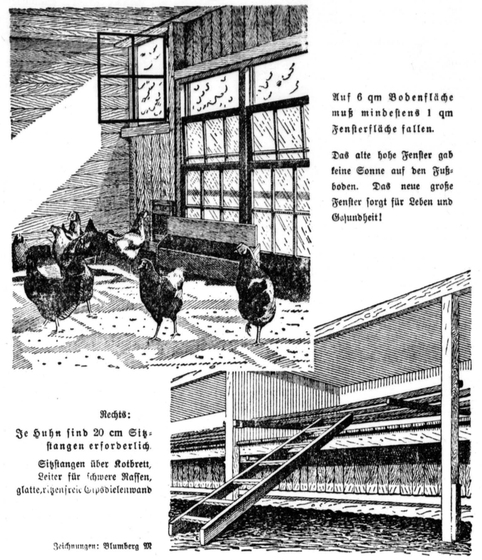
Der Fußboden kann gewachsene Muttererde sein, besser ist aber ein solcher aus Ziegelsohlsteinen oder Koksschlackenbeton, weil infolge der dadurch möglichen Desinfektion der Uebertragung von Krankheiten und Parasiten leichter vorzubeugen ist.

Der Stall soll den Tieren genügend Platz bieten, d. h., daß für drei Hennen ein Quadratmeter Grundfläche erforderlich ist. Ein Stall von 3 m Tiefe und 3 m Länge = 9 Quadratmeter faßt also 25 bis 30 Hennen. Sitzen die Tiere enger, ist die Legetätigkeit geringer. Sitzstangen sind je Huhn 20 cm erforderlich, also reicht 1 m Stange für fünf bis sechs Hühner (siehe Abbildung). Die Stangen liegen vorteilhaft über einem Kotbrett, das etwa 1 m über dem Fußboden ist.

Die Wände des Stalles sind aus Holz, jedenfalls sind solche vorteilhafter als aus Steinen hergestellte. In wärmeren Gegenden genügen einfache Wände, in kälteren wird man doppelte Wände dadurch herstellen, daß man den Stall innen mit 2 cm starken Gipsdielen ausschalt und die Ritzen mit Gips verschmiert. Der Zwischenraum wird mit Torfmull oder Koksasche gefüllt. Auch das Verkleiden der Außenwand mit teerfreier Dachpappe, darüber zur besseren Haltbarkeit einige Leisten, ist gut, doch verbleiben dann innen die Bretterritzen, in denen sich leicht Ungeziefer sammelt.

Front nach Süden — Süden: Sonne hinein, besonders im Winter! Das Fenster soll so sein, daß die Sonne auf den Fußboden kann hochgelegte kleine Fenster sind zweckl.os. Auf 6 qm Bodenfläche muß mindestens 1 qm Fensterfläche fallen (siehe Abbildung). So wird bei richtiger Befeuung, guter Einstreu und gutem Fenster der Blick in den Stall ein erfreulicher sein. Nester, Stangen, Kotbretter seien beweglich, weil sie sich dann leicht herausnehmen und scheuern lassen.

Auch das Dach ist vorteilhaft doppelt. Außen Holzdachschalung mit teerfreier Dachpappe bekleidet, innen Gipsdiele. Zwischenraum leichte Ware, also Torfmull oder Kiefernnadeln. Die Schlupflöcher sind am besten nach Süden, also zwischen den Fenstern angebracht, doch ist gegen solche an anderen Stallseiten nichts einzuwenden. Es ist dabei zu beachten, daß nur eine Seite offen sein darf, um Zugluft im Stalle zu vermeiden. Ein Windfang vor dem Schlupfloch ist ratsam.



Auf 6 qm Bodenfläche muß mindestens 1 qm Fensterfläche fallen.

Das alte hohe Fenster gab keine Sonne auf den Fußboden. Das neue große Fenster sorgt für Leben und Gesundheit!

Rechts:
Je Huhn sind 20 cm Sitzstangen erforderlich.
Sitzstangen über Kotbrett,
Leiter für schwere Rassen,
glatte, genfreie Gipsdielenwand

Zeichnungen: Blumberg M

len kann man durch den Geflügelzuchtberater Nester leihen, handelt es sich um Fallennester. Je drei Hühner eines, um gewöhnliche Nester. Je fünf Hühner eines vorhanden. Auf große Sauberkeit ist zu achten. Sägemehl, Stroh und Kokosmatten, die im Handel zu haben sind, empfehlen sich als Einlage. Kotbretter werden vorteilhafter mit trockenem Sand betreut.

Bei Luft, Licht und Sauberkeit im Stall, bei guter Fütterung, bei guten Junghennen der Februar/Mai-Briten aus guter Zucht sind dann Erträge erreichbar, die Freude machen.

Für Neubau oder Umbau von Geflügelställen oder den Geflügelzuchtverein, der dem Reichsverband Deutscher Kleintierzüchter angeschlossen ist, eine Beihilfe aus Mitteln des Reichs- und Preußischen Ministeriums für Ernährung und Landwirtschaft erhalten. Die Beihilfe beträgt für Stallumbauten oder Stalleinbauten bei einer Stallbodenfläche bis zu 25 qm 3 RM je Quadratmeter, für jeden darüber hinausgehenden Quadratmeter 1 RM; für Stallneubauten bei einer Stallbodenfläche bis zu 25 qm 3 RM je Quadratmeter, für jeden darüber hinausgehenden Quadratmeter 2 RM.

Weihnachtsfreude für kleine Leute

Der durch seine Kinderbücher bekannte Verlag Jos. Müller, München, erfreichtert auch in diesem Jahre durch allerliebste Neuerscheinungen den Eltern die Wahl eines guten Weihnachtsbuches. Ein Märchenbuch, wie man es sich schöner kaum vorstellen kann, trägt den Titel „Die Wiesenstadt (Geschenkband 3.—. RM: Margarete Müller schrieb den geschmackvollen Text. Elke Wendt-Victor, die Bildkünstlerin, die im Märchenland zu Hause ist, denn sie kennt jeden Weg und Steg, jede Blume und jedes Getier im Wiesengrund und im tiefen Wald, schuf die dazu passenden meisterlichen Illustrationen aus der Fabelwelt der Zwerge. Die beiden Künstlerinnen verstehen es, märchenhungernde und bilderträumende Kinder zu beglücken. — Drei kleine Bilderbüchlein mit handgeschriebenen Versen der Wiener Künstlerin Bobatti-Noporgo „Schneeflöckchen" — „Sei barmherzig" und „Das Vaterunser" (Für Kinder erklärt) vereinen besonderen Liebreiz mit seelischem Gehalt. Manch gute Lehre kann man aus ihnen ziehen.

Zu dieser Bilderbuchreihe gehören auch zwei lustige Versbüchlein in Sütterlinschrift, die der Sebaldus-Verlag, Nürnberg, verlegt. Anton Höfer und Hans Lang schildern in Text und Bild mit viel Humor die Erlebnisse einer Spatzenfamilie in „Die Spatzenfahrt". — „Doktor Quak", ein Verkehrsbüchlein von Josef Sieb, will durch liebevolles Führen über die Märchenwelt das Kind zum praktischen Leben hinleiten. Alle Schäden, die sich die unvorsichtigen Tierlein auf der Straße beim Spiel oder Sport aus Unachtsamkeit oder gar Trotz zugezogen haben, soll nun der gute Doktor Quak heilen. Das Kind lernt so Gefahren kennen, die ihm selbst bei deren Nichtbeachtung drohen (1,50 RM).

Ein echtes Märchen hat der Dichter Raul Alverdes für die Kleinen in einfacher, schlichter Sprache geschrieben, doch köstlich die Kinderphantasie anregend: „Das Männlein Mitentzwei", das die Spielsachen zerbricht und so viel Tränen schafft. Zwei Kinder holen Hilfe aus dem Zauberreich und besiegen das böse Männlein, das nun Frieden gelobt und verspricht, alles wieder heil zu machen. B. Braun-Fock hat das Märchen entzückend bebildert. Verlag Langen-Müller, München. 2,80 RM.

Weiße Pfeffernüsse. Ein Ei wird verquirlt und mit 250 g Mehl, 150 g Zucker, 100 g zerlassener Butter, ½ Teelöffel gemahlenen Nelken, 1 Messerspitze Pfeffer, etwas gestoßenem Kardamom und ½ Teelöffel Backpulver verrührt, das man in ein klein wenig Wasser aufgelöst hatte. Nachdem alles gut verrührt ist, rollt man den Teig zu fingerdicken Würsten, die man in 2 cm dicke Stücke schneidet, mit der Schnittfläche nach oben auf das fettbestrichene Blech legt und backt.

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung: (10). Weiß (6): Kb3; Df6; Le2; Sa4 u. c2; Bf4. — Schwarz (4): Kd5; Lh5; Bb6 u. e6.

Problem „Obiternte".

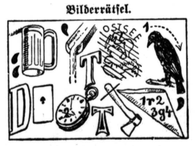
Wortverbindungen.

Jedes der folgenden Wörter
Eisen, Herz, Maß, Massen, Schmied, Kanone, Kauf, Paß, Kirchen, Brief, Station, Spiel Kopie, Unter. Magd, Minute

kann durch einen Verbindungsbuchstaben mit je einem der folgenden Wörter zu neuen Begriffen verwandelt werden. Die Verbindungsbuchstaben (ch = ein Buchstabe), aneinandergereiht, ergeben ein Sprichwort.

Ahnen — Ann — Arzt — Aube — Berg — Burg — Ebene — Egel — Gier — Gin — Or — per — Presse — Rab — Rad — Rohr.)

Bilderrätsel.



Verbindungsaufgabe.

Leid — Seft — Vieh — Hof — Ger — Buch — Strumpf — Bein — Teil — Klotz — Stand.

Einem jeden der vorstehenden einsilbigen Wörter ist eines der nachfolgenden einsilbigen vorzusetzen, so daß neue, und zwar zweisilbige Wörter, entstehen. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben ein Naturereignis.

Bahn — Ei — In(n) — Lohn — Miß — Ramm — Rind — Strick — Tanz — Ue — Weh.

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. anderes Wort für Lehrstunde, 7. deutscher Dichter, 8. winterliche Naturerscheinung, 10. Kalifenname, 11. Nebenfluß der Elbe, 12. sibirischer Strom, 13. Musikzeichen im Walzer, 14. Stadt und See in Pennsylvanien, 18. Haushaltsplan, 21. kreisförmiger Raum, 22. Antilopenart, 23. geometrischer Begriff, 24. männliches Wild, 25. hoher Beamter. — Senkrecht: 1. Stadt in Togo, 2. anderes Wort für Schwung, 3. weiblicher Personenname, 4. Teil des Auges, 5. Drahtoder Zwirnschlinge, 6. französischer Marschall, 7. französischer Dichter, 9. Schriftart, 15. plötzliche Erschütterung, 16. ehemaliges peruanisches Herrschergeschlecht, 17. anderes Wort für Paradies, 18. großer Widerwille, 19. kleiner Zinnbehälter, 20. Gesteinstrieme.

Umstellungsrätsel.

Rasen — Herder — Save — Reich — Ostern — Streit.

Die Buchstaben in vorstehenden Wörtern sind so zu umstellen, daß neue Wörter entstehen, die, werden die Anfangsbuchstaben zusammengezogen, einen Teil des christlichen Kirchenjahres nennen.

Suchrätsel.

Samaria — Rienzi — Faecher — Odense.

In den vorstehenden 4 Wörtern sind 3 bzw. 4 Buchstaben zu streichen, so daß noch 3 übrigbleiben. Diese müssen, aneinandergereiht, eine herbstliche Naturerscheinung ergeben.

Inhaltsreich.

Baumwolle — Haifgans — ungalant — Monadour — Eusebius — Sturmvogen — Martha — Nadames — Gewölbe — wertvoll — Conchylie — Kalamität — Mussolini.

Jedem Wort drei zusammenhängende Buchstaben entnommen und aneinandergereiht, nennen: 1. einen großen Komponisten, 2. einen bekannten Lyriker. (ch gilt als ein Buchstabe.)

Schachaufgabe: 1. Dd1—a4, Kh1×La1; 2. Sd4—c6+, Kg4—h5; 3. Se6—e7 matt. a) 1. . . . . , Lb6×Xg4; 2. Sd4—f5+, Kh4—h5; 3. Da4—e8 matt. b) 1. . . . , Lb5 zieht anders; 2. Sa1—f6, beliebig; 3. Springer matt. (Andere Spielarten leicht.)

Silbenwechselrätsel: Münster, Insel, Traube, Togo, Eider, Rispe, Nautik, Ahne, Chile, Handel, Tegel, Swende Sp ee, Onkel, Nummer, Nocke, Eindruck. — Mitternachtssonne.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Breslauer, 2. Rate, 3. Etui, 4. Seim, 5. Nias, 6. Urne, 7. Erna, 8. Reaktion, 9. Irre, 10. Anna, 11. Seal, 12. Uian, 13. Lovi, 14. Arna.

Zahlenrätsel: Miesbach.

Homonym: Klatschen.

Silbenrätsel: 1. Georgine, 2. Ragout, 3. Obdacher, 4. Sappho, 5. Janow, 6. Erschedo, 7. Furkawaß, 8. Ramses, 9. Erato, 10. Ulster, 11. Dapsang, 12. Erwin, 13. Hodoe, 14. Ararat, 15. Tirol, 16. Selke. — Große Freude hat selten große Worte.

Magische Figur: 1. Walzer, 2. Apollo, 3. London.

Bilderrätsel: Die Jugend vergoldet alles.

5 Diener, die sehr wenig Kosten, tagaus, tagein auf ihrem Posten: Persil · Henko Sil · iMi · ATA
P 176 b

Nachbarinnen

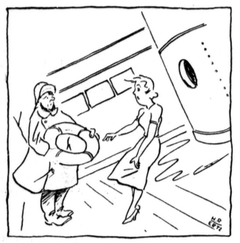
„Ich habe gehört, daß sich Ihre Tochter verlobt hat!"
„Es ist schon wieder aus damit!"
„Wer ist denn der Glückliche?"

Beim Zeitungslesen

Sie: „Sag mal, Werner, gehören die Katzen zu den Raubtieren?"
Er: „Ja, mein Kätzchen!"

Mut

Die Türglocke schrillt.
Der kleine Gerd bittet: „Darf ich mal an die Tür gehen?"
„Nein", sagt die Mutter, „man kann gar nicht wissen, wer draußen steht!"
„Och", meint Gerd, „ich kann ja 'n Stock mitnehmen!"



Rettungsring
„Haben Sie keinen um eine Nummer kleiner?"

„Herr Doktor, können Sie mir genau sagen, womit eigentlich Blinddarmentzündung anfängt?"
„Mit einem ‚B', meine Gnädigste!"

Jedem das Seine

„Sag, Wilhelm, was trinkt ihr denn zum Abendbrot, wo es jetzt kälter wird?"
„Tee mit Rum, Hermann!"
„Hm . . . und wie schmeckt euch dieses Gemisch?"
„Glänzend . . . meine Frau trinkt den Tee und ich den Rum!" (Vara Nöjen.)

Ein reizender Junge

Dieter ist fünf Jahre alt. Der Pfarrer kommt zu Besuch, und die Mutter ruft: „Komm sofort herunter, Dieter . . . wir haben Besuch!"
Der Junge antwortet kurz: „Warum denn? Ihr könnt ja heraus kommen! Es ist für euch ebenso weit, zu mir zu kommen, wie für mich, zu euch runterzugehen!"
Die Mutter sieht verlegen zur Seite und sagt etwas mutlos: „Entschuldigen Sie, Herr Pastor, aber der Junge ist nun mal so schüchtern!"

Abgewimmelt

Der Schriftsteller ging mit seiner Frau spazieren. Plötzlich hielt ihn die Gattin vor einem Schaufenster fest: „Christoph, sieh nur, was für ein Gedicht von einem Hut!"
Der Gatte seufzte tief: „Ach, Kind, wer kauft denn heute noch Gedichte?" (Hjemmet.)

Er hatte es erfaßt

Der Unteroffizier hielt seinen Leuten einen Vortrag, wie sie sich in der Oeffentlichkeit zu benehmen hätten.
„Wenn ein Zivilist sich herausfordernd benimmt", sagte er, „und mit einem Soldaten in einem Restaurant Streit sucht, dann muß der Soldat ruhig sein Bier austrinken und sofort das Lokal verlassen! Haben Sie gehört, was ich gesagt habe, Rekrut Holzer? Wenn also ein Mann in einem Wirtshaus Streit mit Ihnen sucht, was machen Sie dann?"
Der angesprochene Krieger rutschte unruhig auf der Bank hin und her: „Dann muß ich sein Bier austrinken, Herr Unteroffizier, und ruhig weggehen!" (Berlinske Söndag.)

Günther ist wißbegierig

„Vater, was ist Takt?"
„Takt, mein Sohn, ist das, was einen alten Mann davon abhält, eine jugendlich aussehende Dame mit rosigen Wangen daran zu erinnern, daß sie einmal als Kinder zusammen gespielt haben!" (Karikaturen.)

Das kommt darauf an

Die Dame des Hauses hatte das stellungsuchende Mädchen genau ausgefragt: „Ich bin nicht abgeneigt, Sie anzustellen! Noch eine Frage, haben Sie Kinder gern?"
„Wieviel, gnädige Frau?"

Ungeheilt entlassen

Marschall MacMahon inspizierte in einer Garnison einmal ein Lazarett. Er ging von Bett zu Bett und ließ sich die Krankheitsgeschichte jedes einzelnen Soldaten genau erzählen. In einem Bett lag ein Mann, der an einer schweren Gehirnkrankheit litt.
„Patienten, die mit diesen Leiden behaftet sind, kommen selten durch", erklärte der Chefarzt, „und wenn sie durchkommen, dann bleiben sie zeitlebens unverbesserlich Schwachköpfe".
„Ich weiß, ich weiß", antwortete der Marschall, „denn ich habe selbst an der Krankheit gelitten."

Das kleine Andenken

Eines Tages traf Napoleon III. in Vichy den bekannten Musiker Vivier und lud ihn zur Tafel ein. Vivier machte Ausflüchte, er habe nur Reisekleider, keinen Frack bei sich.
„Wir haben fast dieselbe Figur", antwortete der Kaiser, „ein Kammerdiener wird Ihnen einen meiner Fräcke leihen". Nach dem Essen sagte der Kaiser scherzhaft zum Musiker: „Vergessen Sie aber nicht, mein Eigentum zurückzugeben".
„Selbstverständlich werde ich es nicht vergessen, Majestät", antwortete Vivier, „aber das kleine rote Bändchen im Knopfloch darf ich doch als Andenken behalten?"
„Nun, meinetwegen behalten Sie es!" lachte der Kaiser, und am nächsten Tage erhielt Vivier dazu das Dekret eines Ritters der Ehrenlegion.

Schuldentilgung

Der später als Kriminalist berühmt gewordene Julius Eduard Hitzig (1780—1849) war viele Jahre in Berlin als Richter tätig. Aus dieser Zeit erzählte er folgende Episode aus einem Rechtsstreit: Zwei Ackerbürger aus einem Vorort waren miteinander in Streit geraten. Der eine hatte dem andern Geld geliehen und verlangte es jetzt zurück. Der Schuldner behauptete, es bereits zurückgezahlt zu haben, was der Geldgeber wieder heftig abstritt. An diesen wandte sich nun Hitzig mit den Worten: „Ihr habt also nichts von dem Angeklagten bekommen?"
„Nein, nichts!" erwiderte dieser.
„Dann beschwört es!"
Der Kläger war bereit dazu und hob die Hand. Hitzig aber ergriff noch einmal das Wort: „Ueberlegt Euch aber genau, was Ihr tut! Hütet Euch vor einem Meineid!"
Darauf rief voller Angst der Kläger: „Halt, halt! Beinahe hätte ich einen Meineid geleistet! Er hat mir doch was gegeben — eine Ohrfeige!"

Geschont

Der junge Mann hatte einen Boten mit einem Blumenstrauß zu einer Dame geschickt, in die er verliebt war.
„Hat die Dame nicht gefragt, von wem der Strauß wäre?" erkundigte er sich.
„Doch", sagte der Junge, „sie fragte, ob er von einem Herrn mit einem runden, etwas einfältigen Gesicht käme!"
„Und das hast du natürlich verneint, nicht wahr?"
„Selbstverständlich! Ich wollte Sie doch nicht verraten!" (Karrikaturen.)

Möglich

In der Physikstunde wird über den Kurzschluß gesprochen. Der Lehrer sagt: „Ich möchte das Licht anknipsen; das Licht brennt nicht. Ich versuche es noch einmal; es geht wieder nicht. Was mag der Grund sein?" — Ein Junge hebt den Finger.
„Brav, Vorleitner! Was wird der Grund sein?"
„Vielleicht ist die Rechnung noch nicht bezahlt." (Fliegende Blätter.)

Falsch verstanden

Der Lehrer hatte von den Vitalienbrüdern erzählt. In der nächsten Stunde fragte er: „Wie nannte man also diese Seeräuber?"
Sagt Heinz: „Fatale Brüder!"

„Ich will nun endlich mein Zeugnis haben!"
„Gut, Fräulein, schreiben Sie: Er war treu, ehrlich und zu allem fähig!"

„Stecken Sie sich das Blümchen doch hinters Ohr, da hat es doch wenigstens etwas Feuchtigkeit."

Einziger Ausweg

Familienfeier. Man ging zu Tisch. Und dann redete Onkel Otto. Redete eine halbe Stunde, redete eine ganze Stunde. Und noch immer war sein Ende abzusehen. Da stieß der Hausherr seiner Frau in die Seite: „Alma, tue mir den Gefallen und werde auf der Stelle ohnmächtig!"

Schmerzhafter Ausdruck

Heinz kam in die Schule: „Herr Lehrer, mein Vater war mit meinem Zeugnis gar nicht zufrieden!"
„So, so", meinte der Lehrer, „na, wie hat er sich denn ausgedrückt?"
Seufzte Heinz: „Sehr schmerzhaft!"

Genügt

Hollers wanderten am Strand entlang.
Frau Holler sagte: „Karl, siehst du die gewaltigen Dünen hier?"
„Sicher", knurrte Holler, „ich habe doch schon die ganzen Schuhe voll davon!"

Kneipp-Flatuol
Das vielbewährte Verdauungsmittel gegen Blähungen, Kollern, Magendarm-Katarrh, Appetitlosigkeit, schlechte Verdauung usw., sowie zur Reinigung des Blutes. Flatuol fördert den Stoffwechsel, wirkt harntreibend und entgiftend. Flatuol-Tee, Flatuol-Tabletten. Kneipp-Mittel-Zentrale (Kneippwerke) Würzburg

Ihr Bruch
darf Ihnen nie, so bist bei schwerster Arbeit, lästig und hinderlich sein. Wollen Sie eine gutsitzende, bequeme Bandage? — Dann ver.angen Sie heute noch mit Postkarte einen Maßschein. Nach Einsendung desselben erhalten Sie einige Tage später eine Auswahlsendung verschiedener Spez a bandagen D.R.G.M.
Keine Nachnahme, — also kein Risiko. In aller Ruhe, bevor Sie etwas zahlen, suchen Sie sich selbst das Passende aus.
C.A. Steinberg Spezial-Bandagist
Freiburg 3 (Breisgau)

Wenn Sie alt und grau werden, Pulok!
so Weihnachten eine große Freude machen wollen, dann denken Sie an
SAG NIX DAS PILOK Überall zu
KREUZWORT-PILOK haben!
LUSTIGES KINDER-PILOK
VERLAG J.F. STEINKOPF STUTTGART W

Kostenlos...
330 stg. Katalog Nr. M 64
Teilzahlung. Photo-Tausch
Gelegenheitsliste. Fernbez.
Ansichtssendung.
Filmtauschdienst. Verlangen Sie Filmtauschdienst.
Der Photo-Porst
Nürnberg-O No 64

Bestecke mit 90 gr Silberauf., 30 Jahre Gar., liefere ich geg. 10 Monatsrat. Katalog gratis. J. Ostern, Wiesbaden 144.

Flutsturm
Wie schwer ist es oft, sich von diesen unangenehmen, das Leben verbitternden Leiden zu befreien. Ich gebe Ihnen gern kostenlos ein einfaches Mittel bekannt, das ihr vielen beglaubigten Dankschreiben in kurzer Zeit, oft schon in 14 Tagen auch in hartnäckigsten Fällen Heilung brachte. — Heilmittelvertrieb Max Müller, Bad Weißer Hirsch bei Dresden.

Frohes Fest!
wünsche ich Ihnen schon heute — und für mich ein gutes Rezept, damit Sie und Ihre Gäste Freude am knusprigen Braten haben!
*
Die richtigen Rezepte (nicht nur für den Braten) finden Sie in:
Grundkenntnisse v. Kochen, Braten, Backen (RM 3.85)
500 Rezepte mit genauen, reichbebilderten Anleitungen und wichtigen Kniffen, wie z. B. Gans braten, füllen, tranchieren usw.
Backe nach Grundrezepten (RM 3.85)
Von 300 Rezepten (nach nur 38 Grundrezepten!) allein 55 für Nürnberger Lebkuchen, Nußbrezeln u. ander. Weihnachtsgebäck.
Festtagskuchen u. Bäckereien (Beyer-Bd. 340, RM 1.-)
Insgesamt 124 leckere, leicht zu bereitende „Spezialitäten".
Zum Tee u. nach dem Abendbrot (Beyer-Bd. 343, RM 1.-)
Kleingebäck, Sandwichs, Cremes, Torten, Bowlen, Punsch usw.
Kalt — aber fein (Beyer-Bd. 341, RM 1.-)
Salate, Soßen, Sülzen, Käse- und Rohkostplatten u. viel. a. mehr.
* Überall erhältlich * Beyer-Verlag, Leipzig

Unter allen Werbearten nimmt die Zeitungsanzeige den ersten Platz ein. Versuchen Sie es einmal, auf diese Weise an die Kundschaft heran zu kommen. Es wird sich bestimmt lohnen!

Die weltberühmte HOHNER gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen LINDBERG Größtes Hohner-Versandhaus Deutschl. MÜNCHEN Kaufgesuche 16

Gute Musikinstrumente HEROLD & Co. KLINGENTHAL No: 15 BERATUNG KOSTENLOS FÜR HANDHARMONIKA SCHRIFTGUT VERLANGEN

Lausesägerei- Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! Hofmann & Schmitt Limburgerhof 11 (Pfalz)

Inserieren bringt Gewinn

Auskunft kostenlos wie man von Bettnässen befreit werden kann, Alter und Geschlecht angeben. Versand der Eisenbach Methode F. Knauer, München 16 Dachauerstr. 18

Billige aber gute Uhren
m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. gepreßt. 36stündig. Ankerwerk, vernickelt, M. 1.90
Nr. 4. Vernickelt. Ovalhügel, 2 vergold. Ränder, M. 2.30. Nr. 5. Besser. Werk, flache Form, M. 3.40. Nr. 6. Sprungdeckel-Uhr, 3 Deck., vergoldet, M. 4.90, besseres Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, m. Lederarmband M. 2.60, Nr. 85. Dto., für Damen, kleine Form, mit Lederband, M. 4.—. Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. | Goldrand, für Damen, mit Rippband, M. 5.90.
Nr. 642. Tischuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche pol., M. 8.—.
Nr. 1461. Geschnitzte Kuckuckszuhr, 1 stündlich Kuckuck rufend, M. 2.60. Weckeruhr, genau gehend, M. 1.60.
Taschenkette - 25. Doppelkette, vergoldet, M. -.70. Kassel M. -.25.
Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, 18kar. vergolder, einschl. Monogramm M. 1.10.
Nr. 614. Siegelring, 8eckige Platte, M. 1.30. Nr. 2603. Siegelring, moderne Form, 1.40. Trauring, Double, M. 1.20.
Double-Ring mit Simili, M. -.80. — Alle Ringe, Papierstreif. einsend. Ver. ges. Nachn. Jahresversand 30 000 Uhren. 20 000 Ringe.
Katalog mit ca. 600 Bildern gratis!
Fritz Heinecke Braunschweig Abt. 19

150 ℳ ... was soll man tun?
Sie brauchen nicht zu verzweifeln, wenn Ihnen aus dem Spiegel Doppelkinn, dicke Arme und breite Hüften entgegenschauen. Sie brauchen auch keine Hungerkür zu halten, sondern nur den tausendfach bewährten Kuhterrex zu trinken. Das lästige Fett verschwindet immer mehr, leicht beschwingt erfreuen Sie sich neuer Schlankheit und jugendfrische. Aber bitte nur den diätetischen
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräuterte
AUCH IN TABLETTENFORM: DRIX-TABLETTEN

Solche Geschenke erfreuen! Katalog kostenlos! SIGURD-KASSEL 99

Katholische Ehe-anbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. ältestes, erfolgreichste, größte kirchlich geb. Vereinigung. In 10 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vorn. Einrichtg. und Arbeitsweise. Neuland-Verlag R, Herne i. W. Mühlenstraße 7

„Reitsfun" 16.75 Das Zweirad für die Kleinsten! Für die Grossen ein ORIGINAL STRICKER! ... entspannt herrlich! E. & P. STRICKER Bielefeld 565

25jähr. Kaufmann, mittlere Gestalt, mgeb. Geschäft auf dem Lande, tücht. Erbitten, großes Grundvermög., ü. a. 10 ha Wald sucht auf diesem Wege d. Bekanntschaft einer kath. Tochter, Mädchens aus guter Familie, bis zu 25 Jahren, womögl. aus Bauernhause, Gutshof od. ländl. Geschäftsbetrieb zwecks baldig Heirat kennen zu lernen. Vermögen ist Nebensache. Nur ernstgemeinte Bildofferten unter Nr. 7/191 an „Der 7. Tag", Paderb.

Billige Bücher 95 sort. Katal. grat. u. franko Fritz Koch Nachf. Buchh., München: Theatinerstrasse 17/0.

Ein praktisches Geschenk .95 Warmer Laschenschuh, 8 mm Gummiboden, weich gepolstert 1 43/46 M 1.25 35/42 M -.95.

Ein Geschenk, das Freude macht! Eisbär-Felle in Reinzuchtmuch sind nicht schöner, als meine sauber gegerbt. Heidschnuckenfelle Pr. ab M 7.- Bildkatalog. auch üb. Teppich. Decke. Fellstücke fr. W. Heino Lüneburg 25 Lb. Soltau

Die Anleitung machts! Persönliche Ablieferung frei Haus überall hin. Ritters Nähmaschinen Paderborn (Dom gegenüber)

FLECHTEN bekämpft bewährt. Mittel. Ausk. frei. F. Engelbrecht Nürnberg-O 22 Ludwig-Feuerbach-Str. 8

Herzensein!. Dame kath., in den 40er Jahr., wünscht auf unbemitt. Lebensgefährten d. sich Vof. Off. u. Nr. 7/190 an „Der 7. Tag", Paderb.

EIU GmbH Berlin Betten Schlafsm. Kinderbetten, Polstermöbel, Aufpolstern an allen Verkehrsp. Katal. frei. Eisenmöbelfabrik Stahl/Th.

Anzeigen im „7. Tag" haben stets großen Erfolg

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen u. allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn; Verlagsleiter: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": III. Vj. 37: 26 780. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erzie hungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

6. Jahrg. – Nr. 50 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 12. Dezember 1937
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Kraftquell Winter

Wie steht der Mensch zum Sommer, wie steht der Mensch zum Winter? Nicht rein äußerlich ist diese Frage gemeint, sondern innerlich, nach Wertschätzung und Wertausnützung. Denn nur Oberflächliche beurteilen den Wechsel der Jahreszeit bloß nach Wärmegraden und Tageslängen. Der ernste Mensch aber sieht im Wandel der Natur einen tieferen Sinn und wertvolle Kräfte am Werk.

Es gibt Menschen, denen weder der Sommer noch der Winter so ganz recht ist. In der sommerlichen Hitze sehnen sie sich mehr oder weniger romantisch nach dem trauten Winterofen; aus der Rauheit der Wintermonate können sie sich beim Anblick der kahlen Baumäste und der leeren Ackerkrume nicht genug tun im Rufen nach des Sommers lebendigem Grün und nach der wohltätigen Sonnenkraft.

Es gibt andere, denen das eine stets behagt, das andere nie. Sie möchten stets des Sommers sich erfreuen, während der Winter ihnen so zum Schrecken ist, daß seine sicher bevorstehende Wiederkehr sie gar stört in des Sommers Freuden. Und selbst das fehlt nicht ganz in der Mannigfaltigkeit menschlicher Art, daß man nur den Winter lobt und selbst in des Frühlings Lust nicht ganz loskommt vom sehnenden Gedanken nach der Zeit der trauten Winterabende mit ihrer stillen Arbeit, oder auch, je nachdem, der rauschenden Feste.

Aber alle diese haften an der Außenseite, dringen nicht ein in die tiefere Bedeutung des Wechsels der Jahreszeit, erkennen und nutzen nicht deren Eigenart und Eigenwert, der ihnen nach der Einrichtung einer weisen Vorsehung innewohnt. Die Sehenden und Verstehenden, die Geraden und die Reifen sehen mit anderen Augen.

Selbst rein äußerlich: Wäre es nicht eine unheilvolle Verengung und Verarmung unseres Daseins, wenn wir in ununterbrochenem Winter, aber auch, was manchem auf den ersten Blick schwerer verständlich erscheint, wenn wir in ununterbrochenem Sommer unser Dasein fristen müßten? Die Erfahrung bestätigt, daß im ewigen Wechsel der Natur gewachsene und erstarkte Menschen nicht nur in den Regionen ewigen Eises, sondern auch unter einer tagaus tagein gleichmäßig leuchtenden Sonne auf die Dauer melancholisch werden und voller Heimweh nach dem Auf und Ab unserer Jahresperioden, nach dem Wechsel sich zurücksehnen, der erst beiden Zeiten ihren Reiz verleiht.

Aber nicht nur ihren Reiz, sondern auch ihre Kraft. Ewiger Winter läßt wertvolle Kräfte verkümmern, aber auch ewiger Sommer macht die Lebensernergie erschlaffen. Auch in unserem Winter liegt eine geheimnisvolle Kraftquelle beschlossen, die keineswegs unbeteiligt ist an der kraftgefältigten Eigenart, die unserem Volke innewohnt und in den Menschen des Nordens so manche wertvolle Ueberlegenheit entwickelt gegenüber denen anderer Erdteile. Nur werden soviele sich dessen niemals recht bewußt, erleben es, ohne es doch voll zu verstehen, daß jeder Winter unser Leben in stiller, besinnlicher Kräftesammlung entscheidend gestaltet und bereichert. Kraftsammlung, Kraftbereitung, Kraftaufspeicherung für neue Auftriebe im neuen Jahr! In stiller und besinnlicher Rückschau auf des Sommers und des Herbstes Arbeit, in verständnisvoller Verwertung seiner Erträgnisse und seiner Erfahrungen, dann aber auch in entschlossener Vorschau und Vorbereitung auf die Freuden der Weihnacht und auf die Anforderungen des neuen Jahres, darin liegt eine Sammlung und Ballung von Kräften, die neuen Auftrieb für neue Lebenstat versprechen und bereiten. Dafür eignet sich die Art unseres Winters, und darin liegt sein Sinn und sein Wert für den Menschen, der nicht bei äußeren Erscheinungen und äußeren Schätzungen stehen bleibt, sondern tiefer hineinschaut und tiefer hineingreift in den Sinn des Daseins und seiner Aufgaben.

Aber wir wissen auch heute, daß wir uns nicht nur in beschaulicher Ruhe erholen, sondern auch in sinnvoller Betätigung unseres Körpers, im Sport. Dem Sport nun eröffnet gerade der Winter ein herrliches, unermeßliches Reich, darin es Freuden gibt ohne Zahl. Millionen ziehen heute hinaus in das „weiße Land der Wunder", um im Sport ihren Körper zu stählen und in der Stille der weiten Schneefelder die Kräfte ihrer Seele zu sammeln.

Aus der Stille strömt alles Große. Was nach außen hervortritt, ist nur eine Aufzeigung der Kraft, die im Kleinen und in der Stille sich sammelte. Der Mensch kann nicht immer ausgeben, er muß auch einnehmen und sammeln und sein Inneres bereichern, wenn er nicht innerlich verkümmern, verarmen und kraftlos werden will. Wer bereit sein will für die Aufgaben des Sommers, muß nicht nur diese Sommeraufgaben, sondern auch sich selbst bereiten, damit er im Kampfe nicht versagt. Denn Kampf steht in jedem Menschenleben und gehört zu jedem

Nun locken die Wunder der weißen Welt zu sportlichen Freuden Photo: Scherl

Menschenleben, und zu jedem Kampfe gehört Gefahr, die Mut und Kraft zu ihrer Ueberwindung fordert. Schwache, innerlich und äußerlich nicht Gefestigte und Bereitete werden zerbrechen und entkräftet am Wege liegen bleiben, aber nimmer das Leben und seine Gefahren und seine schweren Aufgaben meistern, die auch den Schwachen und Unentschlossenen und Feigen nicht schonend umgehen. Wer nicht im Augenblick der Not und der Notwendigkeit die Kraft des Widerstandes oder auch des mutigen Angriffs zur Verfügung hat, muß unterliegen.

Die Sammlung der Kraft aber ist, zwar nicht ausschließlich, aber doch vor allem Aufgabe der Winterszeit, ihrer Stille und ihrer Härte. J. T.

Festliche Bereitschaft / *Von Werner Oellers*

Wieder ist die Zeit der großen Geheimnisse. Kein Wunder, wenn es tagelang nicht recht hell werden will, wenn die Nacht ihren schwarzen Arm bis weit in den Morgen hineinreckt und den Nachmittagskaffee schon wieder in ihre dunklen Schleier hüllt. Um die warmen Oefen geistern Märchen und Legenden, von Schränken und Kommoden sind plötzlich die Schlüssel verschwunden, und gar ganze Zimmer sind auf einmal gesperrt, in denen bis tief in die Nacht hinein Licht brennt.

Die ganze Luft steckt voll seltsamer Vorbereitungen, voll geheimnisvoller Erwartung. Schaut da das Peterchen, wie es still und verträumt durch den schummrigen Nachmittag nach Hause schiebt, ein wenig außerhalb des Dorfes. Der Schultornister sitzt still auf dem kleinen Rücken, und die Hände sind tief in die Manteltaschen geschoben.

Warum nur der Lehrer ihn so freundlich auf die Schulter geklopft hat? Sie haben einen Aufsatz geschrieben: „Was ich mir dieses Jahr wünsche." Seltsam genug, das schreiben zu müssen. Denn Peterchen weiß nicht, was der Lehrer sich dabei denkt. (An dem, was sie sich wünschen, kann man erkennen, was in ihnen steckt: vielleicht auch, was in den Eltern steckt.) Ach Peterchen, du hast keine Ahnung, was alles sich so große Leute denken.

Peterchen hat geschrieben: „Ich wünsche mir eine Burg mit Soldaten und eine gestrickte Weste und ein Schwesterchen, womit ich spielen kann." Als der Lehrer das gelesen hat, hat er seltsame Augen gekriegt und hat das Peterchen vor allen Buben auf die Schulter geklopft.

Nun, es kann ihm schließlich gleichgültig sein, warum der Lehrer das getan hat. Es gibt so viele Seltsamkeiten in dieser Zeit, daß es auf eine mehr oder weniger nicht ankommt. Da steht die Telegraphenstange, gerade vor Großmamas Villa. Peterchen legt das Ohr an das kalte Holz und horcht auf die seltsamen Geräusche, die summend und brummend in dem Mast lebendig sind. Wie oft hat er schon so gestanden und gehorcht. Es ist immer wieder neu, es ist geradezu aufregend. Was da alles oben durch die Drähte geht! Worte gehen hindurch, hat der Lehrer gesagt, Worte! Man soll sich das einmal vorstellen: Worte gehen durch die eisernen Drähte. Peter hat die Hände aus den Taschen genommen, hat die Arme um den Mast geschlungen und horcht angestrengt, mit fest angepreßtem Ohr, in das Holz hinein.

Am Fenster der Villa, im ersten Stock, steht Frau Großmann hinter den Gardinen und schaut zu. Peter weiß nicht, daß sie zuschaut, und wenn er es wüßte, würde es ihm sehr gleichgültig sein.

Frau Großmann ist noch jung, eine schöne Frau. Die Blässe des Gesichts paßt gut zu den großen, blauen Augen, in denen oft ein gebeimer Kummer steht. Was sie nur haben mag, denken manchmal die Leute. Sie hat einen guten Mann, sie hat Geld wie Heu und kann sich alles leisten. Aber vor jedem Kind auf der Straße bleibt sie stehen, vor jedem Kind auf der Straße kriegt sie sehnsüchtige und wehe Augen. Aha, denken die Leute, das ist es. Und dann schauen sie mitleidsvoll hinter der blassen Frau her, die Geld hat wie Heu und sich doch das Schönste nicht leisten kann.

Da steht sie nun auf ihrem kostbaren Perserteppich hinter der Gardine und blickt auf die Straße hinab nach dem kleinen Peter.

Wie putzig der Bub ausschaut, wie sauber er ist bei aller Dürftigkeit! Zwar weiß sie nichts von dem Wunsch, den der Peter heute in seinen Aufsatz geschrieben hat, aber sie weiß, daß er noch ein Brüderchen hat, und sie hat auch gehört, daß wieder „was unterwegs ist". Regt sich etwas Ungutes in ihrer Brust, etwas wie Neid? Nein, es ist nur der alte Schmerz, der alljährlich um die Zeit der Weihnacht mit doppelter Kraft aufbricht und wehe tut. Wenn die langen Dunkelheiten über den Menschen des Nordens fallen, wenn die Witterung feindlich wird und die große Verlassenheit über die Natur kommt, dann wird auch die Einsamkeit größer, die Leere, die Stille, die Kälte in ihren schönen, herrlichen Zimmern. Dann sieht man sie manchmal mit geröteten Augen, daß man fast meint, sie habe geweint.

Aber schaut, nun ist auf einmal etwas wie Helligkeit über ihr Gesicht gekommen. Die stillen Augen gewinnen an Glanz. Fast ist es, als ob sie lächele. Und nun nimmt sie, ohne den Blick vom Peterchen wegzuwenden, mit tastender Gebärde, wie in scheuer Heimlichkeit, den Hörer vom Telephonapparat, der neben ihr auf dem Schreibtisch steht. Und dann hört man sie, die Unerfahrene, fragen, was denn so ein Bub, ein achtjähriger, alles brauchen könne. Und während sie spricht und den Blick auf Peterchen gerichtet hält, wird das Lächeln in ihrem Gesicht reiner und klarer, und es richtet sich darin ein wie in einem festen Wohnsitz.

Peterchen aber merkt davon nichts. Er merkt nicht, daß er nun geradewegs mit der reichen Frau Großmann verbunden ist — vom Hörer durch die Strippe, durch den Draht und den Mast hinab direkt an sein Ohr. Peter hört nur die aufregenden Geräusche, die er so gerne verstehen möchte. Aber er versteht sie nicht. Wo bliebe auch sonst das große Geheimnis?

Nun, so packt er sich denn, steckt die Hände wieder tief in die Manteltaschen und schießt nachdenklich davon. Am Fenster der Villa, im ersten Stock, steht eine blasse Frau und schaut ihm nach mit einem glückseligen Lächeln, steht und schaut, wie er allmählich von der Dunkelheit umhüllt wird und langsam in ihr verlischt.

Die ewige Kompanie / Von Heinrich Zillich

Aus dem Buche „Kriegsdichtererzählen", das die Beiträge von 33 der namhaftesten Dichter unserer Zeit zu einem großen vielgestaltigen Bild deutschen Schicksals vereinigt, veröffentlichen wir mit Erlaubnis des Albert Langen-Georg Müller-Verlages in München den folgenden Beitrag:

Schreite ich, den Bergstock am Arme, eine Almewiese hinab, die Grate ferne steigend um mich, von denen der Regen bald herüberzieht, so ist es mir oft, als käme die Kompanie hinter mir. Ich wende mich nicht um. Ich störe die alte Kameradschaft nicht. Rauch steigt im Tal. So war es im Bivrkalpaß — der Rauch stieg aus den Troßhütten empor, wenn wir aus den Stellungen anrückten. In der schweigenden Luft schwingt das Klirren der Nagelschuhe wieder, Klappern des Kochgeschirrs und das Murmeln der Kompanie. Manchmal geht ein Ruf hoch, und Lachen rauscht ihm nach wie ein Echo. Von den Hängen summt die Drahtseilbahn, die Munitionskisten polstern. Ich höre euch, traumhafte Stimmen des großen Einst, da wir die Stirne mit jedem Schritte der Erde zubogen, die uns bei jedem Schritte an sich reißen wollte, der wir bei jedem Schritte zunickten, als grüßten wir das Gras. Ich trage wie einst den Bergstock am Arme, die Hand ans Bajonett gestemmt. Wie einst rührt mich die Erwartung warmer Stuben im Tale. Wie einst zieht mir mein Atem rauchend um die Wangen. Und hinter mir schreitet die Kompanie.

Sie ist gelichtet — auch dies wie einst —, aber sie geht und wartet nicht. Sie findet kein Ende im Gehen, die Kompanie. Sie marschiert durch das Tal. Sie bleibt beim Trosse nicht stehen. Sie grübt ihre Schuhnägel in die Lehmstraße. Und die Berge sind fern. Du erinnerst dich doch? Denke ein Weilchen nach. Welcher der Feldjäge ist es, der dich anfaßt? Wo zogst du in endloser Kolonne, tagelang, wochenlang auf ankunftlosen Straßen? Immer im Rücken die Kompanie, das Singen, das Lachen, den Schrei. Die Erde, die Erde unter den Sohlen.

Du hebst die Hände. Sieh, in den Falten liegt Erde. Du schlägst an den Rock. Erde staubt. Du reibst die Zähne aneinander — es knirscht der Sand von der Feldwache 8 im Gesicht. Du rufst sie an — die Kompanie. Wohin noch noch soviel Märschen? Wo wollt ihr halten, Kameraden? Wo sind die Unterstände, die Gräben? Wie ist die Erde in euren Stellungen. Hält die Deckung? Sind die Grabenwandungen fest? Hat jeder Mann den Spaten am Gurt, den Spaten, zu graben, zu graben die Erde? Sind die Gewehre geputzt von Sand und Erde? Schnittet ihr gut die Schießscharten in die Erde? Und wohin hinaus noch über die Erde?

Sie schweigen und schreiten. Sie wachsen im Schreiten. Sie wachsen hinaus über Berge und Wälder. Ihr Schatten fällt eisig über mich her. Es bringt sie kein Ruf und kein Schrei mehr zum Halten. Selbst kein Befehl. In die Ewigkeit! saut ihr Schritt. In die Ewigkeit! funkeln die Helme. In die Ewigkeit! glänzen die Stirnen.

Groß von den Fernen wuchten sie vorbei: Züge und Reiter, Geschütze und Wagen, unendliche Prozessionen und meine Kompanie, erdfarben, staubfarben, sandfarben.

Im schweigenden Dröhnen ruft dich der Appell der Erinnerung! Wer ihn nicht hört, den lautlosen Trompetenklang der Vergangenheit, nicht sieht die Größe seiner eigenen Zeit, den verwarf das Schicksal zu den Sendunglosen, zum Eintagskehricht. Hier scheiden sich die Vergeßlichen von den Sinnhaften. Hier, wen das Schicksal wandelte, von dem, den es ausspie. Und erkenne: es trägt die ewige Kompanie die Gewichte der neuen Zeit auf den grauen Mänteln in schweren Tornistern, die Lichter der Zukunft in gehämmerten Herzen, die Herrlichkeit der Ehre im Funkeln der Waffen, den Sinn für die Söhne im seltsamen Blick. Wer sie nicht sieht, hat die Zukunft verloren. Wer sie vergaß, den hat der Tod schon verschluckt. Wem die Pulse nicht fliegen, hat seine Erdschaft verlan.

Aber die Kompanien schreiten und halten nicht, ruhen und rasten nicht. Kein Brunnen wartet am Dorfrand, kein Stroh lockt die Glieder. Sie singen und pfeifen nicht. Sie schreiten, sie schreiten, sie schreiten.

Aber die Erde trägt sie nicht stumm. Springt in Tropfen empor an den Beinen, hängt sich in Trauben an Stiefel und Tuch. Liegt in den Augen, schleicht in den Sinn, lockt und quält, hirgt und verrät, tötet und gibt preis und ist trächtig von nährenden Wassern, von tausend Wäldern, die einstens erwachen, von tausend Brunnen, die einstens entspringen, von Weizen und Reben, von Erzen und Schätzen, von Gräbern und Wiegen, von Schauern und Glück, von Schurken und Helden und goldenen Reichen, von tausend Herrschaften für den, der sie will.

Mit ehernen Schritten treten der Erde Millionen Heere ins emporgewandte Gesicht, in das nicht Gottes Wetter und Wind allein Runen und Ahnnen sag, auch der Schritt der Brigaden, die Faust auch, der Kampf auch und die gebärende Zeit, die wir schufen und die uns ewig ruft zu unserer Kompanie, Kameraden, die noch immer marschiert — marschiert — marschiert — durch Lehm und Stein, durch Sand und Fels.

In der nächsten Nummer
beginnt unser neuer, spannender Großbericht:

Wer war El Hagi Aleman?

von Paolo Zappa

Ein Flüchtling vor dem Tod?
Ein Deserteur oder ein Genie?
Ein Geächteter ohne Schuld?
Ein Abenteurer aus Leidenschaft?

Unser Großbericht folgt El Hagi Aleman über alle Stationen seines abenteuerlichen „zweiten Lebens", vom Schlachtfeld von Artois in die französische Gefangenschaft, durch die Wüste Franz. Marokkos in das Rif, wo er Generalstabschef Ab del Krims wurde, und wieder zurück in die Gefangenschaft bis an sein Sterbelager. Werden wir das Geheimnis seines Lebens erfahren?

Versäumen Sie nicht diesen fesselnden Bericht

in der nächsten Nummer

Dies nebenbei

Die englischen Briefmarkensammler machen gegenwärtig auf eine philatelistische Kuriosität Jagd, die durch die Laune eines Postmeisters auf den Falklandinseln entstanden ist. Vor einiger Zeit hatte eine größere Truppe englischer Walfischfänger, die sich Monate hindurch in der Antarktis aufhielten, in Südgeorgia Station gemacht. Da es auf den Falklandinseln nur wenig Möglichkeiten gibt, sich zu vergnügen oder zu zerstreuen, verwandten die Walfischfänger ihre ganze Freizeit zum Briefschreiben. Die Folge davon war, daß der Postmeister bald keine Zweieinhalb-Pence-Marken mehr besaß, nachdem ihm die eifrigen Schreiber Tag für Tag einen neuen Stapel Briefe überbrachten. Da die Kunden auf der sofortigen Abfertigung der Briefe bestanden und es geraume Weile gedauert hätte, bis neue Briefmarkenvorräte eingetroffen wären, nahm er kurz entschlossen einen Bogen der noch vorhandenen Zwei-Pence-Marken und überstempelte sie mit dem Nennwert „2½". Der Beamte hat sicher nicht daran gedacht, daß er mit dieser Eigenmächtigkeit eine Sensation für die Briefmarkensammler schaffen werde. Die Nachfrage nach der kuriosen Marke die vom Heimweh britischer Walfischfänger Zeugnis ablegt, ist derartig gestiegen, daß man nunmehr bereits fünf bis zehn Pfund für eine solche Marke bezahlt — sehr zur Freude der Angehörigen der Walfischfänger, die ja im Besitze der überstempelten Marken sind und sich die Konjunktur natürlich zunutze machen.

*

In der englischen Grafschaft Surrey ist eine erregte Debatte darüber entstanden, ob es sich ein weibliches Mitglied des Gerichtes erlauben kann, ohne Hut im Sitzungssaal zu erscheinen. Bisher war ein solches „unerhörtes Ereignis" noch nie eingetreten, denn die Engländer wahren ja bekanntlich mit einer förmlichen Ueberängstlichkeit die alten Bräuche und Traditionen. Nun erschien vor kurzem Mrs. G. D. Barton, ein Mitglied des Gerichtshofes von Surrey, mit unbedecktem Kopf zu einer Verhandlung. Zuerst weigerten sich ihre männlichen Kollegen, in die Sitzung einzutreten, solange sich ein weibliches Wesen ohne Hut im Saal befinde. Aber Mrs. Barton ließ sich nicht abschrecken, sie erklärte, sie habe den alten Zopf satt und sehe nicht ein, warum sich nicht eine weiß frisierte Lady auch ohne Hut an einer Gerichtsverhandlung beteiligen könne. Man mußte sich diesen Worten fügen, aber nun hat man den Vorfall dem britischen Justizminister vorgetragen, der entscheiden soll, ob das mit dem guten Ton eines englischen Gerichtshofes vereinbar sei. Inzwischen erklärte Mrs. Barton den englischen Reportern, daß nach ihrer Meinung ein Damenhut für den Bestand der englischen Justiz nicht unbedingt wichtig sei und daß sie gewillt sei, ihren Standpunkt bis zur obersten Instanz zu verfechten.

*

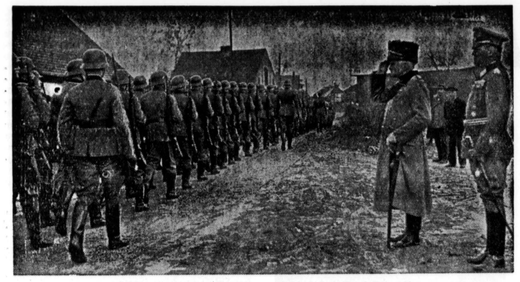
Als ein gefährlicher Ausreißer erwies sich ein Fesselballon, dessen Haltetaue auf dem englischen Militärflugplatz von Manston Kent brachen und der, fast 3000 Meter Kabel mit sich schleppend, auf weite Strecken hin überall den größten Schaden anrichtete. Er zerstörte fast zwei Bombenflugzeuge und eine Anzahl Autos auf den Straßen, ehe er aus England verschwand, den Kanal überquerte und nun in Frankreich als Störenfried auftrat. Er zerbrach die Hochspannungsleitungen bei Audruica an der Küste in der Nähe von Boulogne und versetzte Calais, Boulogne, St. Omer und eine Reihe anderer Städte plötzlich in völlige Dunkelheit. Eine Sekunde nachdem die Schleppstrosse des Ballons die Hochleitungskabel getroffen hatte, befanden sich über eine Million Menschen in finsteren Räumen und düsteren Straßen. Die Straßenbahnen hörten auf zu fahren, die Zeitungsdruckmaschinen standen still, die Lifts stiegen nicht mehr hoch, der Rundfunk verstummte und in den Werkstätten hörte die Arbeit auf. In vielen Bergwerken der Gegend kam die Maschinerie gleichfalls zum Stillstand. Ein Kurzschluß hatte die große Kraftstation der Elektrizitätswerke bei Betune völlig gelähmt. In Audriuca geriet das Postgebäude in Brand. Merkwürdigerweise wurde der Ballon selbst durch das Zusammentreffen mit Hunderttausenden von Volts nicht beschädigt, sondern man sah ihn in der Richtung auf die belgische Grenze fortreiben.

*

In der neuesten Nummer der in Chikago erscheinenden Zeitschrift „Trailer Travel", dem Organ jener Amerikaner, die in Wohnwagen leben, wird festgestellt, daß nunmehr eine volle Million Einwohner der Vereinigten Staaten ein Leben „auf Rädern" führt. Im Jahre 1937 hat sich die Anzahl der fahrenden Heime verdoppelt, ein Beweis, wie sehr sich die Mode, in einem Wohnwagen zu leben, in USA durchgesetzt hat. Dabei hat die Industrie bisher erst ein Drittel der in Betrieb befindlichen 400 000 Wohnwagen hergestellt. Alle übrigen fahrbaren Wohnungen wurden von ihren Besitzern selbst konstruiert und zusammengebastelt, ähnlich, wie es einmal Mode war, sich einen Radioapparat selbst zu bauen. Die Gründe für diesen überraschenden Sieg des Wohnwagens sind in erster Linie in der Uebervölkerung und den ungesunden Wohnverhältnissen zahlreicher amerikanischer Großstädte zu suchen. Wer schon nicht in der Lage ist, sich ein festes Haus zu bauen, der richtet sich wenigstens einen Wohnwagen ein, der ihm noch dazu den Vorteil bringt, daß er nicht an einen bestimmten Ort gebunden ist, was zumeist schon geschäftlich günstig ist. Nicht weniger als 24 große Fabriken befassen sich heute bereits mit der Herstellung von Wohnwagen, von denen immer wieder neue und bessere Modelle auf den Markt kommen.

Pfefferkuchen-backen –
die schönste Vorfreude auf das Weihnachtsfest

(Engel, Zander-Multiplex-K.)



Generalfeldmarschall von Mackensen 88 Jahre alt

Generalfeldmarschall von Mackensen beging am 6. Dezember seinen 88. Geburtstag bei bester Gesundheit. Eine Ehrenkompanie des Infanterie-Regiments 5 erwies auf dem Gut des greisen Generalfeldmarschalls in Falkenwalde bei Stettin die militärischen Ehren. Auf unserem Bilde nimmt Generalfeldmarschall v. Mackensen den Vorbeimarsch der Ehrenkompanie ab. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Erste Ausgabe von Ehrenbüchern an kinderreiche Familien

Im Marmorsaal des Berliner Zoo fand erstmalig die Ausgabe der Ehrenbücher für kinderreiche Familien statt. Von links: Reichsbundesleiter Wilhelm Stüwe, seine Frau, Reichsstatthalter Sauckel, Reichsamtsleiter Dr. Groß. (Pressephoto, Zander-K.)

Der Jugendführer in Jugoslawien

Der Jugendführer des Deutschen Reiches, Baldur von Schirach, hatte während seines Aufenthaltes in Belgrad eine längere Aussprache mit dem jugoslawischen Erziehungsminister Miletitsch (Mitte) und dem Präsidenten des Sokol-Verbandes Paunkovic (rechts), der mit einer Mitgliederzahl von über 278 000 den größten Teil der jugoslawischen Jugend betreut. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Geheimrat Körte †

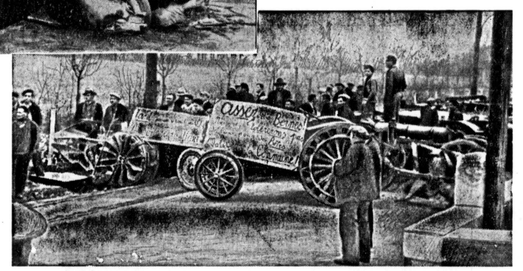
Einer der bedeutendsten deutschen Chirurgen, Geheimer Sanitätsrat Prof. Dr. Werner Körte, Obergeneralarzt d. L., ist im Alter von 84 Jahren in Berlin gestorben. Körtes Operationsmethoden, insbesondere auf dem Gebiete der Bauch- und Brustchirurgie, haben seinen Ruf weit über Deutschlands Grenzen hinausgetragen. (Erich Zander, Archiv, K.)

Deutscher Turnersieg in Budapest

Beim Länderkampf Deutschland — Ungarn in Budapest ging die deutsche Mannschaft mit 285,05 gegen 267,85 Punkte als Sieger hervor. — Die deutschen Turner am Ehrenmal. Anläßlich des Turnländerkampfes Deutschland — Ungarn legten die deutschen Turner am Gefallenen-Ehrenmal einen Kranz nieder. (Weltbild, Zander-K.)

Französische Grenzlandbauern errichten Barrikaden

Die Maul- und Klauenseuche, die bekanntlich von Französisch-Marokko über Frankreich auch nach Deutschland eingeschleppt worden ist, hat im Osten Frankreichs großen Schaden angerichtet. Die Vorbeugungsmaßnahmen dieser schweren Tierseuche werden aber im Ausland nicht so energisch durchgeführt, so daß teilweise die Bauern zur Selbsthilfe schreiten. Ein Dorf an der Schweizer Grenze, dessen Tierbestände noch von der Seuche verschont geblieben waren, wurde häufig von krankem Vieh, das zur Serumgewinnung auf Schweizer Boden gebracht werden sollte, durchzogen. Die Bauern haben nun aus Traktoren und Landmaschinen eine Straßensperre angelegt, um so den Durchzug des kranken Viehs durch ihre Gemeinde zu verhindern. (Fulgur, Zander-K.)

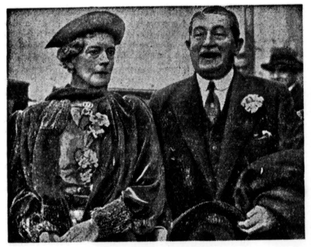


Der zertrümmerte Wagen des Prinzen Bernhard

Prinz Bernhard der Niederlande fuhr, wie bereits gemeldet, in der Nähe von Amsterdam mit seinem Wagen auf einen Lastwagen auf und wurde schwer verletzt. (Pressephoto, Zander-K.)

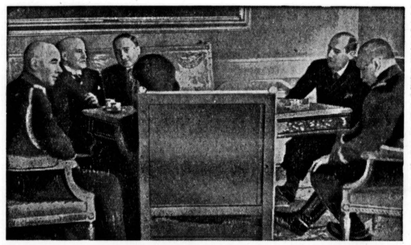
Tank in wenig angenehmer Lage

Alte Brücken und moderne Tanks vertragen sich schlecht. Diese Erfahrung mußte die Besatzung eines japanischen Panzerwagens machen, als sie auf ihrem Vormarsch an der Schanghai-Front eine alte chinesische Brücke überquerten, die der Last des schweren Tanks nicht gewachsen war. Immerhin ging die Sache noch verhältnismäßig glimplich ab, denn der Tank blieb zwischen Brückenpfeiler und Ufermauer hängen. (Weltbild, Zander-K.)



Fürstin Lichnowski heiratete ihren einstigen Verlobten

Fürstin Mechtilde Lichnowski, die Witwe des letzten deutschen Vorkriegsbotschafters in London, verheiratete sich am 1. Dezember 1937 im Alter von 58 Jahren mit dem 60jährigen Major Ralph Harding Peto. Vor 37 Jahren schon war sie als junge Gräfin Arco mit Peto verlobt. Die Verlobung war jedoch auseinandergegangen. (Pressephoto, Zander-K.)



Außenminister Delbos vom polnischen Staatspräsidenten empfangen

Während seines dreitägigen offiziellen Besuches in Warschau wurde der französische Außenminister Delbos vom polnischen Staatspräsidenten Moscicki empfangen. — Von links nach rechts: Marschall Rydz-Smigly, Staatspräsident Moscicki, Außenminister Delbos, Außenminister Beck und Ministerpräsident Skladkowski. (Weltb., Zander-K.)

Das Attentat auf Nahas Pascha

Auf den ägyptischen Ministerpräsidenten Nahas Pascha wurde bekanntlich ein Mordanschlag verübt, als er sich zu einer Sitzung begeben wollte. Der Attentäter Ezzeldine Abdel Kader, den wir hier mit verbundenem Kopfe kurz nach seiner Festnahme sehen, hatte vier Schüsse auf den Wagen des Ministerpräsidenten abgegeben, ohne einen der Insassen verletzen zu können. (Pressephoto, Zander-K.)

Lachen, Weinen und eine kleine Moral

Weil der Film noch so herrlich jung ist, hat er auch das Vorrecht jeder Jugend: nicht nur neue Formen zu schaffen, sondern auch alten Formen einen neuen Sinn zu geben. Zu ihnen gehört auch jenes seltsame literarische Gebilde, das wir unter dem Namen „Volksstück" kennen und das in früheren Jahren in seiner Mischung aus berechneter Naivität und sentimentalem Kitsch von allem Wirklich-Volkhaften meilenweit entfernt war. Gewiß soll zugegeben werden, daß es hier und dort auch Volksstücke gegeben hat, an denen man das ehrliche Bemühen der Verfasser spüren konnte, wirklich ins Leben des Volkes hineinzulauschen und dieses Leben in seiner Ursprünglichkeit, mit seinen frohen und tragischen Tönen, darzustellen. Aber wie verschwindend gering war die Zahl solcher Werke im Vergleich zu der Hochflut der anderen, mit der das Theater — und später auch der Film! — überschwemmt wurde.

Ihre Zeit ist jedoch endgültig vorbei. Der große Reinigungsprozeß, den das deutsche Kunstleben in den letzten Jahren durchgemacht hat, hat ihnen für immer Tür und Tor versperrt, und man kann die erfreuliche Tatsache feststellen, daß gerade im Film sich nun das neue, das echte Volksstück durchzusetzen beginnt.

Wie dieses Volksstück aussieht und worin seine typischen Wesensmerkmale zu erkennen sind, das mag das Beispiel des neuen Carl Froelich-Films der Tobis „Die Umwege des schönen Karl", in dessen Titelrolle wir Heinz Rühmann sehen werden, illustrieren. Froelich zeigt in diesem Film einen echten und fesselnden Ausschnitt aus einer Lebenswirklichkeit, die heute freilich längst überwunden ist, an die wir aber doch noch so manche deutliche und erschreckende Erinnerung haben. Er schildert den Weg eines Kellners aus einem Ostseebad in die „große Welt" eines Berliner Luxusrestaurants und mitten in all die Gefahren hinein, die gerade in jener Epoche dem unverbildet-natürlichen Menschen in der Großstadt drohten. Ein junger lebensfroher Mensch geht hier durch den Talmiglanz einer Scheinwelt, wie wir sie in der Inflation und in den Jahren der wirtschaftlichen Scheinblüte, die ihr folgten, erlebt haben. Nicht der ehrlich arbeitende Mensch, sondern Seine Majestät der Schieber war es, der jener dunklen Zeit den Stempel aufprägte, und dessen Tätigkeitsfeld heute die „große Politik", morgen der Turf und dann wieder die sogenannte „Gesellschaft" war. Karrieren wurden „gemacht"; Namen blitzten auf wie ein Meteor am Nachthimmel, und dem „Geschickten" fiel alles im Traum zu, um das sich der Redliche in mühseliger Arbeit vergeblich mühte.

Durch einen Zufall wird auch unser junger Mann, den seine Braut im Ostseebad nur schweren Herzens in die Großstadt hat ziehen lassen, in diesen Hexensabbath hineingezogen, und weil er ein junger, lebendiger und lebensbejahender Mensch ist, macht ihm das alles im Anfang auch großen Eindruck und Spaß. Aber durch allerlei bittere Erfahrungen kommt er dann doch dahinter, daß manches nicht so stimmt, wie er zuerst in seiner treuherzigen Naivität geglaubt hat, und daß er überhaupt nicht in diese glitzernd-verlogene Welt hineingehört — und daß es für ihn, äußerlich und innerlich, nur das eine gibt: bei seinem Leisten zu bleiben und dennoch vorwärtszukommen . . .

Das ist die Moral dieses lustig-ernsten Volksstücks. Aber sie wird nicht mit lauten Worten und erhobenem Zeigefinger, sondern unaufdringlich, ja leise verkündet. Der Knockout lächelnden Spottes, mit dem hier eine „große Welt" von ihrem gipfernen Postament heruntergeschlagen wird, ist ebenso ein typisches Merkmal des echten Volksstücks wie die rührenden Szenen des Films, in denen die kleine Braut um den Vermeintlich-Treulosen bittere Tränen der Enttäuschung und des Kummers weint. Es ist ein Lachen und Weinen, das aus dem Herzen kommt — unpathetisch-menschlich, von einer stillen und gerade darum mitreißenden und packenden Lebensechtheit.

Aber es würde kein richtiges Volksstück sein, wenn es eben nicht auch jene kleine Moral enthielte, die die Redlichkeit gegen Trug und Lüge verteidigt und uns alle daran erinnert, daß es nie darauf ankommt, etwas zu scheinen — aber immer, etwas zu sein!

Wille.

Die mondäne Lu Donon
wird von Sybille Schmitz dargestellt in dem neuen Carl-Froelich-Film der Tobis „Die Umwege des schönen Karl" (Mater: Froelich-Tobis)

Der schöne Karl
Heinz Rühmann in der Titelrolle des neuen Carl-Froelich-Films der Tobis „Die Umwege des schönen Karl" (Mater: Froelich-Tobis)

Karin Hardt
spielt die Rolle der Grete Wernicke in dem neuen Carl-Froelich-Film der Tobis „Die Umwege des schönen Karl" (Mater: Froelich-Tobis)

Jupiterlampen in Schlössern und Regierungssitzen:

Der Kameramann der Weltberühmten

Davis Miller filmt Könige und Staatspräsidenten — Die Chrysantheme des Mikado

Vor einigen Tagen hielt am frühen Morgen vor dem Palazzo Venezia, dem Regierungssitz Benito Mussolinis, ein hellgraues Lastauto, das von Angehörigen der faschistischen Miliz blitzschnell ausgeladen wurde. Die wenigen Passanten, die zu dieser Stunde die langgezogene Piazza überquerten, staunten nicht wenig, als unter der Dachplane des Wagens Stück für Stück die komplette Einrichtung einer Tonfilmapparatur erschien und, von Hand zu Hand vorsichtig weitergegeben, schließlich hinter dem altertümlichen Renaissancetorbogen des Palazzo verschwand. Ein hagerer Mann mit einem vom Wetter stark mitgenommenen Regenmantel begleitete mit Warnungsrufen und Befehlen diese nicht alltägliche Szene und leistete sich einen kleinen Zornausbruch, als ein Ungeschickter beinahe einen der großen Scheinwerfer umgeworfen hätte. Dieser nervöse bewegliche Herr war niemand anders als Davis Miller, auf dessen Visitenkarte stehen könnte: „Kameramann der Könige, Staatspräsidenten und anderer Weltberühmtheiten".

Hilde Krahl,
die von Willy Forst für den Film entdeckte junge Wiener Schauspielerin, in Willy Forsts „Serenade", einem neuen Film

Mit Jupiterlonnen, Akkumulatoren, Schneidetischen, Mikrophonen, Bild- und Tonkameras reist Davis Miller von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil, um die weltbekannten Politiker bei ihrer Arbeit und ihrem Privatleben zu filmen. Mit den Aufnahmen zum Film „Ein Tag bei Mussolini" hat der Amerikaner seine europäische Filmserie begonnen. Für einige Stunden regierten unter Millers Kommando im Palazzo Venezia die Filmemacher. Im Landkartensaal, dem großen Arbeitsraum des Duce, wurden Lichtkabel gezogen, lärmabdichtende Decken gespannt, „Galgen" aufgestellt, an denen Mikrophone hingen. Beleuchter durch laute Zurufe dirigiert, bis Benito Mussolini für die Kamera bereit war.

Der Duce und Davis Miller sind sich dabei nicht zum ersten Mal begegnet. Als Chefkameramann einer amerikanischen Wochenschaufirma hat Davis Miller schon die meisten herrschenden Männer unserer Tage kennengelernt. Seine „Kamerainterviews" mit den führenden Politikern in allen Teilen der Welt brachten ihm einen großen Ruf ein, sodaß man sich schließlich entschloß, ihm statt der wenigen Meter in der Wochenschau genügend Geld und Material für die Produktion politischer Reportagefilme bereitzustellen. So werden in Bälde Namen wie Atatürk, Mussolini, Aga Khan, Hirohito, General Franco in Leuchtbuchstaben an den Kinofassaden von Newyork, London oder Paris flimmern.

Das Wort Napoleons, daß ein großer Mann vor seinem Kammerdiener keine Geheimnisse haben könne, hat auch für Davis Miller, den Filmreporter, eine gewisse Berechtigung. Im grellen Schein der Atelierlampen werden die kleinen Eigenheiten der großen Männer aufgedeckt. So befindet sich in der Sammlung Millers eine Zeitlupenaufnahme Roosevelts, die den Titel führt: „Der Präsident lacht". Man sieht, wie Roosevelt sein berühmtes „smiling", sein Lächeln, gleich einer Maske aufsetzt, wie diese allmählich einstudierte Heiterkeit sein Gesicht allmählich überzieht, um schließlich seinen Höhepunkt in einem lauten ansteckenden Lachen zu finden, in das die ganze Umgebung des Präsidenten einfällt.

Der „Sohn der Sonne" wird erstmalig gefilmt

Eine andere Anekdote erzählt Davis Miller von Tschiangkaischek. Der chinesische Marschall ließ sich an der Seite seiner Frau aufnehmen. Er hatte seine englische Erklärung auf einem Blatt Papier vor sich und las langsam die ersten Worte ab, plötzlich aber wurde der sonst so kühle Mann vom eigenen Pathos gepackt, und er begann seine Rede zu improvisieren. Es sollen dabei nicht immer diplomatische Worte gefallen sein und Miller hatte nachher manchen Satz des Wochenschauinterviews wegzuschneiden. Geeniger zugänglich war man Millers Erzählung der japanische Mikado. Nur mit Mühe erreichte der amerikanische Filmreporter von den Behörden die Erlaubnis, den „Sohn der Sonne" bei einer Parade erstmals zu filmen. Als er dann aber dem Herrscher, der ein ernster Forscher auf dem Gebiete der Biologie ist, einen wissenschaftlichen Mikrofilm über die Geburtsvorgänge im Bienenstock überreichen ließ, durfte er mit seinen Kameras auch in den Palast kommen, um dort einige Aufnahmen zu machen. „Dieser Einladung war als poetischer Passierschein eine Chrysantheme beigelegt, die in den Türhütern nur vorzuweisen brauchte, um unverzüglich Einlaß zu erlangen", erzählt Miller.

Wunders „kameraredua" sind nach den Aussagen des Amerikaners die französischen Staatsmänner. Als Miller Minister Herriot vor seine Kamera hat, erlebte er die Ueberraschung, daß der französische Staatsmann selbst die Szene stellen wollte und eigentlich öfter hinter als vor der Aufnahmeapparatur zu finden war, weil ihn jedes technische Detail interessierte. Als Mitter ein andermal die Mitglieder der französischen Regierung beim Verlassen des Präsidentenpalais nach einer Kabinettsitzung gerade im entscheidenden Augenblick verpaßte, wiederholten sie auf seine ganze Bitte die ganze Szene noch einmal.

Dreharbeit mit List und Schläue

Als schwierigste Aufnahme seines Lebens bezeichnet Miller sein Filminterview mit Sir Basil Zaharoff. Der überaus mißtrauische Kanonenkönig schlug alle Bitten des Amerikaners aus und scheute sich nicht, mit dem Stock auf Miller loszugehen, als er ihn mit einer kleinen Handkamera bei seiner täglichen Promenade am Qui des Anglais in Nizza aufnehmen wollte. Der Kameramann fand einen Trick, der als klassisches Stückchen in die Annalen der Filmreportage eingegangen ist. Er verteidete sich als Verkäufer von Getränken und Erfrischungen am Bahnhof von Nizza, verbarg seine automatische Kamera in einem kleinen Schiebewagen und filmte „den geheimnisvollen Mann Europas", während er einige Trauben kaufte und dabei griesgrämig sich über Wucherpreise beklagte. — Auf seiner neuen Reise um die Welt hofft Miller allerdings größtes Entgegenkommen zu finden als bei dem inzwischen verstorbenen Sir Basil Zaharoff. Seinem Film „Ein Tag bei Mussolini" sollen ähnliche Filme mit General Franco, Lebrun und König Georg VI. folgen, den Miller noch aus der Zeit kennt, da er Herzog von York war und sich als eifriger Filmamateur von dem „Kameramann der Weltberühmten" beraten ließ.

Wenn in den Bergen der Schnee leuchtet...

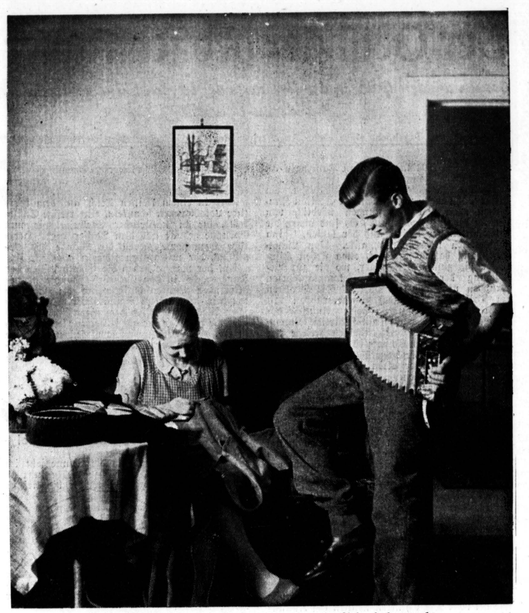
Die letzten Vorbereitungen für den Wintersport werden getroffen - Nicht der Anzug sondern der Schneid macht die Figur

Wenn in den Bergen der erste Schnee fällt, dann denken wir Bewohner der flachen Ebene, die wir auch dem weißen Sport verfallen sind, an sonnenumglänzte Bergeshöhen, verträumte Sthütten in weißer Einsamkeit, an blonde Stimädchen im kristallglänzenden Bergmorgen oder aufgewachsene Männer auf schmalen Brettern am Steilhang. Und dann überkommt uns eine große Sehnsucht nach jenem befreienden Land der Berge, wo es nicht Neid und Mißgunst gibt, und wo wir unbeschwert von Sorge und Last des Alltags unsere Brettl tummeln.

Doch es ist nun einmal so eingerichtet, daß nichts dem naseweisen Menschengeschlechte unverdient in den Schoß fällt. So wollen wir uns also an die Vorbereitung machen: irgendwo hinterm Ofen oder in der Rumpelkammer entdecken wir unsere — ach so geliebten Bretteln. Aber wir sehen die schlanken Hölzer aus! Einen Hund wird kaum dabei jammern, doch einem Jünger der weißen Zunft dreht sich das Herz im Leibe herum. Ist die „Rückgratverkrümmung" derart, daß sie als nicht mehr normal bezeichnet werden muß, so muß der Fachmann die Hölzer in erhitztem Zustande wieder richten. Sie die Skier jedoch trocken und klapperdürr, so werfe man sie am Pfefferrohrstöcke erschrocken betrachten, denn die Dinger haben sich über die unwürdige Behandlung, daß man sie aus dem kühlen Keller auf den trockenen Boden, womöglich in die Nähe der Dampfheizung stellte, mit Recht so geärgert, daß sie im wahrsten Sinne des Wortes platzten. Wir sehen nach, ob die Schlaufen noch fest und ob die Teller in Ordnung sind. Und wenn wir uns neue Stöcke kaufen müssen, so nehmen wir ein Paar solider Haselnußstöcke, die im Saft geschnitten sein müssen.

Das unliebsame Kapitel der Skistiefel wollen wir gleich auch erledigen. Diese Dinger schauen uns mit faltigen, vergrämten Gesicht entgegen, vergaßen wir doch, sie auf die Leisten zu spannen oder zumindest mit Zeitungspapier auszustopfen. Nach gründlicher Säuberung schmieren wir sie gut mit Fett in flüssiger oder fester Form ein, prüfen Sohlen und Nähte, verschonen letztere aber mit Fett, da der Faden unter Luftabschluß leidet.

Schnee, Berge und viel Sonne — das ist das Paradies der Wintersportler
Photos: Fritz Carl (3), Schulte (1).



Das zünftige Skimädel kann auch einen Knopf an der Slalomjacke annähen
Dieweil spielt er ihr eine lustige Melodie auf dem „Schifferklavier"

Wichtig ist, daß das Fett mit Daumen und Handballen kräftig ins Leder eingerieben wird.

Selbst die Felle, ohne die wir im Hochgebirge nicht auskommen, müssen wir ordentlich nachsehen, wahrscheinlich haben sich darin einige Mottenfamilien angesiedelt. Steigurte tun dieselben Dienste, lassen jedoch nicht die kürzeste Abfahrt zu.

Einen guten Rucksack brauchen wir Skifahrer, nicht zu klein darf er sein. Und dann denke man an den Photoapparat!

Dem Skihaserl bereitet die Wahl des Skianzuges so manche Sorge. Doch ist es ebenso wenig sportlich wie ästhetisch, wenn der Skianzug des Skihaserl mit dem Gefieder eines Paradiesvogels oder Papageis an Farbenfreudigkeit wetteifert. Ein einfarbig brauner oder dunkelblauer Anzug sieht immer schön aus, und was man sonst gewohnt war, an Buntheit zu zeigen, soll man lieber an Scheid und Eleganz der Abfahrt ersetzen. Ebenso wird es dem Skijünger gelingen, einen schwierigen Hang zu meistern, wenn er keine Bügelfalte hat.

Doch was nutzen der gediegenste und festeste Skianzug und die teuersten Bretter, wenn sie jemanden gehören, dem gerne die Beine wegrutschen oder der steif und ungelenkig am Hang rumfrebst! Deshalb gehört zur Vorbereitung für den Winterurlaub auch die körperliche Uebung. Wem es nicht schon zur täglichen Gewohnheit geworden ist, morgens seine Freiübungen zu machen, der tue es aber jetzt. Allerdings genügen nicht ein paar Kniebeugen oder wildes Armeherumschwenken, vielmehr verfahre man nach einer Gymnastikanweisung. Besser noch, man schließe sich einem KDF.-Kursus an, in dem Gymnastik getrieben wird und treibe dazu kräftig Waldlauf, um körperlich in Höchstform den Anstrengungen einer längeren Skiwanderung gewachsen zu sein. Zur geistigen Vorbereitung besuche man Filme und Vorträge und fröbere auch ein wenig in der Skiliteratur.

Darum, wen alljährlich, wenn es in der Ebene trüb und grau wird, die Sehnsucht nach weißen Gipfeln, nach Himmelsblau und Märchenschnee befällt, der hole rechtzeitig sein Skizeug hervor und turne recht fleißig, um dann die Freuden des weißen Sports umso reicher erleben und auskosten zu können!

Die Laufflächen der Bretter werden mehrmals mit angewärmtem Leinöl getränkt, bis das Holz nichts mehr aufnimmt

Wer's noch nicht getan hat, tue es bald, — nämlich die „Bretter" vom Boden holen.

Der Geist der großen Kaiser

Besuch an den Gräbern der Herrscher der letzten China regierenden Mandschu-Dynastie

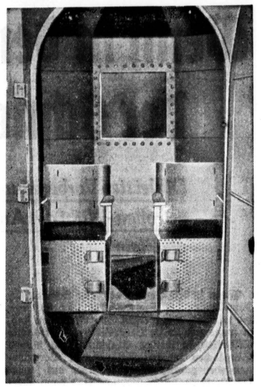
Aus dem Tagebuche eines ehem. Angehörigen der Ostasiatischen Besatzungsbrigade

Im Jahre 1904 lagen wir in Pantingfu an der großen Otschinabahn, und zwar an der Linie, die von Kalgan nach Peking führt. An dieser Bahn lagen unweit von der Station Kanputien etwa vier Bahnstunden nördlich von Peking die Hsiling-Gräber. Es sind dieses die Grabstätten der Kaiser aus der letzten, China regierenden Mandschu-Dynastie. Von Lianga-tschang hatten wir noch etwa sieben Kilometer bis zum Tatlinglager, wo die zur Bewachung der Kaisergräber kommandierten Truppen untergebracht waren. Die Truppen im Tatling waren noch Bannertruppen mit exzalteter Ausrüstung. Beim Anblick der Wachen glaubte man unwillkürlich Landsknechte aus dem Dreißigjährigen Kriege vor sich zu haben. Der Chinese ist konservativ eingestellt, und sein Pietätsgefühl verbietet ihm, an den Gräbern seiner alten Herrscher moderne Truppen aufzustellen.

Nachdem unser Kompanieführer vom Lagerkommandanten die Erlaubnis eingeholt hatte, daß wir die Gräber um den Hsilingpaß besichtigen dürften, marschierten wir das gewaltige, Jahrhunderte alte Holztor, das unter einer sechs Stock hohen Pagode den Eingang zum Park bildete. Der ganze Park liegt in einem Talkessel, der gleichmäßig ringsherum von Höhenzügen eingeschlossen ist. Die Flora entspricht dem Charakter des Platzes, nur Föhren, Cypressen, Lebensbäume, Pappeln, Eichen, Trauerweiden und Cryptomerien sind in guter Folge angepflanzt. Eine erhabene Ruhe liegt über dem gewaltigen Gräberpark. Die gefiederten Sänger, die im Hsiling in Mengen vorhanden sind, geben dem ganzen Bild eine erhabene Weihe. In der Ferne ruft sogar ein alter Bekannter aus den Wäldern der fernen Heimat, der Kuckuck. Dieser Vogel trägt hier im Fernen Osten denselben Namen wie bei uns. Die Chinesen nennen ihn Kuckuckschan.

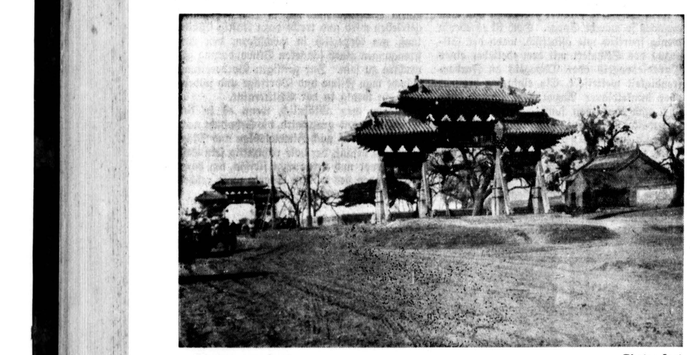
Wir beginnen jetzt unsere Wanderung durch den größten Friedhof der Erde. Unmittelbar am Eingang stehen drei große Marmorpailos, die zum Tatling, der Ruhestätte des großen Kaisers Yungschan, der etwa z. Zt. Friedrichs des Großen regierte, gehören. Die Vorderseite ist mit dem kaiserlichen Drachenwappen und dem mystischen Vogel Phönix in den grellsten Farben verwalt. Der Platz, auf dem die Ehrenbogen stehen, ist mit einem Wassergraben umzogen. Eine gebogene Marmorbrücke führt über den Graben auf den Platz. Auf der gegenüberliegenden Seite kommt man wieder über eine Brücke aus Marmor zu der zwei Kilometer langen Geisteralle. In der Mitte dieser Allee steht eine große Halle, in der zwei Ahnenkult lange überlieferter Brauch ist. Zunächst betreten wir den Pavillon, der den Gebäuden vorgelagert ist. Auch hier finden wir wieder in einem kleinen Teich, auf dem herrliche Lotosblumen schaukeln, eine riesige Schildkröte, die in natürlicher Stellung wie zum Sprunge geduckt aus dem Wasser ragt. Herrliche Ornamente zieren die Wände des Pavillons, der mit gelben Ziegeln abgedeckt ist.

Auf der Rampe stehen die Gewehrstützen der Innenwache, in den Gewehrstützen die mittelalterlichen Luntenschloßgewehre der Bannertruppen, die hier zu Ehren ihrer toten Herrscher Wache stehen. In dem eigentlichen Grabgebäude befinden sich am Eingang kleine Opfer altare. Vor dem Grabtempel stehen bronzene Urnen und in der Mitte zwei bronzene Hirschfiguren. An der Ostwand erhebt sich der mit Drachenkiguren geschmückte Thron. Der Thronsessel ist mit einem gelbseidenen Tuch verhängt. Auch die Tische und Opferaltare sind in diesem Tempel verhängt. Die Nordwand ist mit gelbseidenen Tüchern behangen. Die mit grünen, gelben, blauen und roten Farben ausgeführten Malereien an der Decke verleihen dem Ganzen eine erhabene Weihe. Der braun gebeizte Marmorfußboden mischt sich harmonisch in das ganze Bild. Buddhabilder sind in diesem Tempel nicht, denn nach Ansicht der Chinesen weilt in diesem Tempel der Geist des großen Kaisers als Gott. Im Tempelhofe steht noch ein großer Opferstein. Durch ein Gewölbe gelangen wir zu einer Wendeltreppe, die zu dem etwa 100 Meter Durchmesser großen Grabhügel des Kaisers Dong Schöng führt. Ein herrlicher Ausblick über den Park lohnte den Aufstieg. Und in der Ferne sah man sogar die dunklen zerackten Berge Pattschilis. Auch der Südausgang dieses riesenhaften Gräberparks war wieder mit einer starken Wache belegt. Das Verhalten dieser Bannertruppen uns Europäern gegenüber war über jedes Lob erhaben. Von den vielen Sehenswürdigkeiten, die wir als deutsche Soldaten in der Wunderwelt des fernen Ostens betrachten konnten, wird mir der Besuch bei den Kaisergräbern im Hsiling unvergeßlich bleiben.



Todesurteil durch Gas vollstreckt

Im amerikanischen Bundesstaat Missouri ist jetzt ein neues Gesetz in Kraft getreten, das die Vollstreckung von Todesurteilen statt durch den Strang durch Gas vorschreibt. Zur Ausführung der neuen Bestimmung wurde dieses „Todeshaus" konstruiert, das den Stahlkammern eines U-Bootes ähnelt. Die Todeskandidaten werden in dieser Kammer eingeschlossen, in die dann das tödliche Gas einströmt. — Hier sieht man das Zimmer des ersten „Todeshauses", das im Hofe des Staatszuchthauses in Jefferson-City in Benutzung genommen wurde. Wie man sieht, können zwei Verurteilte zugleich hingerichtet werden. (Acme, Zander-K.)



Eingang zum Lager Photo: Jost

Sechs Monate ohne Sonnenlicht

Während der Polarnacht am Nordpol — Seltsame Lichter erhellen den Himmel

Immer früher legt sich die Sonne jetzt im Spätjahr zur Ruhe, immer später beginnt sie ihr Tagewerk. So geht es weiter bis tief in den Dezember hinein. Schließlich bleibt sie auch an klaren Tagen 16 Stunden unserem Blicken verborgen, und nur 8 Stunden verweilt sie darauf, ihren kurzen Tagesbogen tief am Südhimmel zu durchlaufen. Trotzdem sind wir immer noch besser daran als die nordischen Länder. Je weiter wir im Winterhalbjahr nach Norden kommen, desto mehr hat der Lichtzoll den dunklen Mächten das Feld geräumt. Gänzlich geschlagen ist der Nordpol selbst.

Herbst-Tag- und Nachtgleiche! Wie ein großer feuriger Ball steht die Sonne dort, wo der Himmel auf den endlosen Packeismassen zu ruhen scheint; zweimal 24 Stunden lang gleitet der Feuerball ringsum den Himmel herum, dabei allmählich im Eise versinkend. Endlich ist der traurige Augenblick gekommen, da auch das letzte Restchen der feurigen Kugel von der Tiefe verschlungen wird. Die Polarnacht ist angebrochen!

Woche auf Woche verrinnt. Die helle Dämmerung geht allmählich in ein immer düsterer werdendes Zwielicht über. Dort, wo die Sonne gerade hinter dem Horizont steht, ist ihr ein heller Dämmerungsbogen aufgesetzt. Der übrige Himmel schmückt sich immer reicher mit Sternen. Genau wie vorher die Sonne, wandert auch dieser Dämmerungsbogen alle 24 Stunden einmal rings um den Himmel herum. Wir könnten sagen: er steht jetzt im Süden — jetzt im Westen, im Osten, im Norden — wenn es am Nordpol nicht eigentlich nur eine einzige Himmelsrichtung gäbe, denn nach welcher von den vier Richtungen wir uns drehen mögen: immer schauen wir nach Süden.

Anfang November vergämmert allmählich das letzte Restchen Dämmerung. Mehr als ein Vierteljahr wird vergehen, bis der Horizont unmerklich, ganz unmerklich irgendwo sich wieder ein wenig aufhellen wird, bis aus dieser Aufhellung wieder ein wandernder Dämmerungsbogen entstehen wird; mehr als ein Vierteljahr wird vergehen, bis die Sterne ganz langsam wieder verblassen, den Vorboten der Sonnenkönigin das Feld räumen werden. Ein oder zwei Tage vor Frühlingsanfang wird Königin Sonne dann wieder strahlend am Horizont auftauchen, um ununterbrochen ein halbes Jahr lang Tag für Tag im Kreise herum zu fahren.

Nicht ganz so ungünstig scheinen die übrigen Polaregegenden ab. In Hammerfest z. B. der nördlichsten Stadt Europas, kommt die Sonne erstmals am 20. November auch um die Mittagszeit nicht mehr über den südlichen Horizont empor. Bis tief in den Januar hinein wechseln eine zwanzigstündige Nacht und ein paar Stunden mittäglicher Dämmerung alltäglich miteinander ab. Am Mittag des 21. Januar zeigt sich zum erstenmal wieder ein Stück der Sonne, und zwar nur kurze Zeit tief im Süden. Dann sinken Tag und Nacht einander wieder ab bis Mitte Mai, wo die Herrschaft der Mitternachtssonne beginnt.

Kehren wir wieder zurück in die unwirtliche Eiswüste, in der das Nordende der Erdachse lagert! 6 Monate Nacht, 3 Monate völliges Dunkel! Nein, auch in diesen drei Monaten ist es meistens doch nicht völlig dunkel. In die arktische Kälte leuchten viel häufiger, als bei uns im Winter, die Sterne hinein. Aber es ist ein anderer Himmel als der, der sich über unseren Häuptern wölbt. Zahlreiche Sternbilder fehlen. Fast im Zenithpunkt des Himmels steht nahezu unbeweglich der Polarstern; um ihn dreht sich das ganze Himmelsgewölbe einmal herum, darunter der uns so vertraute Große Bär. Vom Orion, dem himmlischen Jäger, ragt immer nur der Oberkörper über den Horizont empor; die andere Hälfte bleibt uns stets verborgen. Jahrtausende müssen vergehen, bis infolge der langsamen Verlagerung der Erdachse im Raum, der sogenannten Präzission eingelne von den Bildern, die jetzt dem nördlichen Sternhimmel zugehören, auf den südlichen Himmel herüberwechseln und andere ihre Stelle einnehmen.

Auch der Mond ist uns nicht untreu geworden. Wie die Sonne ein halbes Jahr über und ein halbes Jahr unter dem Horizont des Nordpols steht, so kreist auch der Mond einen halben Monat lang über und einen halben Monat lang unter dem Gesichtskreis. Nachdem wieder einmal die dunklen Mächte zwei Wochen lang ununterbrochen das Feld behauptet haben, taucht er irgendwo plötzlich als Halbrund auf, schraubt sich eine Woche lang immer höher hinauf. Mitten hoch stehend, kreist die allmählende Vollmondscheibe 24 Stunden lang rings um uns herum, während der abnehmende Mond allmählich tiefer sinkt und das letzte Viertel uns wieder ägyptische Finsternis ankündigt.

Aber selbst an den je 14 mondlosen Tagen der dunkelsten Monate — November, Dezember, Januar — erleben wir Ueberraschungen. Während wir aufmerksam den Lauf der Milchstraße zwischen den Sternen mustern, fällt uns auch seitab der himmlischen Straße ein matter Schimmer auf, der von Minute zu Minute heller und größer wird. Allmählich nimmt das Nordlicht die Gestalt eines bunten, in Falten gelegten Vorhanges an, der unruhig hin und her flattert. Daneben bemerken wir einen zweiten Lichtschein, unten mit scharfer, kreisförmiger Grenze, oben langsam verschwimmend, von dem gelbgrüne, purpurrote, blaßgrüne Straßlen über den Himmel schießen. Und um das Bild vollständig zu machen, ist noch die dritte Form der Nordlichter hinzugetreten. Die Nordlichtkrone, ein prachtvoller bunter Lichterkranz, mit leuchtenden Strahlen, die sich wie die Speichen eines Rades ausnehmen.

Stundenlang zieren diese seltsamen Lichter den Himmel. Die Sterne sind verblaßt. Die öden Eisflächen schimmern in fremdartiger Helligkeit, noch zauberischer als eine vom Vollmond erhellte Landschaft. Doch bald ist der Höhepunkt der Entwicklung überschritten; die bunten Lichtfächen werden wieder kleiner und matter, schrumpfen immer mehr zusammen, verglimmen endlich. Die trostlose Polarnacht geht weiter.

Dr. F. Lause.

Könige von Zufalls Gnaden

Unwahrscheinlichkeiten der Weltgeschichte

Gerade das Unerwartete ereignet sich häufig, und dem Zufall ist von jeher in der Weltgeschichte eine große Bedeutung zugefallen. Erst vor kurzem haben wir es voller Erschütterung miterlebt, wie nahezu die ganze Familie des Großherzogs von Hessen in wenigen Sekunden durch einen Unfall, an den kein Mensch dachte, ausgelöscht wurde. Hätte die Funkmeldung, die den Piloten der belgischen Verkehrsmaschine aufforderte, bei nebeligem Wetter auf eine Zwischenlandung in Ostende zu verzichten, das Flugzeug rechtzeitig erreicht, wäre die betrübliche Katastrophe nicht erfolgt. Solche Dinge waren es, die häufig den Gang des Weltgeschehens beeinflußten, die unerwartete Ereignisse heraufbeschworen und Regenten auf den Thron brachten, die niemals mit der Möglichkeit rechneten, sich mit einer Krone schmücken zu können.

Eine der volkstümlichsten Gestalten der englischen Geschichte ist die Königin Viktoria, die bekanntlich mit einem deutschen Fürsten verheiratet war. Niemand hätte gedacht, daß Viktoria jemals den Thron des britischen Weltreiches besteigen würde, es mußte erst eine ganze Kette von unerwarteten Ereignissen eintreten, um aus ihr eine später so vielgeliebte Regentin zu machen. Viktoria war die Tochter eines von neun Brüdern. Konnte man ahnen, daß nicht ein einziger dieser neun Brüder einen Sohn haben würde? Drei Brüder haben nur deshalb geheiratet, um Vater eines zukünftigen Königs zu werden und Viktoria von einer möglichen Thronfolge auszuschließen. Aber alle blieben kinderlos. Und noch mehr geschah: Charlotte, die älteste Tochter Georg III., der nun der Thron zugefallen wäre, starb, als sie einem Knaben das Leben schenkte, der ebenfalls wenige Stunden nach seiner Geburt verschied. So bestieg Viktoria, allen Voraussagen zum Trotz, Englands Thron und wurde eine der größten Gestalten der Geschichte Großbritanniens.

Fast ebenso wunderbar waren die Zufälle, die die englische Königin Elisabeth auf den Thron brachten. Sie war eine Tochter Heinrich VIII., der sechsmal heiratete, nur um einen männlichen Leibeserben zu bekommen. Sein Wunsch erfüllte sich, als Johanna Seymour der Vater eines Knaben, der zugleich sein einziger Sohn bleiben sollte. Aber er starb in seinem 15. Lebensjahre, und ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß auch Elisabeths ältere Schwester, der der Thron nun zugefallen wäre, kinderlos starb, obgleich sie verheiratet war. So wurde Elisabeth Königin — sie war einer der erfolgreichsten Regenten Englands. Georg V., der vor zwei Jahren verstorbene Vater des derzeitig regierenden englischen Königs, erwartete, sein Leben als Marineoffizier zu verbringen. Es war höchst unwahrscheinlich, daß sein älterer Bruder, der Herzog von Clarence, jemals den Thron besteigen werde, noch ehe er auf den Thron kam. Und dennoch geschah es, wie ja bekanntlich auch sein Nachfolger, der heutige König Georg VI., nur durch die überraschende Abdankung seines Bruders, des Königs Edward VIII., jetzigen Herzogs von Windsor, die Krone erhielt.

Der letzte König Manuel von Portugal kam auf den Thron, nachdem sein Vater und seine beiden älteren Brüder an einem Tage ermordet wurden. Der Kaiser Karl, der letzte Monarch Oesterreichs, der 1918 seine freilich sehr kurze Regierung antrat, jemals die Krone tragen würde, hätte niemand für möglich gehalten. Was mußte alles geschehen, um diesen Sproß Habsburgs auf den Thron zu bringen! 1889 hatte Kronprinz Rudolf, der einzige Sohn des Kaisers Franz Joseph, Selbstmord, der Bruder des alten Kaisers, nunmehr Thronfolger, wurde 1914 in Serajewo ermordet, ein Ereignis, das bekanntlich zum Weltkrieg führte. Nun erst, nachdem sein älterer Bruder Otto ebenfalls gestorben war, gelangte Karl zu einer ebenso kurzen wie unseligen Regierung auf Oesterreichs Thron.

Die Reise nach UGANDA

Roman von Bernd Angerhausen

6. Fortsetzung

„Wir wurden überfallen. Eine Menge Buschkleppen kam über uns. Sie schlugen uns nieder. Nachher war Bandorens Nichte verschwunden."

Als er den Namen Bandoren nannte, wandten sich alle Blicke zu dem Toten am Schreibtisch. Sein Rücken war breit, seine schlaffen Hände, die nun flach auf dem Tisch lagen, schienen in verzweifeltem Suchen erstarrt zu sein.

„Es schoß, als er sah, daß er umsonst auf seine Nichte gewartet hatte," sagte Brandes.

„Sie müssen einen Bericht an die Behörden durchgeben, Henderson," sagte Doktor Rose. „Ich glaube, Sie müssen schnell machen. Es handelt sich auch um das Mädchen, seine Nichte. So weit ich es beurteilen kann, ist sie entführt worden."

Barton stand noch immer am Tisch.

„Es muß eine Untersuchung vorgenommen werden," sagte er hastig. „Ich bin kein Geschäftsführer. Bandoren hat etwas geschrieben und es ist verschwunden."

„Verumiren siebzig," sagte Brandes. „Sie wissen es doch. Was wollen Sie mehr?"

„Ein sonderbares Zusammentreffen," sagte Rose. „Wir kamen aus dem Zug und seine Nichte war nicht dabei. So lange hat er mit diesem Schuß gewartet."

Brandes schaute ihn an und nickte.

Henderson trat vor. „Wir müssen ein Protokoll aufnehmen, Doktor. Kommen Sie doch mit in mein Zimmer!" Sie gingen, Henderson voran. Als letzter Barton. Aber an der Tür blieb er stehen. Brandes lehnte sich gegen das Fenster. Sie hörten Henderson drüben die Tür hinter sich zuziehen.

„Wo ist Willa?" fragte Brandes wieder.

„Kann ich es wissen!" rief Barton. „Wir müssen sie suchen."

„Nun ist ja alles anders geworden," sagte Brandes. „Dieser Zwischenfall hier war wohl nicht vorgesehen."

„Was wollen Sie mit Ihren Andeutungen?" fuhr Barton auf. „Er hat sich selbst erschossen. Oder haben Sie es getan?" Er sah Brandes höhnisch an.

Der junge Ingenieur machte eine wegwerfende Handbewegung. „Nun machen Sie sich auch noch lächerlich, Barton. Bandoren war am Ende, er wußte nicht mehr ein noch aus. Er spielte zu hoch, dazu gehören eiserne Nerven und ein Herz wie Stein. Ihnen würde das leichter fallen."

Barton schien nichts gehört zu haben. Mit unhörbaren Schritten ging er lauernd um den Tisch, an dem der Tote ruhte. Mit einem kurzen Sprung bückte er sich, zog einen Briefumschlag unter der leblosen Hand hervor. „Da, sehen Sie, er muß einen Brief geschrieben haben. Hier steht eine Adresse. Ein Brief an seine Nichte. Ich muß ihn haben. Er muß an das Nachlaßgericht geschickt werden." Er hatte immer schneller gesprochen und hielt Brandes den Umschlag vor die Augen. Jetzt schrie er in unterdrückter Wut: „Sie, Sie haben den Brief. Geben Sie ihn her."

Er ballte die Faust und drang auf Brandes ein. Der junge Ingenieur schob ihn ruhig zurück. „Wir sind im Zimmer eines Toten. Haltung bewahren, Barton. Es wird sich alles finden."

Henderson stand an der Tür. „Ich muß Sie bitten, nun das Zimmer zu verlassen, Bitte, Brandes, sehen Sie zu, daß gleich eine Maschine nach Nairobi fährt, dann können die Herren von der Polizei morgen mittag hier sein. Ich habe telegraphiert. Ich möchte nun hier abschließen, ich trage die Verantwortung für alles."

Er ging an beiden vorbei und schloß das Fenster. Brandes ging, Barton folgte widerstrebend, noch an der Tür warf er einen Blick in das nun fast dunkle Zimmer zurück. Dann verschloß Henderson die Tür.

Doktor Rose saß im Arbeitszimmer. Goram war gekommen, und Henderson fragte ihn aus. Brandes und Barton saßen dabei.

Dann erzählte Rose: „Herr Barton und Goram saßen unter dem Mangobaum, als ich dort mit der Maschine ankam. Ich habe sie beide verbunden. Die Geschichte ist ziemlich einfach. Der Busch, der so rubig und ohne Leben zu sein scheint, hat viele Augen und Stimmen. Ein reicher Herr aus London, der überall Brücken bauen läßt, ist hier mit seiner Nichte. Das bedeutet viel Geld, wenn man das Mädchen verschleppen kann. Ich will wetten, daß sie hier auf der Station nicht eine Stunde ohne Aufpasser gewesen sind. Den Buschkleppern kam dieser Ausflug sehr gelegen. Passen Sie auf. In den nächsten Tagen werden Sie von der jungen Dame schon Nachricht bekommen. Handeln Sie nicht lange mit den Kerlen herum, geben Sie ihnen, was sie verlangen. Sie werden sehen, daß Ihnen die Polizei denselben Rat geben wird . . ."

Henderson nickte müde.

„Aber wer soll mit den Buschkleppern verhandeln? Bandoren ist tot. Man weiß nicht einmal, wer Vollmacht hat."

Er schaute Barton an.

Auf Hendersons Tisch stand eine Schirmlampe, Barton saß im Halbdunkel. Er trug noch immer die Binde um die Stirn, drüben im dunklen Zimmer war es nicht so aufgefallen. Er war nervös. Er betastete seine Taschen, zog sein Etui und nahm eine Zigarette heraus.

„Es ist eine private Sache," sagte er. „Geschäftlich werde ich Bandoren natürlich vertreten. Wir müssen uns an den Notar in London wenden. Ehe Bandorens Erbe geregelt ist, könnte nur der Notar zugunsten der Entführten verfügen."

Goram ging. Der Regen fiel immer noch. Henderson lauschte nach draußen.

„Noch ein Unglück," sagte er finster. „Der Wolkenbruch wird uns drüben am Bau um Wochen zurückwerfen. Ich bin froh, wenn die Polizei kommt, Brandes. Wir werden uns in diesen Tagen wahrscheinlich nur um unseren Bau kümmern können."

Erst als der Morgen graute, ließ der Regen nach. Henderson und Brandes waren schon früh draußen. Unten am Fluß lief das Wasser in schmalen Bächen über den Damm, es stand schon fußhoch um die neuen Fundamente. Noch hielt der Damm, aber die Flut staute sich davor wie ein See. Henderson nickte düster.

Sie gingen gar nicht mehr ins Haus. Sie standen am Kamp und trieben die Kulis an. Der Damm wurde verstärkt, die Kulis arbeiteten wie besessen. Um die Fundamente mußten nun auch Erdwälle aufgeworfen werden, das Mauerwerk war noch nicht fest genug, um allzu lange der nagenden Flut widerstehen zu können.

Es regnete nun nicht mehr, aber der Tag blieb schwül und grau.

„Es wird noch mehr Wasser geben," sagte Henderson, als sie oben am Ufer standen. „Wenn es sich nur noch heute hält, dann schaffen wir es noch."

Brandes nickte.

„Das ist doch nicht die Regenzeit. Aber mehr als einen Monat Frist haben wir nicht."

Sie schauten zur Station hinüber. Das große, niedrige Holzhaus lag düster und wie unbewohnt. Die Läden zu Bandorens Zimmer waren geschlossen. Die Antilope Paa stelzte wartend auf der Lichtung auf und ab.

„Es ist ein Verhängnis," sagte Henderson und schüttelte seinen grauen Kopf. „Ich weiß nicht, wie wir mit allem fertig werden. Und dann das Mädchen. Wollte Gott, daß Rose recht hat, daß wir bald Nachricht bekommen."

Brandes antwortete nicht. Was konnten Worte hier schon helfen.

„Sie müssen hierbleiben," meinte Henderson. „Die Leute können sich zum Essen ablösen. Wir müssen durcharbeiten. Ich schicke Ihr Essen heraus."

Er grüßte kurz und ging.

Die Arbeit am Damm war nicht ungefährlich. Wenn die Kulis ohne Aufsicht blieben, konnten leicht Fehler gemacht werden. Der Wall mußte gleichmäßig verstärkt werden, sonst gab es einen Dammbruch. Dann waren die Fundamente verloren.

Brandes blieb. Er ging unrubig auf und ab. Manchmal blieb er stehen und schaute zur Station hinüber. Einmal sah er Barton, der mit Goram auf der Veranda sprach. Sie standen dicht zusammen. Brandes faßte unwillkürlich an seine Seitentasche. Dort war noch der Brief des Toten.

Gegen Mittag kam Doktor Rose zu ihm hinaus.

„Was macht Ihr hier für Geschichten?" fragte er. „Ist bei den Leuten alles in Ordnung?"

Brandes lachte grimmig.

„Sie sehen ja, Doktor, wir haben hier keine Zeit, krank zu sein."

„Möchte nicht in Ihrer Haut stecken!" Brandes dachte an Willa.

„Glauben Sie wirklich an eine Entführung?" fragte er rasch.

Rose schaute ihn prüfend an.

„War sie hübsch?"

Brandes errötete. Rose lachte kurz.

„Es ist bestimmt eine Entführung. Die ganze Art, wie dieser Ueberfall ausgeführt wurde, beweist es."

„So meinte ich es nicht," sagte Brandes sinnend. „Muß es immer um ein Lösegeld gehen?"

„Das verstehe ich nicht."

„Ich kann nicht dabei sein, wenn die Polizei kommt, Doktor. Aber es könnte ja sein, daß Willa Bandoren einfach verschwinden soll. Wenigstens für eine gewisse Zeit."

„Das glaube ich kaum. Warum sollte das sein?"

Brandes zuckte die Achseln.

„Verliebt?" fragte Rose rasch.

Brandes errötete. Er schaute düster zu Boden.

Rose zündete sich eine Zigarette an.

„Uebrigens, daß ich erst jetzt damit komme! Wissen Sie schon, daß in zwei Wochen eine Kommission von Mombassa kommt. Sie wollen hier die Brücke besichtigen. Man erzählt, daß Sie hier nicht weiter machen."

Brandes warf ärgerlich den Kopf hoch.

„Ich habe schon manchen Bau geführt, Doktor, aber so schwer wie hier ist es mir noch nie geworden. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Alles hat sich gegen uns verschworen."

Rose packte ihn am Arm.

„Aergern Sie sich nicht, Brandes. Es ist nur gut, daß Sie das mit der Kommission wissen. Ich kenne Sie, wenn Sie und Henderson es nicht schaffen, dann weiß ich es nicht!"

Er gab Brandes die Hand.

„Ich bin hier nicht mehr nötig. Ich werde heute abend mit der Polizei zurückfahren. Nehmen Sie alles nicht so schwer!"

Er ging. Brandes schaute ihm müde nach. Er ging zum Fluß. Das Wasser war wieder etwas gestiegen. Purdah lief zur Station und brachte ihm das Essen. In kleinen Kolonnen rannten die Kulis zum Kamp. In fünf Minuten mußten sie wieder zurück sein, mehr Zeit blieb nicht zum Essen. Dann aß es einen großen Tumult auf dem Damm. Die Kulis warfen ihre Schaufeln weg und rotteten sich zusammen, sie drängten zum Ufer.

Brandes rannte hin.

Einer der Kulis hatte im Wasser ein Krokodil gesehen. Die anderen hatten seinen Schreckensruf gehört und sofort verstanden. Nun war es aber auf dem abschüssigen Damm gefährlich. Wer dort ausglitt und ins Wasser rutschte, war verloren.

Brandes rief Purdah und jagte ihn zur Station. Purdah kam und brachte beide Gewehre. Brandes stand nun oben auf dem Damm, mitten unter seinen Kulis. Drüben im Wasser schwamm ein reglotes Etwas, es sah wie ein Baumstamm aus. Brandes wußte es besser. Er schoß, der Baumstamm verschwand. Er wußte nicht, ob er getroffen hatte, aber das war auch gleich. Auf diese Entfernung konnte er den gepanzerten Untieren nicht beikommen. Aber sie waren gewarnt.

Er blieb oben bei den Kulis. Hin und wieder feuerte er einen Schuß ab. Die Arbeit ging weiter. Die Kulis hatten sich beruhigt. Die Krokodile waren feige, sie würden sich nicht an Bwana Brandes heranwagen.

Hier unten am Flusse konnte er nicht mehr die Lichtung übersehen. Er durfte aber auch nicht das Ufer hinanklettern, die Kulis wären sofort beunruhigt gewesen. Hier war seine Arbeit, alles was sonst geschah, ging ihn nichts mehr an.

Gegen drei kamen die letzten Kulis vom Essen.

Die Polizei war aus der Stadt gekommen, meldeten sie.

*

Hier unten hörten sie nichts mehr davon. Brandes stand im trüben Licht des schwülen Tages auf dem Damm. Er ging manchmal auf und ab, er mußte sich zwingen, nicht in Grübeleien und nutzlose Gedanken zu versinken. Aber es half nicht viel. Immer wieder dachte er an Willa und Bandoren. Wo mochte sie nun stecken! Sie war entführt und verschleppt worden, das wußte er. Mehr konnte oben die Polizei auch nicht feststellen. Wie mochte sie diesen plötzlichen Ueberfall, ihre Verschleppung und nun diese Ungewißheit überstanden haben! Er schaute finster vor sich hin. Wenn er wirklich gewußt hätte, wo sie nun war! Dann würden andere sie befreien und holen. Er und Henderson, sie mußten hier auf der Baustelle bleiben. Die Brücke war in Gefahr, da mußte alles andere zurückstehen.

Er dachte an Bandoren. Er mußte furchtbar gelitten haben, ehe er die Pistole zu dem verhängnisvollen Schuß gegen sich selbst richtete. Bandoren hatte gelitten, seit er auf der Station war. Und vorher?

Er fühlte in seine Tasche. Dort war Bandorens Brief an Willa. Er würde ihn nie abgeben, auch wenn Willa wieder zurück war.

Er schaute über das trübe Wasser. Die Untiere schienen sich verzogen zu haben. Vorsichtig holte er den Brief aus der Tasche und entfaltete ihn. Er hatte ihn schon gelesen, gestern abend und heute früh, als er allein auf seinem kleinen Zimmer war.

Dieser Brief enthielt Bandorens Beichte. Aber niemand außer ihm selbst würde diesen Brief zu lesen bekommen, auch Willa nicht. Er hatte Bandoren im stillen immer bemitleidet. Er hatte schwer an seiner seelischen Not getragen. Willa hatte ihn geliebt wie einen Vater, und dieses Bild sollte sie immer von ihm in ihrem Herzen tragen.

Auch die Polizei durfte diesen Brief nie bekommen.

Brandes lächelte grimmig. Diese Beamten würden den einsamen Schläfer dort oben in der Station nie verstehen.

Er las den Brief noch einmal, bis zu der Stelle, die der Tintenflecken ausgelöscht hatte. Gerade diese Stelle prüfte er immer wieder. Er las . . . als du entführt wurdest und bei . . .", die nun folgende Zeile und die Unterschrift waren unkenntlich. Er hatte abends den Brief schon gegen die Lampe gehalten, aber der Tintenfleck war zu spät gelöscht worden, die Schriftzüge des Toten waren nicht mehr zu entwirren.

Es gab einen Mann, der ihm über diese Stelle Auskunft geben konnte, dachte er grimmig.

Er schaute auf. Die Kulis schaufelten mit krummen Rücken. Drüben war Goram in der Reihe, auch er mußte mit Hand anlegen. Als Brandes ihn über den Brieftand weg beobachtete, sah er, wie Goram sich verstohlen aufrichtete und herüber schaute. Seine dunklen Augen waren verlangend auf den Brief gerichtet. Brandes wandte sich um und steckte den Brief wieder in die Tasche.

Er wartete noch, es wurde dunkel. Er sah die müden Bewegungen der Kulis. Sie hatten tüchtig gearbeitet. Er konnte es wohl verantworten, wenn er jetzt Feierabend machte. Die Gefahr war gebannt, erkannte er, sich noch einmal umschauend. Er gab das Signal.

Es war schon fast dunkel.

Er ging als letzter von der Baustelle.

Henderson erwartete ihn auf der Veranda. „Sie sind schon wieder weg!" rief er ihm entgegen.

Brandes schaute ihn fragend an.

„Der Kommissar war mit zwei Beamten hier. Sie haben das Gebäck des Toten versiegelt und ein Protokoll aufgenommen. Wir müssen eine Maschine stellen. Morgen schon wird der Busch abgesucht."

„Und wir?"

„Wir haben unsere Arbeit am Bau."

„Es wird viel Arbeit sein", sagte Brandes nachdenklich.

Am späten Abend reanete es wieder.

Barton war zu Henderson ins Zimmer gegangen. Er trug einen Aktendeckel mit Papieren unter dem Arm. Sie saßen lange dort zusammen.

Brandes ging ruhelos auf der Veranda auf und ab, manchmal war er auch auf dem Vorplatz, ohne auf den Regen zu achten. Er dachte an den Toten im Hause und an Willa, die nun irgendwo im Busch steckte. Mitten in seinen Gedanken fuhr er auf und ging auf sein Zimmer. Dort schrieb er einen kurzen Brief. Er war an einen Bekannten ge-

Erfüllung will Heimat

Ist einer hinaus in die Ferne gegangen
Mit Sehnsucht und Mühsal beschwert;
Hat einer sein großes, sein heißes Verlangen,
Sein Hoffen, sein Lieben, sein Wähnen, sein Bangen
Ins Leere gestoßen, in Wirrsal verkehrt.

Doch Erfüllung will Heimat, will Melodie
Aus der Scholle, dem Ursprung des Lebens. —
Zog einer ins Weite — und wußte nicht, wie —
Und das Glück saß zu Hause und schlummerte nie
Und wartete still und — vergebens.

Von A. Espey

richtet, der in London Angestellter an einem Bankgeschäft war. Brandes hatte den Verwandten dieses Mannes einmal einen Dienst erwiesen. Der Brief war nicht lang und rasch geschrieben. Als er ihn ablöschte, schlug er kräftig mit der Faust auf das Papier, in hastiger, großer Schrift schrieb er die Adresse.

Als Henderson wieder auf der Veranda war, sah er seltsam abgespannt und verdrossen aus.

„Was haben Sie?“ fragte Brandes.

„Wundere mich nur, daß er es nicht gestern schon gesagt hat. Vandorens Geschäft ist fast ganz in Bartons Hand. Er hat mir Belege gezeigt, daß er ihm“ — und Henderson zeigte über die Schulter nach dem Zimmer des Toten, — „eine Menge Geld geliehen hat. Vandoren hat sich ihm nach und nach in die Hand gegeben. Er hat viel Pech gehabt im Geschäft.“

Brandes lachte. „Pech? Wohl ebenso viel Pech wie hier an der Brücke. Nun Vandoren tot ist, wird das Pech ja wohl aufhören.“

Henderson sann nach.

„Wie meinen Sie das, Brandes?“

„Ich vermute es so“, meinte Brandes. „Vandoren hat viel Pech gehabt, er hat schwere Verluste erlitten. Und sein Direktor hat sich inzwischen ein Vermögen angehäuft.“

„So ist es“, sagte Henderson nachdenklich. „Es ist merkwürdig, es ist mir auch alles so sonderbar. Aber die Unterlagen sind echt, die er mir zeigte.“

„Zweifle gar nicht daran“, warf Brandes ein.

„Nun fällt es mir ein“, erinnerte sich Henderson. „Barton sagte es mir so nebenbei, daß er an der Börse ein Vermögen erworben hat. So war er in der Lage, Vandoren auszubeißen.“

„Tüchtiger Kerl!“ dachte Brandes mit einem grimmigen Lächeln, das Henderson aber nicht sah. Dann nahm er einen Brief aus der Tasche.

„Hier, Henderson. Lassen Sie auch diesen Brief morgen mit abgehen. Wann wird er in London sein, wenn die Luftpost ihn in Mombassa mitnimmt?“

Henderson nahm den Brief. „In einer Woche, länger wird es nicht dauern.“

„Antwort also in vierzehn Tagen frühestens. Aber das wird langen.“ Er nickte.

„Wichtig?“ fragte Henderson.

„Ich glaube es“, antwortete Brandes langsam.

Henderson steckte den Brief ein. Barton kam auf die Veranda. Sie standen sich schweigend gegenüber. Der Regen rauschte unablässig, dabei war es drückend schwül. Brandes schaute zu den geschlossenen Läden im Zimmer des Toten hinüber. „Was haben Sie beschlossen, kann Vandoren noch nach London gebracht werden?“ Henderson schaute betroffen auf. Barton war bleich. Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster. Brandes hatte nach dem Zimmer Vandorens gezeigt, aber Barton wandte sich nicht um. Er hielt den Kopf etwas geduckt. „Wir haben es vergessen“, sagte Henderson und schüttelte den Kopf. Barton schwieg noch immer.

„Sie werden ihn hier an der Station, an seiner letzten Brücke begraben müssen“, sagte Brandes, „der Transport dauert zu lange. Und ich muß sagen“, fügte er in Gedanken hinzu, „es ist eine Ruhestätte, wie er sie schöner in der Heimat nicht finden wird. Bald rollen die Züge vorbei, die Brücke donnert unter ihrer Wucht, das Leben beginnt in dieser grauen Wildnis. Und irgendwo hat er doch sein Leben für die lassen müssen, Henderson. Es ist, als gehörte er zu uns. Er war wie ein Mann, den ein fallender Stein mitten im Werk traf.“

Brandes schaute an Barton vorbei, er sprach nur zu seinem Vorgesetzten. Sie beide gehörten zusammen. Und zu ihnen dieser Tote. Ein Spekulant wie Barton, was hatte er mit ihnen zu tun!

„Wenn Willa Vandoren hier wäre, müßte sie entscheiden“, überlegte Henderson nach einer Weile. „Aber Sie haben recht, Brandes.“

„Nicht wahr, Henderson“, sagte Brandes langsam, „wir hier in unserer Wildnis sind auf solche Fälle nicht eingerichtet!“

Er sprach Henderson an, aber sein Blick ruhte fest auf Barton. Aber Barton sprach nicht; sein bleiches Gesicht war voll geheimer Furcht. Der Tote im Hause schien ihn zu schrecken und zu lähmen mit seiner stummen Gegenwart.

Am anderen Morgen wurde auch die zweite Maschine von der Station nach Nairobi geschickt. Der Regen hatte wieder aufgehört. Der Damm hielt, und Brandes konnte an den Fundamenten weiterarbeiten lassen. Die Loren mit den Steinen rollten über die Lichtung. Sprengschüsse krachten dumpf im nahen Steinbruch. Auch am Damm ging es weiter, der Erdwall wurde verstärkt. Man durfte sich nicht vom Wetter überraschen lassen. Das Werk war nun so weit gefördert, daß zu seinem Schutz alles nur mögliche getan werden mußte.

Brandes hatte kaum Zeit zu den raschen Mahlzeiten auf der Station. Henderson steckte im Steinbruch, auch dort war Aufsicht nötig. Goram trieb sich auf der Station herum. Barton hatte ihn zu seiner persönlichen Verfügung angefordert, und Henderson durfte nun nicht mehr widersprechen.

Mittags kam eine neue Kommission von Nairobi. Der Gerichtsarzt war dabei. Die Polizei hatte schon die Suche im Busch aufgenommen. Vorläufig noch ohne Ergebnis, aber das war ja nur der Anfang. Der Gerichtsarzt erklärte Henderson und Barton, daß Vandoren noch am gleichen Abend beigesetzt werden müsse.

Trotzig und stark

Holzschnitt von Erich Sperling (Deike-M.)

Brandes kam kaum mit den Stadtleuten in Berührung. Als er abends als letzter zur Station kam, geriet er mitten in die Vorbereitungen zum Begräbnis. Henderson hatte einen Sarg zimmern lassen. Die Herren aus der Stadt standen barhäuptig dabei, als der Sarg mit dem Toten über die Baranda getragen wurde. Brandes war noch schmutzig von dem schweren Dienst draußen, er zog langsam seinen Hut. Barton stand bleich im Hintergrund.

Vier Kulis trugen den Sarg um das Haus, dann auf die Lichtung zwischen dem Fluß und dem Lager. Dort war schon ein Grab geschaufelt worden. Es war ein formloses Begräbnis. Es war drückend schwül. Brandes schloß sich als letzter an. Einer der Fremden sprach an der Grube ein kurzes Gebet — dann senkten die vier Kulis den Sarg hinab.

Brandes sah dies alles mit starrem Gesicht. Er hielt seinen Hut vor sich; als der Arm über die Jacke strich, knisterte in der Tasche der Brief des Toten. Er dachte an Willa, an die dieser Brief gerichtet war. Sie wußte nichts vom Tode ihres Onkels. Wenn sie wiederkam, fand sie bei der Station nun ein einsames Grab . . .

Die Kommission fuhr noch in der Nacht zurück. Abends spät kam noch ein Telegramm, daß die Eisenkonstruktionen für das Brückenlager Mombassa schon verlassen hatten. In einer Woche konnte das Material an der Station sein.

Brandes war allein bei Henderson, als dieses Telegramm kam. Barton war auf sein Zimmer gegangen, er sei zu abgespannt, sagte er. Aber er hatte sich vorher eingehend nach dem Stand der Arbeit erkundigt und gefragt, ob noch die Möglichkeit bestünde, die Brücke zum Termin fertig zu bekommen.

Brandes sah Henderson bedeutsam an, als er in seiner knurrenden Art von Bartons Besorgnissen erzählte.

„Früher schien es ihm nicht allzuviel auszumachen, daß wir nicht fertig wurden“, sagte Brandes, langsam auf und ab gehend. „Aber jetzt kämpft er für seine eigenen Interessen. Denken Sie nur, Henderson, die Geldbuße, die Konventionalstrafe, würde ihn ja selbst treffen.“

Henderson sagte nichts.

„Barton kann nun sagen was er will“, fuhr Brandes fort. „Wir haben immer unser Letztes für diesen Bau, für die Brücke, hergegeben und werden es auch jetzt tun. Gleich, wer unser Auftraggeber ist.“

„Sie setzten sich zusammen und entwarfen den Arbeitsplan für die kommenden Wochen. Sie sahen, daß sie es noch schaffen konnten. Aber dann durfte keine Stunde verloren gehen.

„Auch die Regenzeit darf uns nicht dazwischenkommen“, meinte Henderson nachdenklich.

Brandes ging auf sein Zimmer. Als er die Tür aufmachte, sah er einen dunklen Schatten am Fenster. Er lief rasch hin. Auch auf der Rückseite der Station war eine Veranda. Sie war schmaler als die an der Vorderfront. Es war fast pechschwarze Nacht draußen, aber Brandes meinte noch drüben, wo die Küche lag, eine Gestalt huschen zu sehen. Er lief rasch auf die Veranda, dort war nun alles still. Er schloß die Läden und machte Licht. Ueber einem Stuhl lag seine Jacke, die er tagsüber getragen hatte. Im Hause hatte er sie mit einer hellen Leinenjacke vertauscht. Er nickte grimmig. Es ging um den Brief! Irgendwer war in seinem Zimmer gewesen. Aber der Dieb hatte sich verrechnet, Brandes hatte den Brief gleich nach dem Umziehen wieder zu sich genommen. Er dachte an Goram und den lauernden Blick, den ihm der Aufseher zugeworfen hatte, als er unten an der Brücke den Brief Bandorens las.

Am anderen Morgen stellte sich die Maschine wieder ein, und nun war alles wieder wie früher. Der Arbeit an der Brücke forderte nun alle verfügbaren Kräfte. Barton und Goram waren meist allein auf der Station, Henderson und Brandes trafen sich nur noch mittags. Sie hatten Barton die Bedienung des Telegrafen zeigen müssen. Alle drei, vier Stunden gab er eine Anfrage nach Nairobi durch. Er fragte nach Willa Bandoren. Aber alles umsonst.

„Ich glaube, ich fahre auch zur Stadt“, sagte Barton drei Tage später zu Henderson. „Ich will mich an der Suche beteiligen.“

Henderson nickte eifrig. „Es ist jammerschade, daß wir hier so festsitzen. Brandes oder ich würden gern mitgehen. Aber wir dürfen hier nicht fort.“

Aber dann besann er sich. Er wandte sich an Brandes.

„Hören Sie, Brandes. Vielleicht läßt es sich doch machen, daß Sie mitgehen. Zwei, drei Tage könnte ich Sie im Notfall entbehren.“

Sie saßen auf der Veranda. Es war die kurze Pause nach dem Mittagessen. Drüben gingen schon die Kulis wieder zur Arbeit.

Brandes schüttelte den Kopf.

„Nein, ich will hierbleiben, Henderson“, sagte er abweisend. „Herr Barton wird schon ohne mich fertig.“

Henderson sah, wie die beiden einen drohenden Blick wechselten. Aber er wunderte sich. Er glaubte, daß Brandes Willas wegen doch die Arbeit verlassen hätte. Er hatte die beiden oft beobachtet, sie schienen sich doch nicht gleichgültig gegenüber zu sein.

„Nein, nein“, sagte Brandes noch einmal. „Ich glaube, die Sache kommt schon ohne mich zurecht. Oder vielleicht noch besser.“

Barton fuhr mit einer wütenden Bewegung auf. Dann wandte er sich an Henderson.

„Ich wünsche, daß Herr Brandes hier bleibt. Er hat recht, er würde mir nur im Wege sein.“

Brandes stand auf, nickte einen kurzen Gruß und ging zum Fluß. Barton wandte sich an Henderson.

„Ein trotziger Mensch, dieser Brandes. Werde es mir noch überlegen, ob wir nicht auf seine Dienste verzichten wollen . . .“

„Wenn Sie ihn nicht halten wollen, gehe ich auch“, sagte Henderson ruhig. Barton biß sich auf die Lippen.

„Haben Sie gehört, daß er sich weigert, an der Suche nach Willa Vandoren mitzuhelfen? Ich möchte, daß Sie sich zu gegebener Zeit daran erinnern.“

Henderson nickte. „Ja, sonderbar“, gab er zu, „aber Brandes lebt und stirbt für seinen Beruf, für seine Arbeit hier. Sie war so schwer und voll Hindernisse, daß er nun erst recht nicht davon lassen will.“ Er stand auf.

Barton blieb allein. Dann kam Goram und sie sprachen eine Zeitlang miteinander. Goram lachte zum Schluß.

Vom Fluß kam das eintönige Singen der Kulis. Die schweren Regenwolken hatten sich endlich verzogen, der weiße Gipfel des Kilima Njaro trat wieder klar in der Ferne hervor.

Aber Barton hatte diesem friedlichen Ausblick noch nicht einen Blick gegönnt. Auch jetzt starrte er wieder vor sich. Er war allein, Goram hatte sich weggeschlichen. Langsam schaute er sich um, wo nun die Läden zu Vandorens Zimmer wieder geöffnet waren. Ein dünnes, höhnisches Lächeln glitt über sein glattes Gesicht.

Soweit hätte Vandoren nicht zu gehen brauchen, dachte er. Es wäre ihm wohl genug zum Leben geblieben, soviel hätte er ihm schon gelassen, schon Willas wegen. Aber er hatte sich in Vandoren getäuscht. Er war ein Schwächling gewesen, der sich noch Gedanken und Vorwürfe machte, wenn das Geschäft zu Umwegen und Auswegen zwang, die keinen etwas angingen. Es war gut, nun ruhte er in Frieden. Mochte es so sein.

Barton richtete sich auf. Das war nun vorbei. Morgen würde er nach Nairobi fahren. Das war der letzte Schritt, dann hatte er sein Ziel erreicht. Nun noch Willa, dachte er. Er lächelte und nahm sich eine Zigarette aus seinem goldenen Etui.

Henderson kam abends als erster zurück. Barton sah draußen, er las einige Zeitungen, sie waren neulich aus Nairobi mitgekommen.

„Immer noch nichts?“ fragte Henderson, sich erschöpft auf einen Stuhl werfend.

„Eben kam noch mal ein Telegramm. Die Polizei hat immer noch nichts gefunden. Man wundert sich in Nairobi, daß die Entführer noch nichts von sich hören ließen.“

„Das ist ja das schlimmste dabei“, rief Henderson ärgerlich.

Brandes kam nun auch über die Lichtung. Es dunkelte schon.

Er war nun oben bei ihnen. Sein Gruß war kurz, mehr an Henderson gerichtet. Barton war wieder bleich geworden. Er schaute Brandes von unten her gehässig an. Wieder dachte der junge Ingenieur daran, daß er diesen Mann, der nun sein Chef war, einmal früher gesehen hatte, und daß Barton sich dabei wenig rühmlich benommen hatte. Es war nur ein vages Erkennen, ein verschwimmendes Ahnen. Er stand nun an der Brüstung und schloß die Augen, versuchte das Bild zu fassen, das sich aus den fernen Erinnerungen formen wollte.

Die Kulis gingen noch über die Lichtung. Plötzlich liefen sie durcheinander. Lautes Rufen kam vom Busch. Dann öffnete sich vor der Veranda der Kreis der Boys. Drei Schwarze kamen über die Lichtung auf das Haus zu. Henderson sah es, es waren Massai, las.

Die Buschleute trugen über der linken Schulter eine Rinderhaut, dazu einen winzigen Lendenschurz. Ihre mageren Körper waren sehnig und blank, die Gesichter verwittert, mit blitzenden Augen. Sie musterten neugierig die Männer dort oben auf der Veranda, dann schwenkten sie die Arme in Schulterhöhe und zeigten ihre Hände, die Handflächen nach oben gekehrt. Das bedeutete Friede.

Brandes erwiderte ihren Gruß. Er kannte ihre Sprache, es war seine Sache, mit ihnen zu verhandeln. Er sprach mit ihnen.

Sie waren aus einem Dorfe zwischen Nairobi und der Station. Vor fünf Tagen hatten sie auf der Wanderung durch den Busch eine Reiterschar getroffen. „Es waren nicht unsere Leute“, sagte der Alte, mit dem Brandes nun sprach, und machte eine verächtliche Handbewegung. „Bei ihnen war eine weiße Frau, sie war allein bei den Männern.“ Und nun beschrieb er ausführlich, wie diese Frau ausgesehen hatte. Sie war sehr bleich gewesen und traurig. Sie hätte nicht mit ihnen sprechen dürfen. Die Männer hätten ihre Gewehre auf sie gerichtet und ihnen befohlen, sich aus dem Wege zu machen. Sie waren fortgelaufen, aber die weiße Frau hatte ihnen noch einmal zugewinkt.

Brandes wandte sich zu den anderen und erzählte, was er soeben gehört hatte.

„Es ist Willa Vandoren“, rief Henderson, „endlich eine Spur.“

Brandes nickte.

Er wandte sich wieder zu den Massai und fragte sie in ihrer Sprache. Aber die Buschleute wußten sonst nichts mehr. Die Männer hätten den Pfad gehabt, der nach Norden führt. Aber es seien unterwegs eine Menge anderer Pfade ab, da konnte man nie wissen, wohin jemand wollte. Was die Buschkleppper für Leute waren, wußten sie nicht, sie schienen früher Soldaten gewesen zu sein, vielleicht waren sie aus der Stadt.

Brandes nickte. „Es ist gut“, sagte er. Er gab Purdach den Befehl, die Massai in die Küche zu führen und zu füttern.

„Ich sagte Ihnen schon, Henderson, ich fahre morgen zur Stadt“, wandte sich Barton an den Ingenieur. „Ich nehme diese drei Kerle mit.“ (Fortsetzung folgt.)

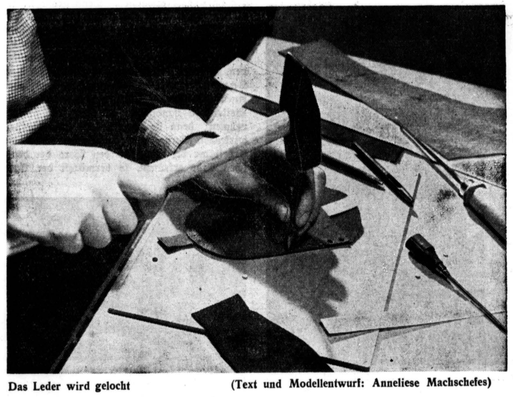
Nette Kleinigkeiten aus Lederabfällen

Bunte Lederabfälle gibt es überall billig zu kaufen, so kann man es schon einmal wagen, aus diesem schönen Material etwas anzufertigen. Man besorgt sich ein paar Lederreste — meist ist es gefärbtes Schafleder, ein kleines Locheisen, 3 mm im Durchmesser, und legt sich Hammer und Schere bereit, dann ist das Handwerkszeug beisammen. Ein kleiner Schraubenzieher kann auch das Locheisen ersetzen. Gehen wir zuerst an die Schlüsseltasche

Allerlei Nettes und Praktisches aus billigen Lederresten

Die Flechtnadel nimmt man zum Durchziehen des Lederfadens

heran. Zuvor stellen wir einen Papierschnitt her, der sich in Größe und Form schon nach den Lederresten richten muß. Vorder- und Rückseite der Tasche werden mit einem harten Bleistift auf ein graues Lederstückchen übertragen, ausgeschnitten und mit gut klebendem Leim an den Rändern vorsichtig bestrichen und aneinandergeklebt. Ein roter Lederstreifen zum Halten des Schlüsselringes wird noch der Länge nach hineingelegt und am unteren und oberen Rand der Tasche festgeleimt. Nun werden in gleichmäßigem Abstand von 7 bis 10 mm mit dem Locheisen Löcher in den Rand geschlagen. Wo dieses fehlt, drückt man die Löcher mit einem etwas geschärften Schraubenzieher in das Leder hinein. Den Faden zum Nähen müssen wir uns erst selbst zuschneiden. Ist unter den Lederresten ein langes gerades Stück in passender Farbe vorhanden, so schneiden wir von diesem einen etwa 3 mm breiten Streifen ab. Wenn nicht, nehmen wir irgendein Lederrestchen passender Farbe, schneiden es in runde oder ovale Form zu und schneiden nun schneckenförmig immer rund herum den Rand in 3 mm Breite ab, so lang wir den Streifen brauchen. Der Streifen reckt sich beim Nähen von selbst zu einem geraden Faden. Ein Ende des Fadens schneiden wir spitz zu und ziehen ihn ohne Nadel durch die runden Löcher. Haben wir einen Schraubenzieher benutzt, so müssen wir allerdings eine Einzieh- oder am besten eine Flechtnadel zu Hilfe nehmen. Die Enden werden wie beim Sticken etwas zurückgenäht oder mit Leim innen hinein oder übereinander geklebt.



Das Leder wird gelocht

(Text und Modellentwurf: Anneliese Machschefes)

Unsere Lederreste reichen für größere Sachen: Buchhüllen, Gürtel, Handtaschen, selten in einem Stück aus. Da heißt es, aneinanderflicken. Wir können dazu gleichfarbige oder auch verschiedenfarbige Stücke nehmen, die in der Farbe gut zueinander passen. Dieses Versuchen im Farbenzusammenstellen macht bei der Arbeit besonders viel Freude. Auf unserer Abbildung ist ein Gürtel zu sehen, der aus sechs dunkelgrünen Lederstückchen zusammengesetzt ist. Die grauen Lederfäden, die die Teile halten, beleben ihn gut.

Die kleine Handtasche hat eine Klappe aus andersfarbigem Leder erhalten, in der gleichen Farbe ist die Bandumnähung ausgeführt. Der Verschluß der Tasche bildet eine kleine Lederrolle, über die ein Knopfloch, das einfach in die Klappe hineingeschnitten wurde, knöpft. Es lassen sich noch viele andere hübsche Sachen aus farbigem Leder anfertigen, wie z. B. Geldtäschchen, Füllfederhalter-Etuis, Buchhüllen usw. Die Schnitte dazu wird sich jeder leicht selbst entwerfen können.

darf nie vergessen, daß sie für die Kinder zum Spielen da sind, daß sich die Schöpferkraft äußern will, um mit dem Gegebenen anderes zu gestalten, Neues zu schaffen. Gern gesehen sind Baukästen, Steck- und Legspiele. Es ist gut, das Kind anzuhalten, auch ohne die dazugehörigen Vorlagen zu spielen und zu bauen, damit es sich nicht an ein bauerndes, mechanisches Nacharbeiten gewöhnt, sondern sich auf sich selbst angewiesen fühlt, die eigene Phantasie walten lassen kann. Es wird von dieser selbständigen Arbeitsleistung in erhöhtem Maße befriedigt sein.

Die weiteren Anforderungen, die an gute Spielsachen zu stellen sind: Einfache und schöne Farben und Formen; wenn irgend möglich, Abwaschbarkeit und größte Haltbarkeit. Leuchtende, frische Farben entsprechen dem kindlichen Geschmack. Wird ein Kind an schöne, geschmackvolle Farbzusammenstellungen und einfache, ruhige, sachliche Formen frühzeitig gewöhnt, so wird damit ein gewisser Schönheits- und Geschmacksinn gleichsam anerzogen, der durch diese frühzeitige Gewöhnung sich einmal nicht nur auf Aeußeres erstrecken wird, sondern das sichere Fundament für eine spätere allgemeine Geschmacksrichtung sein dürfte.

Abwaschbarkeit der Spielsachen ist aus hygienischen Gründen erforderlich. Und die Haltbarkeit? Nun, wer mit Kindern umzugehen hat, kennt die herben, oft ungeschickten Kinderhände, und weiß, wieviel Kraftproben oder Zärtlichkeitsergüsse die Spielsachen über sich ergehen lassen müssen, die darum eine ziemlich hohe Widerstandskraft benötigen.

Gegen all dies, was man von den Spielsachen verlangt, wenn sie gut sein sollen, könnte man einwenden: Ein Kind freut sich über alles, über die einfachste, häßlichste Puppe ist es glücklich über ein Auto, einen Wagen, bei dem sich nicht einmal die Räder drehen. Gewiß, die Kinder sollen sich vor allem freuen, aber der Gegenstand dieser Freude, wie er auch beschaffen sein mag, ist gleichzeitig ein Miterzieher oder Erziehungsmittel. Und für die Güte und Richtigkeit dieser Erziehungsmittel Sorge zu tragen ist die Aufgabe und Pflicht der Eltern und Erzieher.

Und dann noch eine wichtige Kleinigkeit: nehmt dem Kinde die Spielsachen nicht nach kurzer Zeit wieder fort, um sie selbst aufzubewahren, weil sie zu schade zum Spielen sind, denn sie waren doch so — — teuer! Das ist nicht der Sinn der Spielsachen. Dem Kinde wird jede Freude genommen, da es sich nicht als wahrer Besitzer fühlt und sich nicht in das Wesen dieser Spielsachen zu vertiefen vermag.

Hildegard Buckermann.

Das Spielzeug - ein Erziehungsmittel

Das Weihnachtsfest mit all seinen Wünschen, Erfüllungen, Freuden und Geheimnissen naht wieder einmal. Da tritt an alle Eltern und Erzieher die Frage: „Was schenken wir unserem Kinde, wie bereiten wir ihm Freude?“ Bevor man sich diese Frage beantwortet, Geschenke auswählt und einkauft, müßten sich die Eltern erst einmal über die Wichtigkeit und Bedeutung des Spiels und des dazu benutzten Spielzeugs klar werden.

Das Spiel ist nicht nur einfaches Beschäftigtsein des Kindes. Es ist sein Lebensinhalt, die Aeußerung seines natürlichen Schaffensdranges und Betätigungstriebes, die Auslösung und Verteilung aller Empfindungen, Gedanken, Erkenntnisse und Erlebnisse, und daher so wichtig und vor allem so ernst zu nehmen wie die tägliche Arbeit und der Beruf des erwachsenen Menschen. Wer ein Kind beobachtet, wenn es mit sich und seiner Welt so beschäftigt ist, daß es nichts von den Dingen um sich herum, von dem Beobachter aufnimmt, wird bemerken, daß sich im Spiel der Charakter des Kindes zeigt, daß es darin ausdrückt, was in ihm lebt, in ihm vorgeht. All seine Wünsche, Phantasien, das ganze Innenleben stellen sich uns im kindlichen Spiel gewissermaßen plastisch dar. Selbstverständlich lassen sich auch Anlagen und Fähigkeiten des Kindes deutlich erkennen. Zwar braucht ein Kind, das ausschließlich Eisenbahn, Feuerwehr, Auto und dgl. spielt, nicht gerade ein Ingenieur zu werden, aber es verrät durch sein Spiel einen Sinn für Technik. Besser läßt sich noch beim Zeichnen eine Begabung feststellen.

Durch diese wichtige Rolle, die das Spiel im Leben des Kindes einnimmt, ist eine genaue, vorsichtige und überlegte Auswahl der dazu benutzten Gegenstände, also des Spielzeugs, bedingt. Denn naturgemäß wird das Spiel durch das Spielzeug beeinflußt, und teilweise in besondere Bahnen gelenkt. Es kann durch seine Art und Ausführung das Spiel fördern oder beeinträchtigen und damit die Entwicklung des Kindes vor- oder zurückbringen.

Die erste und wichtigste Aufgabe eines guten Spielzeugs ist es, die Phantasie anzuregen. Durch die Phantasie wird das Denken und der Schöpfergeist geschult; beides ist für das spätere Leben in jeder Richtung von Bedeutung. Darum gebt den Kindern Spielsachen, mit denen sie etwas anzufangen wissen. Puppen, die sie an- und ausziehen können, die sich baden und trocknen lassen. Kochherde, auf denen auch wirklich gekocht werden darf, Puppenstuben und Kaufläden, die man ausräumen kann. Zwar wirken eingebaute Schränke und dgl. Neuerungen sehr nett, aber besser sind Möbel, mit denen sich auch einmal Umzug spielen läßt. — Wunderschön sind Eisenbahnen, deren Wagen an- und abgehängt werden können, die sich mit Säcken und Kisten beladen lassen. Ein Pferdewagen ist erst ein richtiger Pferdewagen, wenn das Pferd auch auszuspannen ist. Was hat ein Kind von einem Auto, dessen Türen immer geschlossen sind, dessen Chauffeur immer auf seinem Platz sitzen bleiben muß, und dessen Steuerrad sich nicht dreht? Ist es da zu verwundern, wenn das Kind alle diese Mängel zu beseitigen sucht und dem Chauffeur die Türen öffnet, damit er sich von seinem Platz erheben kann. Und zu seinem Erstaunen muß es dann die väterliche oder mütterliche Strafe über sich ergehen lassen, weil das schöne neue Auto schon entzwei ist, und nach des Kindes Ansicht ist es doch jetzt viel schöner als zuvor. Herrlich ist die große Eisenbahn mit der verzweigten Schienenanlage, aber weniger erfreulich ist es, daß nur der Vater daran schalten, stellen und umrangieren darf. Wo soll all die Betätigungslust hin, die vom Schauen allein nicht befriedigt wird? So ist es bei allen Spielsachen mit technischen Neuerungen, Lichtanlagen usw. Man darf nie vergessen, daß sie für die Kinder zum Spielen da sind, daß sich die Schöpferkraft äußern will, um mit dem Gegebenen anderes zu gestalten, Neues zu schaffen. Gern gesehen sind Baukästen, Steck- und Legspiele. Es ist gut, das Kind anzuhalten, auch ohne die dazugehörigen Vorlagen zu spielen und zu bauen, damit es sich nicht an ein bauerndes, mechanisches Nacharbeiten gewöhnt, sondern sich auf sich selbst angewiesen fühlt, die eigene Phantasie walten lassen kann. Es wird von dieser selbständigen Arbeitsleistung in erhöhtem Maße befriedigt sein.

Die weiteren Anforderungen, die an gute Spielsachen zu stellen sind: Einfache und schöne Farben und Formen; wenn irgend möglich, Abwaschbarkeit und größte Haltbarkeit. Leuchtende, frische Farben entsprechen dem kindlichen Geschmack. Wird ein Kind an schöne, geschmackvolle Farbzusammenstellungen und einfache, ruhige, sachliche Formen frühzeitig gewöhnt, so wird damit ein gewisser Schönheits- und Geschmacksinn gleichsam anerzogen, der durch diese frühzeitige Gewöhnung sich einmal nicht nur auf Aeußeres erstrecken wird, sondern das sichere Fundament für eine spätere allgemeine Geschmacksrichtung sein dürfte.

Abwaschbarkeit der Spielsachen ist aus hygienischen Gründen erforderlich. Und die Haltbarkeit? Nun, wer mit Kindern umzugehen hat, kennt die herben, oft ungeschickten Kinderhände, und weiß, wieviel Kraftproben oder Zärtlichkeitsergüsse die Spielsachen über sich ergehen lassen müssen, die darum eine ziemlich hohe Widerstandskraft benötigen.

Gegen all dies, was man von den Spielsachen verlangt, wenn sie gut sein sollen, könnte man einwenden: Ein Kind freut sich über alles, über die einfachste, häßlichste Puppe ist es glücklich über ein Auto, einen Wagen, bei dem sich nicht einmal die Räder drehen. Gewiß, die Kinder sollen sich vor allem freuen, aber der Gegenstand dieser Freude, wie er auch beschaffen sein mag, ist gleichzeitig ein Miterzieher oder Erziehungsmittel. Und für die Güte und Richtigkeit dieser Erziehungsmittel Sorge zu tragen ist die Aufgabe und Pflicht der Eltern und Erzieher.

Und dann noch eine wichtige Kleinigkeit: nehmt dem Kinde die Spielsachen nicht nach kurzer Zeit wieder fort, um sie selbst aufzubewahren, weil sie zu schade zum Spielen sind, denn sie waren doch so — — teuer! Das ist nicht der Sinn der Spielsachen. Dem Kinde wird jede Freude genommen, da es sich nicht als wahrer Besitzer fühlt und sich nicht in das Wesen dieser Spielsachen zu vertiefen vermag.

Hildegard Buckermann.

Deike (M.)

Verbesserte Obstmesser

Das Schälen des Obstes mit den gebräuchlichen Obstmessern ist nicht immer eine Freude. Die Klinge ist vielfach nicht scharf, der Griff zu kurz und zu dünn, und häufig halten beide den an sie gestellten Anforderungen nicht lange stand. Es hat nur einer kleinen Aenderung bedurft, um einen neuen Typ von Obstmessern herzustellen, die die genannten Mängel nicht aufweisen. Das Geheimnis besteht in der Verlängerung des Griffes und in der Verkürzung der Klinge. Man hat die Frucht nahe an der schalenden Hand; der längere Messergriff gibt der Hand größere Sicherheit und schützt sie vor Ermüdung. Die Klinge des Messers ist scharf geschliffen und natürlich aus rostfreiem Stahl. Die Griffe sind aus weißem, schwarzem oder braunem Bakelit gefertigt und aus einem Stück geformt. Diese neue Form der Obstmesser hat auch auf der Pariser Weltausstellung als deutsche Wertarbeit Beachtung gefunden.

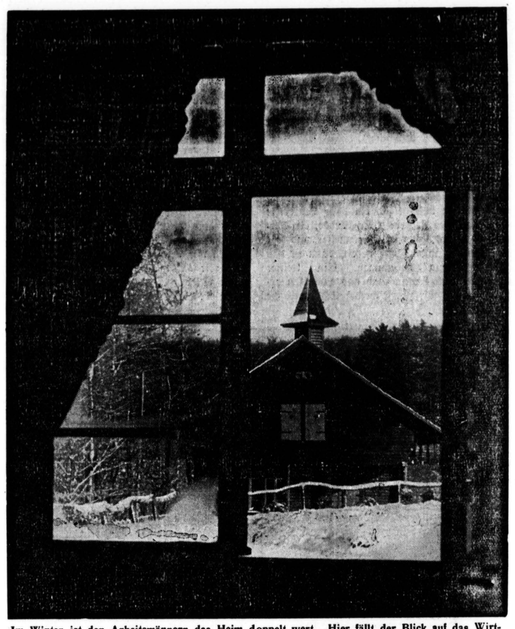
„Unsere Lager sind Burgen im Land“

Das Heim im Reichsarbeitsdienst

In den wenigen Jahren seines Bestehens ist der Reichsarbeitsdienst schon zu einer Einrichtung geworden, die aus dem Leben des deutschen Volkes nicht mehr fortzudenken ist. Schon ist die Ernte eingebracht von vielen Ackerbreiten, die die jungen Männer im Ehrenkleid des Arbeitsdienstes kultivierten. Schon haben wir so oft vom Einsatz der Arbeitsmänner gelesen und gehört, daß wir gar nichts Besonderes mehr darin sehen. Bei Bränden und Katastrophen, bei Ueberschwemmungen, immer finden wir unter den bereitwilligen Helfern die Männer im erdbraunen Kleid. Und welche Bedeutung erst bekam dieser Einsatz bei der Einbringung der letzten Ernte, als an entscheidenden Stellen der Arbeitsdienst einspringen mußte. Wir sehen, daß der Reichsarbeitsdienst zu einer vorbildlichen Schule des Nationalsozialismus geworden ist, in der der Einsatz für die Gemeinschaft des Volkes Gesetz und Verpflichtung ist.

Daß diese Gemeinschaft junger Deutscher sich einen eigenen Lebensstil schafft, der ganz der Art ihrer Lebensführung und Lebensauffassung angepaßt ist, ist selbstverständlich. Dieser Lebensstil prägt sich sichtbarlich aus im Heim des Reichsarbeitsdienstes. Man kann das bekannte Wort dahin abwandeln, daß man sagt: Sage mir, wie du wohnst und ich sage dir, wer du bist. Nun, wer selber durch die Schule des Arbeitsdienstes gegangen ist, oder einmal Gelegenheit gehabt hat, ein Arbeitslager eingehend zu besichtigen, der wird auch in der Art der Lager- und Heimgestaltung den Niederschlag dessen gespürt haben, was der Arbeitsdienst als seine Erziehungsaufgabe ansieht. Dieser Geist weht auch aus dem schönen Buche „Das Heim im Reichsarbeitsdienst“, das der Arbeitsführer Wilhelm Schlaghecke in der Verlagsbuchhandlung H. Bechhold in Frankfurt a. M. herausgegeben hat. In einem Vorwort bringt der Reichsarbeitsführer Constantin Hierl zum Ausdruck, daß es sein Wille ist, daß für die Arbeitsmänner sowohl wie für die Arbeitsführer aus den Baracken und Unterkünften ein wirkliches Heim wird. Und wie dieser Gedanke verwirklicht worden ist und ferner verwirklicht werden kann, dazu macht Arbeitsführer Schlaghecke in einer Einleitung gründlich erprobte Ausführungen, die durch eine stattliche Auswahl gut reproduzierter Aufnahmen ihre Erhärtung finden.

Der Herausgeber hatte nicht vor, ein Buch voll „schöner“ Bilder vom Reichsarbeitsdienst herauszugeben; das wäre ein müßiges und der Sache unwürdiges Unternehmen. Es sollen vielmehr die schöpferischen Kräfte aufgezeigt werden, die aus der tiefen Verbundenheit mit der Landschaft erwachsen. Denn große Materialien für bauliche Gestaltung der Lager sind dem RAD. nicht gegeben; was aber frei steht und beim Aufbau des Lagers entscheidend ist, ist die Einordnung und Anlage des Gegebenen, also der Unterkünfte, in das Bild der Landschaft. An einem Waldrand oder einen Hügelhang gelehnt, muß das Lager die Weite der Landschaft ganz in sich hineinnehmen; denn sie ist eine der am stärksten wirkenden Kräfte der Erziehung. Läßt die Arbeit an der Baustelle den Wert der deutschen Erde erkennen, so vermittelt der Ausblick in Stunden der Ruhe dem jungen Arbeitsmann die Schönheit der Landschaft und beides zusammen wird in seinem Herzen jene beständige Liebe zur Heimat auslösen, die für uns der Grundpfeiler des Lebenskampfes ist.



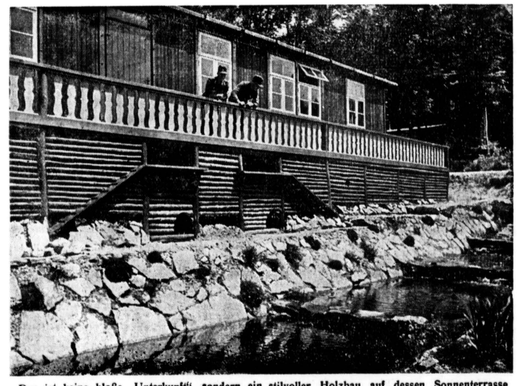
Im Winter ist den Arbeitsmännern das Heim doppelt wert. Hier fällt der Blick auf das Wirtschaftsgebäude, das, reizvoll an den Weg gestellt, den Ausblick sogar noch verschönt

Auch in der Außen- wie in der Innenarchitektur des Lagers prägt sich der Lebensstil des Arbeitsdienstes aus. Unsere Bilder geben davon eine sehr eindrucksvolle Anschauung. Es ist natürlich unmöglich, das Lager dadurch heimisch zu gestalten, daß man eine falsche und weichliche „Budenromantik“ heraufbeschwört. Nein, gerade am Heim selbst wird am deutlichsten offenbar welcher Geist im Lager herrscht. Klar wie alle Gedanken ist hier jede Form. Einfachheit, Härte, Manneszucht müssen in allen Räumen und Dingen zum Ausdruck kommen; dabei wird jedes aber auch den Anforderungen eines echten, unverbildeten Schönheitssinnes genügen müssen. „Wir wollen uns nicht an künstlerischen Spitzenleistungen berauschen“, sagt Schlaghecke in seinem Buch, „aber wir wollen dem formlos Rosen und dem Kitsch den Kampf ansagen und unseren Arbeitsmännern die Schlichtheit und die Einfachheit schöner Linien und Farben wieder näher bringen, die mit der Scholle verbunden sind und sich nicht von der Scholle lösen dürfen.“

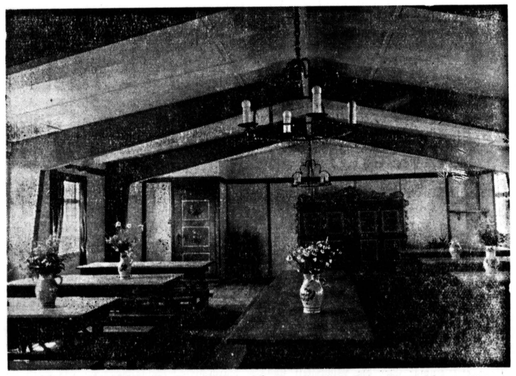
So soll das Arbeitslager bei aller Zweckmäßigkeit, die im Wesen der Sache liegt und unbedingt berücksichtigt werden muß, eine würdige Wohnung für junge Menschen sein, die bewußt und willig dem Vaterland einen großen und bedeutenden Dienst leisten. Es wird dadurch der Stolz und das Selbstbewußtsein in den jungen Arbeitsmännern gestärkt und die Freudigkeit der Rückerinnerung an die Dienstzeit erhöht werden, die doch Großes dem jungen Arbeitsmann für das ganze Leben mit auf den Weg geben soll.

J. J. Link.

Eine einfache Holzwand, und doch verrät sie Formwillen und Stilgefühl



Das ist keine bloße „Unterkunft“, sondern ein stilvoller Holzbau auf dessen Sonnenterrasse die jungen Arbeitsmänner sich wohlfühlen werden



Hier ist kein Stück, das die schlichte, einfache, männlich-schöne Raumwirkung stört

Die Photos sind entnommen dem Buch „Das Heim im Reichsarbeitsdienst“ von Wilhelm Schlaghecke. H. Bechhold Verlag, Frankfurt/Main. (Preis 5,90 RM.)

Kleine Weihnachtshandarbeiten

52730. Für den Frühstücksplatz eine neue runde Decke (110 cm) und ein 45 cm im Geviert großes Kissen aus hellem oder farbigem Leinen mit leichter zweifarbiger Stickerei und Blendenbesatz. Beyer-Abplättmuster Nr. 52730/III.

372. Das Püppchen erhält eine neue gehäkelte Wintergarnitur, bestehend aus Kleid, Mütze, Schal, Handschuhen und Söckchen. Auch den 30 cm hohen Plüschhasen nähen wir selbst. Aus Beyer-Band 372 „Tiere und Puppensachen zum Selbermachen“.

52160. Ein schönes Geschenk für die Dame ist dies mehrfarbige Seidenkissen mit leichter Stickerei. Das Beyer-Abplättmuster Nr. 52160/II ist erhältlich.

334. Als Gabe unter dem Weihnachtstisch erfreut dieser zarte gehäkelte Kragen. Der vordere Teil ist zu einer breiten Falte abgelegt. Aus Beyer-Band 334 „Häkelspitzen u. Häkelentwürfe für Bett- u. Leibwäsche, Taschentücher, Kragen usw.“.

20780 und 20781. Immer beliebt sind solche schmückende Deckchen in feiner Weiß- und Ausschnittstickerei. Das Beyer-Abplättmuster Nr. 20780/I (oberes Deckchen 30,5 cm) und 20781/I (unteres Deckchen 25,5 cm) ist erhältlich.

330. Rundes, 28 cm im Durchmesser großes Deckchen, mit breiter Randspitze in Kunststrickarbeit. Aus Beyer-Bd. 330 „Strickspitzen an Decken, Kissen, Vorhängen“.

291. Ein 33 zu 40 cm großes Tablettdeckchen und ein zweiteiliger Teewärmer mit belebter Hardanger-Arbeit. Aus Beyer-Band 291 „Hardanger-Arbeiten“.

52720. Bunt bemalte Engelchen in Laubsägearbeit als Christbaumschmuck oder mit Steckbeinchen versehen als Tischschmuck gedacht. Beyer-Abplättmuster Nr. 52720/I.

Katrina / *Der Roman eines Küchenmädels gewinnt den finnischen Literaturpreis*

Eine Dichtung, die nichts bezweckt und beabsichtigt, die von innen heraus entstanden ist in einem einmaligen großen Wurf, wo Satz bei Satz steht, als könnte er gar nicht anders gewählt und geformt sein, das ist eine seltene Gabe. Ein Buch, vor dem man stille wird, das einem von innen her Kraft gibt zum Bestehen dieses Daseins, das wie jede echte Dichtung seinen „ausgewählten Leserkreis“ braucht, das sich an alle wendet, die klar und bewußt ohne Vorurteile im Leben stehen. Ein solches Buch ist der Roman der Finnin Salli Salminen „Katrina“. Das Werk selbst hat eine ganz seltsame Geschichte. Es erhielt bei einem schwedisch-finnischen Preisausschreiben einmütig den ersten Preis. Der Verfasser war unbekannt, und als man nachforschte, stellte man fest, daß es von einer Frau geschrieben war, von der bisher noch keine Zeile bekannt war. Die — als Küchenmädchen irgendwo in Amerika arbeitete. Einen solchen Weg kann nur ein wahrhaft großes Werk gehen. Es ist nun auch schon in viele Sprachen übersetzt und geht seinen Siegeszug weiter durch alle Länder. Erst vor wenigen Wochen ist es in deutscher Sprache im Insel-Verlag erschienen, und schon ist es in weiten Kreisen bekannt.

Was bringt nun dieses Buch? Es bringt uns die Lebensgeschichte einer Jungen, mutigen Frau. Katrina, ein finnisches Bauernmädchen, läßt sich durch die Aufschneidereien eines leichtsinnigen, großmäuligen Matrosen, die es blindlings glaubt, verleiten, seine Frau zu werden und ihm in seine Heimat zu folgen. Dort findet sie statt des erwarteten Wohllebens die elendste Kätnerhütte, statt der Aecker, Wiesen und Obstbäume einen winzigen, steinigen Garten. Wie sie nun dort, statt wieder nach Hause zu fliehen, die Arbeit anpackt, sich unter unsäglicher Mühsal und vielen Demütigungen ihren Stolz bewahrt, ihre Söhne erzieht und sie hochbringt, das ist der einfache Inhalt des Romans. Es ist aber mit so viel Wissen um die Schwächen und Größen des Menschengeschlechts geschrieben, es zeigt so viel Kenntnis der Höhen und Tiefen menschlichen Schicksals, so viel Ehrfurcht vor dem gottgewollten und gottergebenen Dasein, so viel Verständnis und Liebe für alle Not und alle Freude, daß man tief erschüttert ist. Es ist ein Hohes Lied auf die Tapferkeit einer Frau. Was kann man also schließlich mehr von einem Buch sagen, als daß es einem hohe Achtung abnötigt, daß es einen stille werden läßt, daß es einem Demut und Ehrerbietung gibt und vieles Wesentliche, das man selbst nicht mehr wußte, ins rechte Lot gerückt.

Lore Bauer.

Neue Jugendbücher

Dorfsommer, ein Buch für junge Leute. Von Georg Rendel. Mit Zeichnungen von Anita Blum. Verlag Laumann, 1937, Dülmen. Preis 2,50 RM.

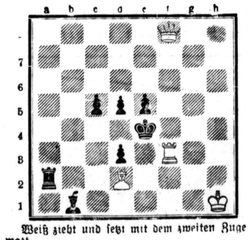
„Dorfsommer“ nennt Rendel sein Buch von den beiden Buben, die in den Ferien aufs Land hinaufahren. Das ist ein schlichter Titel. Aber warum sollte er es nicht sein? Denn das Buch ist ebenso schlicht und still wie ein Dorfsommer still ist. In einem bäuerlichen Sommer sind der Bach, die Grille, junge Tiere, das Gewitter, der Wald und vieles andere bedeutend und groß, ohne daß sie laut sind. Darum kann man auch von ihnen erzählen und sie als eine Welt voller Leben vor der deutschen Jugend ausbreiten und lebendig werden lassen.

*

„Perdita“, eine kleine Kriegsgefangene. Verlag Josef Müller, München. 2,20 RM.

Die Erzählung spielt in der Zeit des englischen Bürgerkrieges um 1642. Perdita, die zwölfjährige Tochter eines Königstreuen, hält die Feinde des Königs und ihres Vaters durch eine kluge List von der Verfolgung der beiden Geflüchteten ab und kommt als Kriegsgefangene in den St.-James-Palast, wo sie eine ganze Reihe aufregende Abenteuer zu bestehen hat bis es ihr gelingt, dem gefangenen Sohn des Königs Geleitbrief zur Flucht zu verschaffen und zuletzt selbst mit ihren beiden Brüdern zu ihrem Vater zurückzukehren. Mit Frische und Herzenswärme zeichnet die Verfasserin die anmutige Gestalt der kleinen Perdita. Frau Susanne M. Coyne hat die Erzählung mit guter Einfühlung aus dem Englischen übersetzt.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (11): Weiß (4): Kh1; Df8; Lb2; Tf3. — Schwarz (7): Ke4; Lb1; Ta2; Bc6 d3 d5 u e5.

Heiße Kost

Man kocht es gut dem Herde nicht.
Und dennoch hat es Glut;
Man ißt es auch beileibe nicht
Und dennoch schmeckt es gut.
Gespendet hast du's ungezählt
An die die sich dein Herz erwählt.
In frohem Uebermut.

Bruchstückaufgabe.

..ut .o ken e o k..te ur .mu va e

Vorstehende Bruchstücke sind durch je zwei Buchstaben zu Hauptwörtern umzugestalten. Diese je zwei Buchstaben ergeben werden sie aneinandergereiht eine gewerbliche Veranstaltung.

Silbenrätsel.

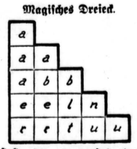
a — aar — alv — au — chen — chi — dä — de — dorff — ei — eibl — gard — gau — he — hit — i — mast — ne — nin — nis — o — plitz — ris — salz — schirf — te.

Aus vorstehenden 26 Silben bilde man 11 Wörter die folgende Bedeutung haben:

1 europäisches Reich 2 Name aus der griechischen Mythologie 3 Berg in Steiermark 4 Badeort in der Provinz Hessen 5. Schweizer Kanton 6 Heilmittel 7 weiblicher Personenname 8. deutscher Dichter 9. Ort in der Schweiz. 10 Gewürzpflanze 11. Bad in Böhmen.

Sind die Wörter richtig gebildet ergeben deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen. ein Sprichwort.

Magisches Dreieck



Man stelle die in vorstehendem Dreieck enthaltenen Buchstaben derart um daß die drei äußeren Reihen wie die drei waagerechten Mittelreihen Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

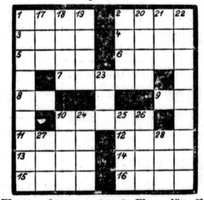
1. Stadt in der Schweiz. 2. französischer Opernkomponist 3 Kartenblatt 4 Wiesengrund 5 Nebenfluß der Donau. 6. weißes Oberhemd.

Bereinigungsaufgabe.

Brise — Ger — Reige

Aus vorstehenden die Wörtern bilde man durch Umstellen der Buchstaben ein Wort den Namen eines europäischen Mittelgebirges. Welches Gebirge ist gemeint?

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. anderes Wort für Napfkuchen 2 dreimastiges Schiff 3 Stadt in Spanien, 4. Fluß in Westafrika 5. italienischer Maler 6. Lebenshauch 7 Filmschauspielerin, 8 schwedisches Städtename 9 Flußname 10. Federhut, 11 Fluß auf der Pyrenäenhalbinsel. 12. Behälter 13 Bergarbeit in Samarra 14. Tanzveranstaltung 15 alte Bezeichnung für Rom 16 Mährmutter — Senkrecht: 1. optisches Instrument 2 Landgrafschaft in Baden 10. afrikanisches Reich 17 englisches Bier 18 Kirchenstraße 19 Stadt und See in Pennsylvanien 20 Stadt in Italien 21 französischer Städtename 22 freistehender Glockenturm 23 Landbezirk 24 Hafenstadt am Adriatischen Meer 25 Stadt und Fluß in Pommern 26 bekanntes Strumpfhaus 27 Stadt in Finnland, 28. Stadt in Württemberg.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe I. Df6—f7 Lh5 - f7; 2 Le2—f3 matt a) L. . . . . Kd5 - e5: 2 Se2—d4 matt. b) L. . . . . Kd5—e4: 2 Sa4—c3 matt. c) L. . . . . beliebig: 2 Df7—d7 matt.

Problem Obsternte: Der Schlüssel liegt in der Zeile mit den Obstsorten unten. Man liest von links nach rechts herum ab indem man an Stelle der Zahlen am Rande den durch die arabischen Ziffern bezeichneten Buchstaben aus der durch die römischen Zahlen gekennzeichneten Obstsorte unten setzt. Das ergibt dann im Zusammenhang: „Frohes Schaffen, fleißig Regen / Lohnet reicher Ernteseegen.“

Wortverbindungen: Eisenbahnen, Herzogin Maßregel Massengrab Schmiedeberg Kanonenrohr Kaufmann Passagier, Kirchenchor Briefstaude Stationsarzt Spielzeug Kopierpresse Untergebene Magdeburg. Minutenrad — „Borgen macht Sorgen“.

Bilderrätsel: Die Sinne trügen nicht, aber das Urteil trügt.

Verbindungsaufgabe: Weh-Leid, Jn(n)-Sekt Rind-Vieh Bahn-Hof, Ei-Ger, Lohn-Buch Streik-Strumpf Tanz-Bein Urteil Kamm-Motz Mitt-Stand. — Wirbelsturm

Kreuzworträtsel: 1. Lektion 7. Molo 8 Reif 10 Omar 11 Ifer 12 Lena. 13 Sela, 14 Erie, 18 Etat, 21 Aund 22. Kudu 23 Ecke 24 Eber 25 Kanzler — Senkrecht: 1 Lome 2 Glau 3 Kora 4 Kris, 5. Oele, 6. Riel 7 Molière 9. Fraktur 15. Ruck 16 Inka 17 Eben 18 Etel 19 Tube. 20 Aber

Umstellungsrätsel: Arsen Dreher, Vase Erich Nestor Trieft. — Advent.

Buchrätsel: Marienkäfer.

Inhaltsrecht: 1. Wolfgang Amadeus Mozart, 2. Adalbert von Chamisso.

Enormes Geschäft

Der Millionär hat seit zehn Jahren keinen neuen Mantel gekauft. Nicht ihm, aber seiner Frau war das Ding schließlich zu schäbig. Sie mochte mit ihrem Mann nicht mehr so ausgehen. Unter dem Vorwand, daß ein außergewöhnlicher Gelegenheitskauf zu machen sei, lotste sie ihren Mann in ein Pelzgeschäft, und es kam, wie sie vermutet hatte: für siebzig Mark lautte er einen Gebpelz, der in Wirklichkeit achthundert Mark kostete. Den Rest zahlte sie hinterrücks. Am Tage danach ging der Alte schon wieder in seinem schäbigen Fetzen aus.

„Aber Mann?" fragte die unglückliche Gattin, „warum ziehst du denn deinen schönen Pelz nicht an?"

„Denk' dir, Kind, mit dem habe ich ein enormes Geschäft gemacht. Ein Freund auf der Börse hat ihn mir um bare hundert Mark abgekauft!" (Koralle.)

*

Die Oma erzählte Märchen. Heinz stieß Karl vorsichtig in die Seite: „Ob sie wirklich an die Sachen glaubt?"

*

Max sah, wie die große Schwester mit dem Lippenstift hantierte.

„Ach", meinte er, „det hast woll auch aus de Indianerbücher?"

Ist das wahr?

„Ein Witz kann noch so dumm sein, es gibt eine bestimmte Sorte Damen, die immer darüber lachen!"

„Was für Damen meinst du denn?"

„Diejenigen, die schöne Zähne haben!" (Passing Show.)

*

„Herr Professor, gibt es unter den Menschenfressern auch Vegetarier?"

„Natürlich, die fressen die grünen Jungen auf!" (Woche.)

*

„Welches sind die zehn besten Jahre im Leben einer Frau?"

„Die Jahre zwischen ihrem fünfundzwanzigsten und dreißigsten Jahr."

*

„Vater", meinte der hoffnungsvolle Sohn, „du solltest dir die schweren Zigarren abgewöhnen und eine leichtere Sorte rauchen!"

„Warum denn? Ich vertrage die schweren sehr gut!"

„Schon recht! Aber ich nicht!"

Sie waren Kollegen

Reimann und Keppler saßen sich nun schon 25 Jahre lang im Büro gegenüber. Das war auf die Dauer nicht gerade aufmunternd, besonders da keiner von ihnen es versäumte, jede sich bietende Gelegenheit zu einer kleinen giftigen Bemerkung auszunutzen. Eines Tages war es Reimann aber doch so, als habe er die Grenzen überschritten.

„Herr Keppler", sagte er reuevoll, „bitte, entschuldigen Sie, daß ich Sie gestern Schafskopf genannt habe!"

„Ist ja nicht so schlimm, lieber Reimann", antwortete der Angeredete und drückte ihm ritterlich die Hand, „machen Sie sich keine Gedanken darüber! Wir sind und bleiben doch Kollegen!"

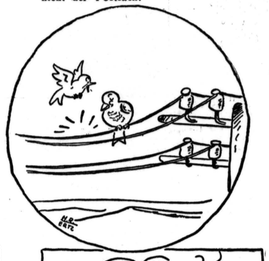
(Über 8 Dag.)

Bunte Reisebilder

„Hier dürfen Sie aber nicht laufen!"

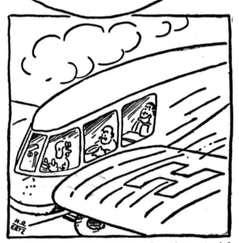
„Was? Hier darf ich sogar fahren. Ich habe eine Fahrkarte!"

„Idiot! Das war doch die Eierkiste und nicht der Postsack!"



„Habe ich dir nicht gesagt, daß du nicht so neugierig sein sollst!"

Sorgen: „Nun habe ich doch wieder meinen Schirm vergessen!"



„Warte mit dem nächsten Looping, bis ich meine Suppe endlich gegessen habe!"

Erfüllter Wunsch

„Alles ist Illusion! Oder ist Ihnen irgendein Wunsch, den Sie als Kind hatten, in Erfüllung gegangen?"

„Ja! Wenn meine Mutter mir die Haare schnitt, wünschte ich mir immer, einen kahlen Kopf zu haben." (Allg. Wegweiser.)

*

Ein berühmter Chirurg wurde des Nachts zu einem reichen, aber ungebildeten Kranken gerufen. Als er den Kranken untersucht hatte, fragte er sehr ernst: „Haben Sie schon Ihr Testament gemacht?"

„Nein", antwortete ängstlich der Patient, „ist es denn schon so weit?"

„Lassen Sie bitte sofort Ihren Notar rufen!"

„Aber lieber Herr Doktor!"

„Lassen Sie ihn rufen sowie Ihre Kinder und Ihre nähere Verwandtschaft!"

„Muß ich denn wirklich sterben?"

„Nein, das nicht, aber ich will nicht das einzige Kamel sein, das Sie mitten in der Nacht ohne jede Ursache aus den Federn jagen!" (Koralle.)

*

Museumsdiener: „Diese alten Münzen stammen von den Griechen und Römern! Und die Gelehrten erklärten, sie dienten als Trinkgeld für Leute, die ihnen Rat und Auskunft erteilten! — Wir haben ja zu diesem Zweck auch heute noch das Kleingeld!" (Allg. Wegw.)

*

Knauser will einen Kleiderbügel kaufen. Der Verkäufer bringt Kleiderbügel in Unmenge. — „Kostet?" — „Zwei Mark das Stück." — „Zu teuer!" — „Dieser kostet nur eine Mark." — „Immer noch zu teuer!" — Hier ist ein Bügel zu 50 Pfennig." — „Haben Sie nicht noch etwas Billigeres?" — Der Verkäufer nickte: „Doch. Einen Nagel. Den können Sie in die Wand reinschlagen und Ihre Hose dranhängen!" (Koralle.)

*

Rudolph Virchow war wegen seines scharfen Witzes gefürchtet. „Ein Arzt darf keinen Ekel empfinden", schärfte er einmal den Studenten ein, tauchte einen Finger in schmutziges Abwaschwasser und steckte ihn dann in den Mund. „Nun, wer macht's nach?" — Ein paar Studenten meldeten sich. „Gut, gut", lobte Virchow. „Ekel haben sie nicht. Dafür fehlt es Ihnen leider an scharfer Beobachtungsgabe. Denn wenn Sie aufgepaßt hätten, hätten Sie gesehen, daß ich den Zeigefinger in das Wasser steckte, aber den Mittelfinger in den Mund!"

Lange zurückgedrängt

„Das ist aber wirklich ein Wunder, Fritz, daß deine Frau nach zwei Jahren durch einen plötzlichen Schreck die Sprache zurückgewonnen hat! Wie geht es ihr denn jetzt?"

„Oh danke, glänzend, Thomas! Ein Jahr hat sie schon eingeholt!" (Hausmodern.)

Selbstbewußt

Kurzsichtig Betragen ließ in der letzten Zeit sehr zu wünschen übrig, und der Lehrer rief ihn zu einem Gespräch unter vier Augen auf den Flur.

„Weißt du, was du verdient hast, Kurt?" fragte er streng.

„Herr Lehrer", war die würdevolle Antwort, „ich gehe in die Schule, um zu lernen, und nicht, um zu verdienen!" (Eßtrabant.)

Gegen Darmträgheit die weltberühmten Kneipp-Pillen
Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale Würzburg

....je öfter Sie inserieren, um so bekannter wird Ihr Geschäft.

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzernte. Auskunft erteilt Max Benecke, Hamburg 22/98

Was!? Sie spielen noch nicht Patok! Patok ist so toll, daß unter ihrem Christbaum Sie nie allein sind! Patok-Spiel 1.50, Kompagnon-Spiel 4.-, Patok-Kinder-Spiel 1.40, die 3 feinen Gesellschaftsspiele zu lustigen Trumpf. Ohne Würfel - gut gelb. Überall zu haben! Verlag Ottenhöfer, Stuttgart W

Ein praktisches Geschenk 1.95 Warmer Laschenschuh, 6 mm Gummiboden, weich gepolstert 43/46 M 1.75 36/42 M -.95. Preisbeispiel aus Deutschlands größtem Schuhversandhaus! 100 Gebote! Siegelring, Backe, Rasta, M 1.30. Nr. 2801 Siegelring, moderne Form, M 1.40. Trauring, Double, M 1.20. Double-Ring mit Simili, M -.80. — Alle Ringe Paßstärke! Ersatz. Vers. geg. Nachn. Jahresversand 30 000 Uhren. 800 Bilder. Katalog mit ca. 800 Bildern gratis! Preiser Oberlanddienst Frankfurt a. M 113

Billige aber gute Uhren m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. gravierb. Rotierdeckel, Ankerwerk, vernickelt, M. 3.90. Nr. 4. Vernickelt. Ovalkapsel, 2 verpolst. Rändern, M. 2.90. Nr. 5. Bester, Werk, Sache Form, M. 3.40. Nr. 6. Sprungdeckel-Uhr, 3 Deck., verpolstert, M. 4.90, bessere Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, m. Lederarmband, M. 2.60. Nr. 85. Dto., für Damen, kleine Form, mit Riemband, M. 4.—. Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. (Gehäuse, für Damen, mit Riemband, M. 5.90. Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, für Herren, viereckige Form, M. 6.90. Nr. 642. Tischuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche pol., M. 8.—. Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, stündlich Kuckuck rufend, M. 2.50. Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, 10kar. vergoldet, eine M. Monogramm M. 1.10. Nr. 614. Siegelring, Backe, Rasta, M. 1.30. Nr. 2801 Siegelring, moderne Form, M. 1.40. Trauring, Double, M. 1.20. Double-Ring mit Simili, M. -.80. — Alle Ringe Paßstärke! ersetzt. Vers. geg. Nachn. Jahresversand 30 000 Uhren. 800 Bilder. Katalog mit ca. 800 Bildern gratis! Fritz Heinedke Braunschweig Abt. A9

Zick-Zack-Nähmaschinen für das Handwerk, besond. preiswert Ritter Paderborn Dom gegenüb.

Bitte deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten.

Katholische Eheanbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. älteste, erfolgreichste, größte, kirchlich geblligte Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vorn. Einrichtg. und Arbeitsweise. Neuland-Verlag R, Herne i.W. Mühlenstraße 7

Ein Geschenk, das Freude macht! Eisbär-Felle als Reinschmuck sind nicht schöner, als meine sauber gegerbt. Maidschmuckfelle Pr. ab M 7.- Bildkatalog auch üb. Teppich, Deck., Fußdecken fr. W. Heino Linzmühlen 26 üb. Soltau

Die weltberühmte HOHNER gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen LINDBERG Hohner-Vertretung MÜNCHEN Hofmannstraße 15

Pfarrer Pfarrerheim Kurhaus Kapf 3-6 Wochen Kurheim Herrenhaus Alpe

Heiraten

25jähr. kath. Kaufmann in sicherer Stellung wünscht ein lb. kath. Mädel bis 25 Jahr., wo später. Heirat kennen zu lernen. Zuschr. mit Bild unt. Nr. 7/196 „Der 7. Tag", Paderb.

Weihnachtswunsch. Jg. Mann, 23 J., 1.78 groß, dunkelblond, sucht die Bekanntschaft ein nett., kath. (naturliebend.) Mädels, zwecks späterer Heirat. Zuschrift. nur mit Bild erbet. unter Nr. 7/192 „Der 7. Tag", Paderborn.

Strebs. Bauernsohn, 36 Jahre alt, kath., fleißig und sparsam, gute Vergangenheit, 12 000 RM Vermögen u. Aussr., wünscht Einheirat auf einem Hof od. gute Landwirtsch. Verschw. Ehrenl. und unbedingt erwünscht. Nur ernstgemeinte Zuschr. erbet u. Nr. 7/194 „Der 7. Tag", Paderborn.

Kath. Mädel, 30 Jahre, wünscht die Bekanntsch. eines soliden, liebevollen Herrn mit tadellosem Vermögen bezw. Mittl. Beamter od. Einheirat in Geschäftsbetr. angenehm. Ausst. u. Vermög. vorh. Strenge Verschw. Ehrensache! Bildzuschriften unter Nr. 7/195 „Der 7. Tag", Paderborn.

Herzenseinz. Dame kath., in den 40er J., led., schl., nicht unbemittelt, sucht g. Lebensgefährten i. sich. Pos. Off. u. Nr. 7/190 an „Der 7. Tag", Paderb.

Verschwiegenheit in all. Vertrauensfällen (Privatauskünfte, Ermittelungen, Beobachtung, usw.) ist selbstverständl. Langjähr. Kriminalpraxis 418. Detektei „Westfalen" Bielefeld Ravensbergerstr. 57 Fernruf 1927

Weite Verbreitung finden Ihre Stellen-Anzeigen in dieser Zeitung.

Selbstgebackenes Weihnachts-Gebäck nach Dr. Oetker-Rezepten

Verschleimte Luftwege hartnäckige Katarrhe von Keuchhust., Luftröhre, Bronchien, Bronchiolen, sowie Asthma werden mit großem Erfolg mit dem Spezialmittel „Silphoecalin" behandelt. Dem „Silphoecalin" wird nicht nur schleimlösend und auswurffördernd, sondern auch entzündungshemmend und erregungsdämpfend und macht das empfindliche Schleimhautgewebe widerstandsfähiger. Darum ist es ein richtiges Heil- u. Kurmittel, von dem man wirklich gründliche Erfolge erwarten darf. — „Silphoecalin" ist von Professoren, Ärzten und Kranken erprobt und anerkannt. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoecalin" und lassen Sie keine Nachahmungen. — Packung mit 40 Tabletten „Silphoecalin" RM. 2.21 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift Nr. 365 von Dr. phil. nat. Strauß, Werbeschriftsteller.

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Stricker überrascht Sie! Wie das zeigt der Weihnachtsprospekt E.&P. STRICKER SOLINGEN-BURGFELD 555

Wir wollen es uns jetzt aber merken: Heirats-wünsche gehören ausnahmslos in diese Zeitung!

Lausesägerei Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! Hofmann & Schmitt Limburgerhof 11 (Pfalz)

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. Farbe wied. da. O-B-V. Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. O. Blocherer Augsburg 11/29

GROSS und klein SCHÜTZT seine OHREN mit astringt. „AKUSTIKA" schalldurchlässige Ohrpropfe bei Zugluft, Wind, gegen Erkältung, Reißen etc. In Apoth./Drog. für 30 u. 90 Pf.

Offnen wenn Putzig vor! Und wie das Geschirr aussieht!-Aber keine Bange. Ist alles schnell wieder blank. Denn: Herdfeger putzt auch Messer und Aluminium. 555

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen u. allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn; Verlagsleiter: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": III. Vj. 37: 26 780. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erzeugnissen, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakt ers aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

8. Jahrg. – Nr. 51 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 19. Dezember 1937
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Alle Herzen klopfen schneller

Wir haben Glück gehabt. Statt der schmutzigen dunklen Regentage hat uns der Himmel diesmal im Dezember riesige Wolkenfrachten Schnee geschickt, dazu Frost und klaren Himmel. Das haben wir uns in den letzten Jahren so oft zu Weihnachten gewünscht, aber wir haben uns immer auf einen kurzen Besuch des Winters, des rauhen Gesellen, im Januar und Februar vertrösten müssen. Nun er uns den Willen getan hat, ist uns die Nähe des Weihnachtsfestes auch im Herzen bewußter geworden; denn Schnee auf den Dächern und tiefe Fußtapfen in den Straßen, das gehört nun mal zu unserer Vorstellung von deutscher Weihnacht. Aber wir wollen vorsichtig sein, und den Tag nicht vor dem Abend loben. Diese Wochen sind launisch wie der April; wer weiß, ob wir nicht Weihnachten . . . Sprechen wir es lieber garnicht aus.

*

Jetzt sind wir also ganz nahe den frohen Festtagen gekommen. Die letzte Woche, die noch vor uns liegt, ist wie ein großes geheimnisvolles Tor, durch das hindurch wir auf einen Platz treten, der ganz überstrahlt ist von Licht und Glück. Alle Herzen pochen schneller: die der Kleinen, was sie wohl am Heiligen Abend im „Weihnachtszimmer" erleben werden, die der Großen, ob auch alles getan ist, und recht getan ist, was das liebende Herz gebietet. Das ist nicht immer leicht zu entscheiden, vor allem dann nicht, wenn man mit den Tausenden sich durch die „Weihnachtsstraßen" der Städte schiebt und die unbegrenzte Fülle der Möglichkeiten sieht, die Lieben daheim, den Freund, den Kameraden zu beglücken. Auch das ist ja schön, in Gedanken zu schwelgen, was man alles tun könnte, wenn . . . Ja, wenn! Man kommt sich ganz klein und winzig vor, wenn man im Gedränge der Straßen zwischen den ungezählten Volksgenossen vor den Schaufensterauslagen Promenade macht. Die allerwenigsten sind einem ja bekannt. Und wenn man mit sich selbst über alles zufrieden ins Reine gekommen ist, so weiß man das noch lange nicht von allen Volksgenossen, die einem begegnen. Man sieht ihnen forschend in die Augen, entdeckt aber überall nur das gleiche: die Sehnsucht, anderen einen, wenn auch nur kleinen Beweis der Liebe und der Kameradschaft geben zu können. Ob alle das vermögen . . .?

*

Da öffnet sich die Straße zum weiten Platz. Und mitten darauf, im rasenden Strudel des Verkehrs, im hastigen Getriebe unseres Tages strahlt ruhig und wie aus einer anderen Welt die grüne Tanne mit den Lichtern. Wir möchten einen Augenblick verweilen und in den schönen Kerzenschimmer sehen, der diese Tage so eigenartig verklärt. „Weihnachtsbaum für Alle", der Ausdruck ist uns schon ganz geläufig, nachdem wir ihn in jedem der letzten Jahre auf den Plätzen der Stadt fanden. Jeder, der vorüber geht, soll sich daran freuen, und nicht nur das, der Lichterbaum in der Straße soll ihm sagen, daß das Weihnachtsfest uns allen gehört, ob arm ob reich, ob jung ob alt. Das ist aber nicht nur ein schöner Gedanke, sondern zu gleicher Zeit auch eine Verpflichtung. Und wieder quält uns die Frage: „Ob auch alle ihr Weihnachten so verleben können, wie wir selbst?" Gewiß ist nur noch ein verschwindend geringer Teil unserer Volksgenossen ohne Arbeit, aber Bedürftige gibt es darum doch noch überall. Und auch denen möchten wir ja helfen. Aber wie?

Drei Buchstaben fallen uns da ein, die uns auch darüber hinweg helfen. Drei Buchstaben: WHW. Die kennt heute jeder Deutsche und jedem sind sie zu einem Begriff geworden, zum Begriff der unbedingten Kameradschaftlichkeit und Hilfeleistung.

Wir brauchen nur einmal eine kleine Rückschau zu halten. Zur Hilfe waren die Volksgenossen gewiß auch schon früher bereit. Man sah ja Not offen vor sich liegen, sah sie in den Straßen und fühlte sie selbst. Aber man sah und hörte natürlich auch das andere, die weniger guten Bekundungen jener Zeit. Sie haben manche Hand, die sich zum Helfen öffnete, wieder zusammengepreßt. — Eine andere Zeit und ein anderer Ruf mußten kommen. Eine neue Aufgabe. Sie kam. Und das deutsche Volk hat diese Aufgabe erfüllt, schöner, als es von vielen für möglich gehalten wurde. Nicht mehr ein zerklüftetes Volk steht in der Zeit und schweren Aufgaben gegenüber, sondern ein durch Schicksal und Wollen zusammengeschweißtes Volk, das als solches auch die Feier der Weihnacht begeht.

Und die Wirkung? In schwerer Zeit wird ein Kampf gegen die Not geführt. Ein großes Aufbauwerk hat begonnen, dem sich keiner entzieht, sondern dem freudig alle nach ihren Kräften dienen. Im deutschen Volk soll keiner hungern, keiner frieren müssen, und schon garnicht zur Weihnacht. Denn dieses Volk hat die Kraft, sich selbst ein Dasein zu schaffen, in dem die Not gebannt ist. Die helfende Hand ist bereit.

Aber nicht nur das. Die krasse Not von einst ist überwunden. Andere Aufgaben stehen vor uns, die ebenfalls erfüllt werden sollen. Fürsorge heißt das Gebot. Es darf keine darbenden Mütter geben, keine Kinder, die eine freudenarme Jugend haben. Denn die Zukunft eines Volkes gründet sich darauf. Und noch manche andere Fürsorge ist notwendig. So hat sich das Aufgabengebiet des WHW. in kurzer Zeit verändert und erweitert. Es ist selbstverständlich, daß dafür Mittel erforderlich sind. Und es muß selbstverständlich sein, daß diese Mittel aus dem Opferwillen des Volkes gebracht werden. Denn dieser Opferwille fügt schicksalhaft zusammen und gibt unseren Tagen besonderen Klang und Gehalt. Auch er ist eine Kraft, auf die sich die Zukunft gründet, von der wir alle hoffen und wünschen, daß sie dem deutschen Volke sonnig und segensreich sei. Daran mitzubauen ist das nicht eine hohe Aufgabe? Und ist das nicht ein kleines Opfer wert? Und ist das nicht auch eine Tat, die die Weihnacht verschönt?

„Klingende Abendstunde" / Zeichnung von Willibald Krain (Bavaria-Verlag)

Die Krähe mit der lockeren Zunge

Von Felix Timmermans

Berechtigte Uebertragung von Dr. Karl Jacobs

Das Land liegt dick im Schnee. In einem Loch des hohen Kirchturms sitzt Jan de Swert auf seiner einzigen Pfote. Versunken träumt er von seinem Leben und sein Blick geht über die beschneite Welt. Jan de Swert ist eine bejahrte große Krähe von schwarzer oder blauer Farbe mit einem blauen Schein über den Federn wie von frisch geschmiedetem Eisen. Schwarz von Schnabel und schwarz von Leib, schwarz von Auge und schwarz von Blut, aber mit einem Charakter, der wie eine Nylestine strahlt. Monneke Maan, die Eule, die alles aufschreibt, hat ihm vorige Woche gesagt: „Jan, weißt du auch, daß du bald 50 wirst?" Jan selbst hatte sein Alter vergessen. Nur Eulen denken daran. Ein junges Herz zählt die Tage nicht. Groß und stark ist das Geschlecht Jan de Swerts. Den ganzen Turm und noch mehr Türme hat er mit seinen Nachkommen vollgetopft. Wo ist die Zeit? Die Zeit, als er die Pfote quitt wurde! Als er noch klein war, wurde er eines Tages von einem Lausbuben aus dem Nest geholt. Wie er auch nach Vater und Mutter schrie und dem Jungen in die Hände hackte, der lachte bloß. Er schnitt ihm die Federn ab. „Nun kann er nicht mehr fliegen!" Er schnitt ihm mit einem Messer unter die Zunge. „Nun kann er schwätzen und sprechen lernen!" lachte der Kinderräuber. Das Haus, in dem der Junge wohnte, war eine Schenke „Im durstigen Herzen" an der Ecke der vielbesagenen Straße. Sie hatten da ein Klavier. Viel Volk kam vorbei, viel Volk kam herein. Und Jan lernte „Jan" sagen und „Vater" und „Mutter" und alle Worte. So lernte er sprechen und singen.

Vor allem das Sprechen mußte sehr lustig sein, denn die Menschen taten fast nichts anderes. Meist sprachen sie von sich, dann sprachen sie gut, oder über jemand anderes, der nicht dabei war, und dann sprachen sie immer schlecht. So lernte er die Menschen kennen, die hereins und vorbeikamen. Und so lernte er sprechen wie ein Advokat. Hätte er nur auch fliegen können! Das würde ein Leben! Oft hatte er sich Mühe gegeben, in die Luft zu schießen. Nichts zu machen, die Flügel waren zu kurz. Er versuchte es nicht mehr, um sich nicht lächerlich zu machen.

Plötzlich, unversehens, wie das meist geschieht, veränderte sich sein Leben.

Im Hinterhof des Nachbarn Stompaart pickte Jan an den leuchtenden Erdbeeren. Frau Stompaart hatte es gesehen und klopfte heftig an die Scheibe. Jan tat, als ginge es ihn nichts an und spazierte durch die Hecke zurück. Am nächsten Tag lag beim Nachbarn eine Erdbeere ganz allein auf dem sandigen Weg. Eine verlorene Erdbeere also! „Da werden sie ja wohl nicht an die Scheibe klopfen", dachte Jan. Er hin und den Schnabel in die saftige Frucht gehackt. Poßtuckuck, tat das wohl! Und die Freude bei den Stompaarts! Sie hatten die Erdbeere auf eine versteckte Spatenfalle gespießt! Die war mit scheußlichem Schlag auf Jans Kopf geklappt, so daß er den Himmel voll Sterne sah. Er war wütend. Er vergaß alle gute Erziehung und schrie die Wahrheit heraus. „Dürre Madame", rief er, „die Brosche, mit der sie so prahlt, hat sie nicht von Frau Verbels geerbt, die hat sie ihr auf dem Sterbebette gestohlen. Lisa von Denden hat es im Spiegel gesehen." Sie rannten ihm auf den Wirtshof nach und durch die Abwaschküche in die Schenke.

„Wie könnt ihr behaupten, ich hätte die Brosche gestohlen!"

„Ich habe meinen Mund nicht aufgetan", sagte der Wirt.

„Aber das Biest von Krähe. Du hast es ihr beigebracht!"

Der Wirt kriegte einen Schlag ins Gesicht. Er schlug zurück. Zwei Familien prallten aufeinander. Stühle sausten durch die Luft, Tische flogen um, Gläser brachen entzwei, Fenster fielen aus dem Rahmen. „Hilfe, Hilfe, Polizei!" Da fühlte Jan de Swert, daß es nicht gut sei, länger hier zu bleiben. Er versteckte sich schnell im Hof hinter Gerümpel. Später hörte er, daß sie ihn riefen. „Komm, Janneken, komm heraus, wir tun dir nichts, Kerlchen!" Aber Janneken kannte seine Pfarrkinder und machte sich so klein und luftleer wie möglich. Als es dunkel geworden war, entwischte er durch den Garten des Pfarrers. Die schöne Freiheit, er fing Frösche, Mäuse und Maulwürfe. Aber seine Freiheit war so einsam. Als er eine Woche später einem Frosch nachsetzte und über einen Bach hoppeln wollte, schlug er unwillkürlich die Flügel auf und — verdorri — er konnte fliegen! Fliegen! Er sah Frosch Frosch sein und schwang sich hoch in die Luft. Er konnte fliegen, er spreizte die Flügel und den Schwanz und trieb wie von selbst dahin. Er taumelte, katterte, schwebte, irr, froh und stolz. Drüben stand der Turm. Mit der Würde eines jungen Ritters flog er darauf zu, machte drei Paraderunden im Gleitflug um die Glockenkammer und glitt zierlich wie eine geschleuderte Lanze in das eine Schallloch.

Der ganze Turm stand Kopf. „Der Sohn von Jan de Swerts ist wieder da. Er spricht wie der Glockenläuter, Turmwächter und Mihabsleitermacher." Monneke Maan, die Eule, kam mit der Feder hinter dem Ohre hin. „Fessels meiner Zeit", klatte sie, „er spricht wie die Menschen. Er bringt uns sicher Unglück." Blanche, die Turmtaube, fragte warum. „Ja", sagte Monneke Maan, „ist der Turm von Babel nicht auch abgebrochen worden, weil sie eine andere Sprache zu reden anfingen?" Blanche legte vor Schreck ein Ei. Die Eule wollte eine Rede halten über die Gefahr einer Nichtvogelsprache. Sie wurde ausgelacht. Je mehr, je lieber wollten sie Jans Freunde sein und erzählen und singen hören, besonders die Jugend. Eine lustige Zugend! Sie waren gern bei ihm, sie flogen auf ein Dach.

In der stillen Hofstraße spazierte der Notar mit silbernem Stock. „Dickkopf" rief Jan in die Stille. „Wann zahlst du endlich die Erbschaft von Gillis aus?" Zu Frau von Bel: „Sie sollten das Kleid nicht so hoch heben, Madame. Ihre Waden sind nicht dicker als ein Pfeifenstiel". Dann lachten die anderen Krähen und die Menschen, die es hörten, lachten mit. Jeder, der vorbeikam, wurde angerufen. Jan gab sich damit nicht zufrieden. Er flog allein oder mit Freunden vor die Häuser, setzte sich auf eine Mauer oder in einen Baum und rief, was er von den Leuten wußte.

In den Kneipen und Häusern wird von nichts anderem mehr gesprochen als von Jan. Aber niemand wagt über den andern laut zu lachen, vielleicht schlägt Jan in den nächsten Tagen sein Buch vor aller Oeffentlichkeit auf. Es lauten Klagen beim Bürgermeister. Beim Kommissar, beim Feuerwehrhauptmann ein. Der gute Ruf der Stadt kommt in Gefahr. Die Zeitungen schreiben davon. Die Leute sind wütend auf den Vogel. Jeder, der etwas auf dem Gewissen hat, empört sich, daß der Vogel die Menschensprache spricht. Wohin würde die Welt kommen! Der Vogel mußte gefangen werden! Am andern Tag klebte an allen Mauern, auch da, wo sieht, daß Anschlagen verboten ist: 100 Franken Belohnung demjenigen, der unsere gute, biedere Stadt von dem verschlagenen Vogel, dieser Pythe befreit, die unsere achtbare Einwohnerschaft in ihrer Ehre und Würdigkeit kränkt. N. B. Wer den Vogel tot oder lebendig auf die Polizeiwache bringt, bekommt die Summe ausbezahlt.

Am anderen Tag wurde der Vogel gebracht. Tot. Zwei Männer aus dem arbeitsscheuen Eck hatten ihn gefangen. Der eine sagte: „Ja Herr, er fluchte noch, als ich ihm den Hals umdrehte". Sie ließen den Vogel da und nahmen die hundert Franken mit. Und der Kommissar sagte: „Eure Namen werden in das Buch der Geschichte geschrieben werden". „Wenn es nur wahr ist", sagte der andere. Am Abend hatten alle Männer aus dem arbeitsscheuen Eck ein Festessen mit gebratener Schweinsrippe. Jef Pervolies, ein Harmonikaspieler, erhöhte ihre Eß- und Festfreude mit Musik. Unterdessen war im „Schwan" auf dem großen Markt der tote Vogel zu sehen. Zwei Polizisten mußten das Volk zurückhalten.

Am anderen Tag wurde die Jungfrau Therese Kampen begraben. Viel ernstes Volk gab ihr das Geleit. Die Familie in Schwarz weinte silberne Tränen, als der Sarg in die Gruft sank. „Krokodilstränen! Die Tante ist tot! Es lebe das Geld von der Tante! Je, du dicker Advokat, hast du nicht geseufzt: Wenn unsere Pergamenthaut nur stürbe, dann wären wir aus der Verlegenheit!?" Der Berger verdampfte in blinder Wut. Wieder Beschwerden bei dem Bürgermeister. Die beiden Kerle hatten also gelogen! Aber sie sagten: „Der Vogel redete. Wenn einer sprechen kann, können es auch zwei." So gab es tagtäglich neue Klagen über Jan de Swert.

Auf der Freitreppe des Rathauses sprach der Bürgermeister zum Volk: „Wir dürfen nicht länger de Spielball eines unredlichen Geschöpfes sein. Jeder muß mithelfen, uns von diesem Unheil zu erlösen. Unser Ansehen, unsere Ehre, der Ruf der Stadt stehen auf dem Spiel. Die hundert Franken Belohnung bleiben bestehen. Aber der Vogel muß lebend abgeliefert werden. Die bewaffnete Macht wird morgen alle Türme durchstöbern." „Ha", lachte da Jan aus dem Belfortturm, „dann bin ich gerade auf Reise, Herr Schnapsnase!" Rufen. Schreien! „O, o, da im Belfort!" „Gewehr über!" rief der Feuerwehrhauptmann. „Tapfere Männer, zum Belfort", schrie der Bürgermeister. Ein Dutzend Männer kletterten hinauf.

„Hörst du, die kommen die Treppe herauf" zitterte Blanche. „Das kommt davon, wenn man kein reiner Vogel bleibt", sagte die Eule. „Flieh, flieh, Jan, dann suchen sie uns nicht mehr, die Gelehrsamkeit und den Frieden." „Warte!" sagte Jan. „erst erschrecke ich sie noch." Und er flog unter die Glocke, schlug die Schallen um den Schwengel, begann zu schwenken nach rechts, links, rechts, links, fester schneller, fester schneller, und endlich traf die Klöppelkugel die Glockenwand. Eine bronzene Stimme! Die Glocke läutete Sturm oder Brand. Das Volk hörte es, lief zum großen Markt und schrie: „Feuer, Feuer! Es gab ein Durcheinander unter den Feuerwehrleuten und Polizisten. „Triumph! Triumph!" rief der Bürgermeister, denn er glaubte und viel andere mit ihm, sie hätten den Vogel gefangen und läuteten vor Freude die Glocke. Er schwenkte den Zylinder, das Volk jubelte, aber drinnen auf der Belfortstreppe, die wie ein

Der Diamant im Glasauge

„Frauen sind die besten Schmuggler". — Geschäfte mit „blinden Passagieren"

In letzter Zeit hat der Schmuggel in England so zugenommen, daß die Zollbeamten jetzt in London einen eigenen Schnellkurs durchmachen, in dem sie in den neuesten Schmuggel-Tricks, mit denen ganz besonders die Frauen versuchen, Juwelen und Pariser Modeschöpfungen unverzollt nach England zu bringen, unterwiesen werden.

„Frauen sind die besten Schmuggler!" So lautet der oberste Leitsatz der neuen Schule für Zollbeamte in London, in der man den Hütern des Gesetzes die jüngsten Erfindungen auf dem Gebiete des Schmuggelns lehrt. England wird nicht so sehr von berufsmäßigen Schmugglern, als von „Amateuren" heimgesucht, meist wohlhabende Damen, die im Ausland, vorzugsweise in Paris, Toiletten und Schmuck gekauft haben und den Zoll sparen wollen. Es ist erstaunlich, was diese flinken zur besten Gesellschaft gehörenden Ladies für Tricks erfinden, um ihre Täuschungsmanöver durchzuführen. Die Behörden sind jedoch nicht davor zurückgeschreckt, auch gegen Aristokratinnen und Göttinnen bekannter Personen der Oeffentlichkeit ein Gerichtsverfahren einzuleiten, wenn man sie beim Schmuggeln ertwischt hat.

„Was fällt Ihnen an der Dame auf?" fragt der Lehrer, während eine Frau in einem Pelzmantel das Schulzimmer der Zollbeamten durchschreitet. Zunächst fällt an ihr gar nichts auf, als daß sie etwas korpulent ist. Wenn man aber mit den Augen eines Zollbeamten hinsieht, muß man es verdächtig finden, daß eine so starke Dame einen so zierlichen Gang hat. Das liegt daran, daß sie fünf Pariser Modellkleider übereinander trägt. Das ist ein Fall aus der Praxis. Besonders schwierig ist es, versteckte Juwelen zu finden. Die Schmuggelrinnen verbergen sie in Seifenschalen, in Schirmgriffen, in Puderdosen unter dem Puder, im Halsband ihres Hundes oder in ausgestopften Mäusen, die den Hut zieren. Ein sehr beliebter Trick ist es auch, die Londoner Zollbeamten zu täuschen, indem man ein wertvolles Schmuckstück mit einer unechten Fassung versieht und es harmlos als Protze ausstellt. Eine sehr bekannte Dame der englischen Gesellschaft brachte ihre Einkäufe mehrfach auf eine recht originelle Weise unverzollt nach London. Sie setzte sich mit der Schiffsmannschaft in Verbindung und erklärte, sie wolle den Reportern, die die Ankunft der Dampfer erwarten, um neugierige Fragen zu stellen, entgehen. Aracht erklärten sich einige Matrosen bereit, sie unbemerkt beim Transport eines Dampfkessels an Land zu bringen, ohne zu ahnen, daß sie einer Schmuggelerin Vorschub leisteten.

Goldene Uhren in — Golfschlägern

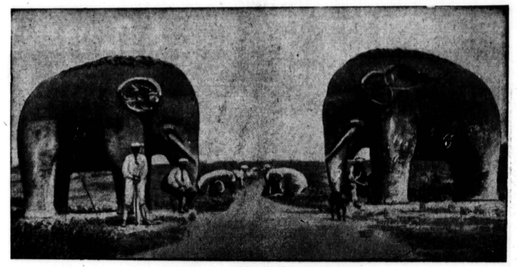
Wohl die raffinierteste Schmuggelerin, der man in diesem Jahre habhaft werden konnte, war eine Frau, die ein Glasauge hatte. Sie pflegte wertvolle Diamanten nach England zu bringen, indem sie an der Rückseite des Glasauges ein Loch bohrte, in das sie die kostbaren Steine verstaute. Aber auch sie entging ihrem Schicksal nicht, als ihr häufiges Erscheinen im Hafen von Southampton Verdacht erregte. Erst vor kurzem aufgab es, daß ein Reisender aus Südafrika an Land ging, der, was an sich ganz unverdächtig war, eine Tasche mit Golfschlägern bei sich trug. Verdächtig war jedoch, wie ängstlich er diese Tasche an sich preßte und sie nicht aus den Händen ließ. Der Zollbeamte nahm, dadurch mißtrauisch geworden, einen Golfschläger heraus und fand, daß er sich in zwei Teile zerlegen ließ. Der untere Teil enthielt — goldene Uhren. Der Zoll für die Schmuggelware betrug allein 20 000 Mark!

Ein anderer Reisender hatte eine Flasche in seiner Hosentasche. Er versicherte, daß sie keinen Whisky enthalte, sondern nur Tee. Das war sein Verhängnis. Denn der Whisky in dieser Flasche — es war in der Tat Whisky, wie die Kostprobe ergab — wäre zollfrei gewesen, nicht aber der Whisky-Vorrat, den die nun aufmerksam gewordenen Zollbeamten bei der erneuten Durchsuchung seines Gepäcks fanden. Sehr gefährlich sind die Mannequins-schmuggler, die ihre Ware, wasserdicht in Oelbehältern verpackt, unweit der Küste ins Meer werfen, wo sie dann von Helfershelfern aufgefischt werden. Champagner aus Marseille und Tabak aus Antwerpen kommen auf den seltsamsten Wegen nach England — einen häufigen Zollverlust von schätzungsweise 800 000 Pfund verursachend. Spezialisten bringen den Champagner in „Leuten" Milchflaschen an Land, oder man läßt die Ware, mit der Angabe, sie sei für einen nichtexistierenden Hafen bestimmt, von den heimischen Zollbehörden versiegeln. Auf hoher See ändert das Schiff seinen Kurs und fährt wieder nach England zurück, nachdem man die Siegel von dem Tabak, dem Wein, dem Parfum oder worum es sich sonst handeln mag, entfernt hat. An irgend einem verschwiegenen Platz wird nun die Ladung gelöscht. Schariin, das in England mit hohen Zöllen belegt wird, schmuggelt man mit Vorliebe in Blumen.

Menschenschmuggel — ein gutes Geschäft

Ein Kapitel für sich ist der Menschenschmuggel, der in England heute, da die Einreisebedingungen für Ausländer sehr erschwert sind, geradezu zu einer Industrie geworden ist. Es gibt kleine Handelsdampfer verschiedenster Nationalitäten, die bereit sind, für einen Betrag von 100 Pfund jeden Fremden ohne Paß nach England einzuschmuggeln. Wenn man den Fremden dann doch an Bord des Schiffes erwischt, redet sich der Kapitän damit aus, daß es sich hier wohl um einen blinden Passagier handele, der seiner Aufmerksamkeit entgangen sei. Es ist schwer, das Gegenteil zu beweisen, der Kapitän geht also kaum ein Risiko ein. Als aber unlängst an Bord eines kleinen französischen Frachtdampfers in kurzer Zeit die dritte „blinde Passagier" entdeckt wurde, stellte man den Kapitän vor Gericht und beschlagnahmte sein Schiff.

In der Schule für Zollbeamte sind eine ganze Reihe von Schauspielern beschäftigt, deren Aufgabe es ist, die Zöllner durch eine möglichst geschickte Maske und durch raffinierte Tricks zu täuschen. Man konstruiert zwischen Fälle, um den Instinkt der Beamten, auf den es ja in erster Linie ankommt, zu prüfen. Und man schärft ihnen immer wieder ein, daß ihre gefährlichsten Widersacher die Frauen sind, die, wie der Leiter der Schule versichert, viel geschicktere Lügen können als Männer.



Die Tierallee der Ming-Gräber in Nanking
Die Tierallee, die zu den auf dem Purpurhügel gelegenen Ming-Gräbern führt.
(Pressephoto, Archiv, Zander-K.)

Der ersten Begegnung folgte bald eine zweite. Suchomlinow kam nach Berlin und saß dem Verleger an dessen Schreibtisch gegenüber. Hier hatte er noch weniger von dem einstigen Nimbus. Man fand sich in einer Vereinbarung, die dem alten Herrn für einige Zeit die Fristung des Lebens versprechen sollte.

Am andern Tage aber geschah das Denkwürdigste an dieser Begegnung. Ein anderer Besucher wurde gemeldet, auf dessen Karte stand: „Oberst a. D. von Eggeling". Und dann saß auf dem gleichen Stuhl, auf dem General Suchomlinow sein kleingewordener großer Gegenspieler von damals im Kriegsministerium an der Newa, gesessen hatte, der frühere deutsche Militärattaché, der Mann, der jene verhängnisvolle Stunde mit Suchomlinow erlebt hatte. Sein Gegenüber sah ihn an und dachte, wie es wohl gewesen wäre, wenn jener gestern, 24 Stunden früher, in dies Zimmer getreten wäre. Dann hätten hier, neun Jahre nach den Petersburger Schicksalstagen, General von Suchomlinow und Oberst Eggeling einander zum erstenmal wieder gegenüber gestanden, und ein Kreis hätte sich geschlossen über einen Raum hin, der die Erkenntnissumme von Jahrhunderten umspannte. Der Filzlausschlag des zaristischen Absolutismus von 1914, sondern ein etwas ängstlicher Greis, der weiß, inzwischen jene Begegnung abhängt. Der Verhandlungspartner macht es ihm leicht. Der ist manchem Heerführer der Jahre 14 bis 18 begegnet, nachdem sie die stählernde Uniform mit dem schlichten Zivil vertauschen mußten: Hindenburg und Ludendorff, Lettow-Vorbeck, Stein und Liman von Sanders, auch dem früheren Allerhöchsten Kriegsherrn in Haus Doorn, aber keine Begegnung hat ihn so erschüttert wie diese, mit dem Manne von drüben.

Der alte Herr spricht gut deutsch und erzählt gern, was man von ihm hören will, vor allem, daß damals „alles ganz anders" war: daß er das Ehrenwort vom 30. Juli seinen Glaubens gegeben habe, daß er selbst der Betrogene gewesen sei, daß er überhaupt den Krieg nicht gewollt habe . . . — Ob Wahrheit oder „Geschichtskorrektur", es war zu spät . . .

„Ein bescheidener Herr in dürftigem Zivil . . ."

Wie Rußlands Kriegsminister Suchomlinow zu mir kam

In einer Erdhütte bei Warschau verstarb der frühere russische Gardeoberst Peter Suchomlinow als Kräutersammler in bitterster Armut, der Sohn jenes Kriegsministers und Generals Suchomlinow, der 1914 die russische Mobilmachung verschuldete und lange nach dem Weltkrieg völlig verarmt als Pförtner bei Berlin endete. Unser militärgeschichtlicher Mitarbeiter schildert hier seine persönliche Begegnungen mit dem alten Suchomlinow in Dresden und Berlin. (Die Schriftleitung.)

Man schreibt das Jahr 1908. Die deutschen Generäle des Weltkrieges gehen in Zivil spazieren. Aber es geht ihnen noch besser als den Kameraden von drüben. Von denen hat die Tscheka die meisten „erledigt". Unter den wenigen Entkommenen ist einer, der einst fast der Mächtigste war: Suchomlinow, der Kriegsminister von 1914, ehemals großmächtiger Generalgouverneur von Kiew, später Chef des zaristischen Generalstabs, bei Kriegsbeginn der Verantwortliche für alle Maßnahmen der russischen Heeresleitung; der Mann des falschen Ehrenwortes vom 26. Juli 1914, der dem deutschen Militärattaché Major von Eggeling die Versicherung gab, daß noch keinerlei Mobilmachungsbefehl ergangen sei, kein Pferd eingezogen, kein Reservist eingezogen werde", alles dies in dem Augenblick, in dem die russische Dampfwalze sich schon anschickt, nach Westen zu rollen.

Der damals die Lunte zum Weltbrand anlegte, General W. A. Suchomlinow, ist nach abenteuerlicher Flucht traurigen Andenkens bei seinen früheren Feinden untergekrochen. Und eines Tages erreicht den, der dies erzählt, die Nachricht, der von der höchsten Höhe der Menschheit in die tiefste Tiefe Gestürzte wolle mit ihm sprechen, um über die Herausgabe seiner Lebenserinnerungen zu verhandeln. General Suchomlinow ist arm wie eine Kirchenmaus. Sein letzter Rubel ist das, was er aus Rußland hat: sein Wissen um die Geschichtsperiode, deren tragisches Ende er selbst an vorderster Stelle mit herbeigeführt hat. Wenn General Suchomlinow weiter leben will, muß er dies Wissen verbörsen; sonst ist er am Ende.

So kommt eine Begegnung zustande. In ein Dresdener Hotelzimmer tritt ein bescheidener alter Herr in dürftigem Zivil. Das ist nicht der großmächtige General des Zaren von damals, mit Streifen und Achselstücken und Fangschnüren und Orden und Ehrenzeichen, nicht mehr der breitschultrige, wohlgenährte Repräsentant des zaristischen Absolutismus von 1914, sondern ein etwas ängstlicher Greis, der weiß, inzwischen jene Begegnung abhängt. Der Verhandlungspartner macht es ihm leicht. Der ist manchem Heerführer der Jahre 14 bis 18 begegnet, nachdem sie die stählernde Uniform mit dem schlichten Zivil vertauschen mußten: Hindenburg und Ludendorff, Lettow-Vorbeck, Stein und Liman von Sanders, auch dem früheren Allerhöchsten Kriegsherrn in Haus Doorn, aber keine Begegnung hat ihn so erschüttert wie diese, mit dem Manne von drüben.

Der alte Herr spricht gut deutsch und erzählt gern, was man von ihm hören will, vor allem, daß damals „alles ganz anders" war: daß er das Ehrenwort vom 30. Juli seinen Glaubens gegeben habe, daß er selbst der Betrogene gewesen sei, daß er überhaupt den Krieg nicht gewollt habe . . . — Ob Wahrheit oder „Geschichtskorrektur", es war zu spät . . .

Die kleine „Miß Milliardär"

Ein Findelkind wird Rockefellers Erbin — Vom Waisenhaus in den Prunkpalast

Frau Muriel MacCormick Hubbard, die Enkelin des Petroleumkönigs John D. Rockefeller, hat soeben ein vierjähriges Mädchen aus einem Waisenhaus adoptiert. Dieses Kind wird damit die Alleinerbin des Rockefellerschen Milliardenvermögens.

Für reiche und bekannte Amerikaner ist es ein ganz besonderer Anreiz, dadurch Schlagzeilen zu machen, daß sie Kinder adoptieren. Ein kleines Mädchen ist auf leicht nicht seltene Art zum reichsten Kind der Welt geworden — „Miß Milliardär" nennt man es heute in Amerika. Es wurde vor einigen Monaten in das größte Waisenhaus Chikagos, „The Cradle" (Die Wiege) eingeliefert— gefunden auf einer Bank in einem Park mit einem Zettel dabei: „Versorgt mein Kind — ich kann es nicht mehr!" Das kleine Mädchen, das heute etwa vier Jahre alt ist, blond und von besonders graziösem Wesen, wurde nur seinen Vornamen Betth und wurde in die „Cradle" geschafft, wo es ins Aufnahmebuch mit dem stereotypen „Eltern unbekannt" eingetragen wurde.

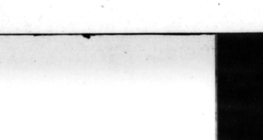
Dieser Tage kam nun Frau Muriel MacCormick Hubbard in das Waisenhaus und teilte dem Direktor mit, daß sie ein kleines Mädchen adoptieren wolle. Nach langen Informationen und genauer Prüfung wählte sie aus einigen hundert Kindern die kleine Betth aus, die nunmehr den Namen Hubbard tragen wird — auch ihr Vorname wird geändert werden, damit keine noch so schwache Erinnerung mehr an ihre düsteren ersten Lebensjahre zurückbleibt.

Tatsächlich ist das blonde kleine Mädchen das reichste Kind der Welt — das heißt, sie wird die Erbin des Rockefellerschen Milliardenvermögens sein. Frau Hubbard ist die Enkelin des vor einiger Zeit verstorbenen Petroleummagnaten John D. Rockefeller; ihre Mutter ist Rockefellers Tochter Edith und ihr Vater der reichste Mann von Chikago, Harold MacCormick. Vor sechs Jahren heiratete Muriel den Großgrundbesitzer Elisha Hubbard aus Middletown und hinterließ seine Witwe ohne Kinder. Die unrichtige Muriel entschloß sich, ein Waisenkind zu adoptieren und es mit all dem unerheuren Glanz und Reichtum ihres Hauses zu umgeben.

Von seiten Rockefellers wird die reizende Kleine, die nun mit ihrer neuen Mutter in einer Riesenvilla in Middletown leben wird, zunächst einen Erbanteil von mindestens sieben Millionen Dollars erhalten, der aus der Besitzung am Rockefellertrust stammt; der alte Rockefeller hat einen Großteil des Trustvermögens auf seine Tochter Edith Muriels Mutter, übergeschreiben lassen. Von seiten der MacCormicks und Hubbards werden weitere Dollarmillionen. Insgesamt etwa fünfundzwanzig, dem Kind zufallen. Was von den übrigen Rockefeller-Erben später einmal, wenn die Kleine der einzige Nachkomme der Familie Rockefeller wird, ihr zukommen könnte — darüber läßt sich heute noch wenig sagen, aber es können Milliarden Dollars sein.

Die MacCormicks haben bisher keine weiteren Kinder. Aber Frau Hubbard hat bereits die Absicht geäußert, noch ein zweites Kind, einen Jungen, zu adoptieren, um dem kleinen Mädchen einen Kameraden zu geben, damit es sich unter lauter Erwachsenen nicht so einsam fühlt.

Irgendwo in einem amerikanischen Waisenhaus lebt also noch ein Kind, das bald in den Palast in Middletown einziehen und, gemeinsam mit seinem Stiefschwesterchen das gewaltige Erbe der Milliarden der Rockefellers, MacCormicks und Hubbards antreten wird.



Der ewige Jude

Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte

„Mit den Juden gibt es kein Paktieren, sondern nur ein „hartes Entweder - Oder" *Adolf Hitler*

Bu. Deutschland hat als erstes und einziges Land der Welt die Judenfrage gesetzlich geregelt, hat es doch in einer viele Jahrzehnte dauernden Epoche seiner Geschichte das unheilvolle Wirken des verderbenden jüdischen Einflusses auf allen Lebensgebieten zur Genüge kennen gelernt. Nicht Neid und Mißgunst, sondern die klare Erkenntnis der für Leben und Zukunft eines Volkes allein ausschlaggebenden rassischen Gesetze führte zu einer Ausscheidung des Judentums, die auf politischem Gebiet ihren krönenden Abschluß in dem Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre fand, nach dem der politische und kulturelle Sektor unseres öffentlichen Lebens schon vorher von jüdischen Eindringlingen gesäubert worden war. Ist so für das nationalsozialistische Deutschland die dringendste Gefahr einer neuen Judenemanzipation gebannt so lehrt doch der Blick in das große Weltgeschehen täglich aufs neue, daß das Weltjudentum, geführt von seiner Moskauer Bolschewistenzentrale und in den mannigfachsten Masken des parlamentarisch-demokratischen Liberalismus getarnt, nur ein Ziel kennt: Deutschland als den unerschütterlichen Felsen in der Brandung jüdischer Weltrevolutionspläne auf die Knie zwingen, um damit die Voraussetzung für Judas Welt- und Geldherrschaft zu schaffen.

So ist es nichts als eine Pflicht nackten Selbsterhaltungstriebes, wenn sich das deutsche Volk immer wieder die Größe dieser seit zwei Jahrtausenden die ganze Welt in Unruhe versetzenden jüdischen Gefahr vor Augen hält, um im Kampf gegen sie sowohl im eigenen Lande wie draußen in der Welt niemals zu erlahmen. Mit tiefster Berechtigung hatte Alfred Rosenberg seiner ausschließlich diesem Ringen gewidmeten Monatsschrift den Namen „Der Weltkampf" gegeben und diese letzte Entscheidungsschlacht zwischen den Mächten der Ordnung und denen des Chaos kann nur dann segensreich für Deutschland beendet werden, wenn sich auch der letzte Volksgenosse über das wahre Wesen dieser Geißel Gottes im Klaren ist. Aus diesen Gründen ist die in ihrem klaren Aufbau, ihrer überzeugenden Zielsetzung und erschütternden propagandistischen Wirkung einzigartige Ausstellung „Der ewige Jude", die fast drei Monate lang im Bibliothekssaal des Deutschen Museums in München gezeigt wird, von allen denen zu bejahen, die den letzten Sinn des „Weltkampfes" verstanden haben.

Wie sieht der Jude aus?

Was nützen uns alle noch so schönen theoretischen Erkenntnisse über Rassen- und Judenprobleme, wenn uns die entscheidende Kenntnis des äußeren Erscheinungsbildes fehlt, die sich dem menschlichen Sinn am nachhaltigsten einprägt und, wie es der Führer in seinem Buch „Mein Kampf" so überzeugend darstellt, von hier aus zum Nachdenken über die tiefste Verschiedenheit führt. „Sie haben typisch äußere Merkmale", lautet darum im ersten Ausstellungsraum die Ueberschrift über einprägsamen Modellen charakteristischer jüdischer Merkmale wie Lippen, Nase, Ohr, Auge, Schädel, deren Eindruck durch Bilder bekannter jüdischer Systemgrößen wie Alfred Kerr, Elisabeth Bergner, Radek Sobelsohn, Hilferding u. a. noch verstärkt wird. Gegenüber ist eine Galerie übelberüchtigter „großer Juden" angebracht, die durch ihren knappen Begleittext „Ein Deutscher?", „Ein Franzose?", „Ein Engländer?" — „Nein, ein Jude", den rassischen Unterschied zwischen den Juden und den Angehörigen ihrer Gastvölker noch klarer machen.

Nicht die Religions- sondern die Rassenfrage ist für die Beurteilung der Judenfrage maßgebend, denn „über der Thora steht der Talmud und der Schulchan Aruch", jene berüchtigten Rabbinerschriften, deren zum großen Teil geradezu perverser Inhalt dem Nichtjuden die Augen über das wahre Wesen dieser „Religionsgemeinschaft" öffnet. Talmudischer und überheblicher Haß gegen alle Goims (Nichtjuden) spricht aus den „religiösen" Schriften entnommenen Sätzen:

„Wer ist eine Hure? Jede Frau, die keine Jüdin ist (Schulchan Aruch, Eben ha Eser 6,8), und

„Der Hund hat den Vorzug vor dem Goi (Coschen Hamischpat 266,1).

Mitten in dieser Sammlung jüdischer Gesetzesbücher läuft ein kleiner Bildstreifen mit einer rituellen Schächtszene in einem grauen Schlachthof, dessen Ekel und Abscheu erregende Bilder allen Zuschauern einen tiefen Eindruck von jüdischer Blutgier und Grausamkeit, die sich noch in „religiösem" Gewande zu tarnen versucht, vermitteln.

Kirche und Staat im Kampf gegen das Judentum

„Die Judenfrage ist so alt, wie die Geschichte der Juden selbst" und zu allen Zeiten hat es in allen Völkern unerschrockene Antisemiten gegeben, die ihre Mitmenschen vor jüdischer Wucherei, Betrügerei, Rassenschande und moralischer Zersetzung zu bewahren suchten. So war es vor allem die mittelalterliche Kirche, die die Christenheit stets aufs eindringlichste vor der jüdischen Gefahr warnte und schon 1215 verkündete Papst Innozenz III. auf der IV. Lateran-Synode

„So erneuern wir auf diesem allgemeinen Konzil, was Früher schon die Synode zu Toledo wohlweislich festsetzte: nämlich das Verbot, daß Juden öffentliche Aemter bekleiden dürfen, weil sie unter diesem Deckmantel sich den Christen an allergefährlichsten erweisen".

Judengegnerische Aussprüche Martin Luthers, Josephs II., Friedrichs des Großen und Maria Theresias fänden von dem erbitterten jahrhundertealten Kampf von kirchlicher und weltlicher Gewalt gegen das parasitäre Judentum, der in strenger Gesetzgebung, der Absonderung in Ghetto und der eigens vorgeschriebenen Judentracht seinen sichtbaren Ausdruck findet.

„Vom Ghetto zur Macht" lautet die Ueberschrift der nächsten Abteilung, die uns mit dem durch die in der französischen Revolution verkündete schrankenlose „Freiheit der Menschenrechte" hoffnungstrunken Vormarsch der Juden zunächst mit den außerhalb des staatlichen Hoheitsbereiches liegenden Gebieten vertraut macht. Chaim Bückeburg (Heinrich Heine) und Löb Baruch (Ludwig Börne) sind die typischen Vertreter eines zersetzenden Literatentums, die Familie Rothschild mit ihren Filialen in London, Paris, Frankfurt, Wien und Neapel schafft sich ein jüdisches Weltmonopol, während Mardochai (Karl Marx) und Ferdinand Lassalle) die theoretischen Grundlagen des Bolschewismus künden.

„Wenn Juda König ist"

dann lockern sich alle Bande frommer Scheu, dann werden die der seelischen Erhebung eines Volkes dienen sollenden Kunstinstitute zu Amüsierbetrieben und zum Tummelplatz widerlichster Obszönitäten, dann erfolgt auf Bühne und Leinwand ein Trommelfeuer auf das gesunde Moralgefühl aller anständigen Menschen, das schon in den gemeinen Titeln der Judenmachwerke seinen Ausdruck findet. Hunderte von grellen und gemeinen Plakaten, die im Deutschland der Systemzeit kein Staatsanwalt beschlagnahmte, erinnern hier den Besucher an Deutschlands tiefste Erniedrigung, „3 in einem Bett", „Die Beichte einer Gefallenen", „Gott und die Hure", „Dirnentragödie", „. . . die sich verkaufen", „Blutschande", „Das sündige Weib", „Geschlecht in Fesseln", „Tagebuch einer Verlorenen", „Weh und Ach", das spricht eindeutiger als jedes erläuternde Wort von der Schmutzwelle, die sich aus jüdischen Kloaken über Deutschland ergoß.

Die Musik, einst tiefster Ausdruck deutschen Seelenlebens, haben sie zu ihrer Domäne gestaltet und der jüdische Ministerialrat Kestenberg öffnete ihnen mit seinem bekannten Ausspruch „Was hat der Staat mit (anständiger, d. Schriftl.) Musik zu tun?" Tür und Tor. Hunderte von idiotischen Schlagerfabrikanten bemühten sich mit Erfolg, das deutsche Musikleben auf die Stufe von Urwaldnegern herabzudrücken, und Richard Tauber und Götte Alpar ernteten Millionengagen ein, während deutsche Künstler am Hungertuch nagten. Die deutsche Wirtschaft, die Gesundheitsführung eines 65-Millionen-Volkes, die deutsche Justiz, die Presse, der Kunsthandel alles ist in unvorstellbarem Maße verjudet und findet seinen Rückhalt in jüdischen und an Freimaurerlogen gebundenen Politikern und Parlamentariern, die Staat und Parteien in gleicher Weise durchsetzt haben. Juden als Minister, Staatssekretäre, und Parteiführer sind ebenso an der Tagesordnung wie als Polizeipräsidenten (Fischer Weiß), hohe Justizbeamte und wirtschaftliche Regierungsratgeber. Versailles — Dawes — Arbeitslosigkeit und Streiks, das ist die andere Seite der schrankenlosen Judenherrschaft, die das deutsche Volk und nicht zuletzt der von Juden verführte deutsche Arbeiter bezahlen muß. Bürgerkrieg rast über Deutschland, 6 Millionen Bolschewisten warten auf das Signal, in Deutschland der jüdischen Weltrevolution zum Siege zu verhelfen, da ersteht in höchster Not dem deutschen Volke ein Retter — Adolf Hitler!

„Es spricht Herr Adolf Hitler"

am 13. August 1921 im Hofbräuhaus in München über das Thema „Warum sind wir Antisemiten?" leuchtet es uns von einem der ersten großen roten Plakate der jungen nationalsozialistischen Bewegung entgegen und beweist uns, daß der Führer von Anbeginn der Partei an der Spitze des fanatischen Kampfes gegen die jüdische Weltpest stand. Julius Streicher und der „Stürmer", Dr. Goebbels und sein mit tödlichem Witz Juden treffender „Angriff" sehen nicht in dieser Ehrengalerie des aus der Tiefe deutschen Artbewußtseins aufgebrochenen Widerstandes gegen die Zerstörung der höchsten seelischen und moralischen Werte eines auf höchster Stufe stehenden Kulturvolkes und in der Ehrenhalle kündet eine von den Bannern des neuen Deutschland flankierte große Tafel als Krönung des nationalsozialistischen Kampfes:

Adolf Hitler proklamierte auf dem Reichsparteitag der Freiheit 1935 das Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre.

Wie von einem Alpdruck erlöst, das Herz erfüllt von tiefer Dankbarkeit, daß der Führer und seine Bewegung Deutschland sich selbst

Das jüdische Erscheinungsbild
Bilder: (WV Bergemann.)

wieder gegeben und eine in der Weltgeschichte einzig dastehende Säuberungs- und Reinigungsaktion unseres gesamten politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens durchgeführt haben, verlassen wir die Ausstellung „Der ewige Jude", deren historische Wahrheit und daraus abzuleitende geschichtliche Lehren jedem Volksgenossen tief ins Herz gebrannt sein müssen.

„Juden schauen dich an" im Reichstag und in der Regierung

Freimaurerlogen züchten systematisch Judenknechte

Ewiger Kampf gegen Judas Weltherrschaftspläne

Wer war El Hagi Aleman?

Die Abenteuer des weißen Führers der Rifkabylen

Ein Großbericht von Paolo Zappa — Berechtigte Uebertragung von J. Gasbarra

Auf dem Schlachtfeld aufgelesen

Nr. 320 versteht nicht recht, was mit ihm geschieht. Erst kommt es ihm vor, als träume er. Oder ist er noch nicht richtig aufgewacht? Dann wieder hat er die Empfindung, als ob ein Albdruck auf ihm läste; er will nicht weichen und findert ihn daran, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind.

Spät in der Nacht bringen ihn sechs französische Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr vom Feldlagarett Nr. 118, wo er bisher gelegen hat, ins Militärgefängnis von Compiègne.

Kein Mensch hat bis jetzt trotz seiner dringenden Fragen ein Wort zu ihm gesprochen. Erst in dem Augenblick, in dem er in die Zelle geführt wird, sagt der Wärter: „Es ist noch einer drin!"

„Wer denn?" fragt der Neue ohne Neugierde, nur um etwas zu sagen.

„Ein Landsmann von dir — ein Deutscher." Und leiser setzt der Wärter hinzu: „Morgen früh soll er erschossen werden."

Nr. 320 — unter dieser Nummer wurde er im Lazarett geführt — bleibt ish stehen und starrt den Wärter an.

Im schwachen Licht einer Ganglampe sieht man sein Gesicht: hohe Stirn, muskulöse Backenknochen, kurze Haare von unbestimmter Farbe, feingezeichneter, dünnlippiger Mund mit einem scharfen, fast verächtlichen Zug. Die Augen, die den Wärter gespannt ansehen, sind grau und haben einen durchdringenden, fast alarmlosen Blick.

„Brauchst keine Angst zu haben, mein Junge", beglitigt der Wärter. „Ich hab's dir nur gesagt, damit du keinen Schreck kriegst, wenn sie ihn morgen früh holen. Vielleicht wehrt er sich und macht Lärm." Und nach einer kurzen Pause sagt er: „Hat ja doch keinen Zweck! Besser man läßt alles ruhig geschehen. Es geht schneller, und die Angst dauert auch nicht so lange."

Die Zellentür öffnet sich. Der Neue sieht, daß der Wärter ihn von der Seite beobachtet. Aber er kann jetzt nicht mehr nachdenken. Erschöpft, übermüdet, am Ende seiner Kraft, betritt er die Zelle. Er braucht Ruhe, um sich zurechtzufinden.

Durch ein kleines Fensterloch fällt vom Gang her der trübe Schein einer Oellampe. Mit Mühe sind die nackten Wände, der Fußboden und zwei Pritschen zu erkennen. Auf der einen liegt ein Mensch. Der zum Tode Verurteilte. Er schläft. Seine Atemzüge sind in der Stille und der Einsamkeit der Nacht zu hören. Er schläft so ruhig und fest, als gäbe es für ihn kein Erwachen mehr.

Stunde um Stunde sitzt der Neue auf dem Rand seiner Pritsche und beobachtet den Mann. Er ist hundemüde, er möchte auch schlafen, aber er fürchtet sich davor. Er will es nicht tun, aber er hat Angst, morgen früh gleichfalls erschossen zu werden.

Auch wenn jemand, wie der Neue, in hundert Gefechten dem Tod ins Auge gesehen hat, es bleibt immer furchtbar, durch Erschießen zu enden. Das hat nichts mit Mut zu tun, das ist eine reine Nervensache. Und mit den Nerven ist der Neue am Ende.

Der Mann, der da auf dem Rande seiner Pritsche sitzt und vor sich hinstarrt, wurde vor kaum zehn Tagen auf dem Schlachtfeld von Artois in einem Unterstand von „Les Ouvrages Blancs" aufgefunden. Er lag in einem Haufen Gefallener selbst reglos wie ein Toter. Es war ein Wunder, daß er nicht mit den anderen zusammen in die Kalkgrube kam. Er trug rote Hosen, einen blauen Mantel und das alte rotblaue Käppi Typ „Victoire de la Marne". Er war nicht verwundet und trug weder Marke noch Identitätspapiere bei sich.

Ausfragen konnte man ihn leider nicht, denn er schlief ununterbrochen und war nicht wach zu kriegen. Erst im Feldlagarett, wo man ihn auszog, erwachte er für einen Moment, öffnete die Augen erschrocken, taktete aufgeregt über seine Uniform und schrie ein übers andere Mal auf deutsch: „Nicht ausziehen! Hält warm!" Dann schlief er sofort wieder ein.

*

Der französische Angriff vom 9. Mai 1915 im Artois stellte den ersten Versuch einer Offensive großen Stils im Schützengrabenkrieg dar. Beim Morgengrauen stieg die mittlere Gruppe der zum Angriff bestimmten Truppe aus dem Graben. Sie bestand aus vier Bataillonen Zuaven, drei Bataillonen marokkanischer Schützen und dem 2. Marschregiment der Fremdenlegion. In einem wütenden ersten Stoß überrannten die Angriffstruppen die deutsche Grabenstellung „Les Ouvrages Blancs" und erreichten um 1 Uhr mittags das Angriffsziel des Tages, die Höhe 140. Der Angriff war aber so schnell vorgetragen worden, daß der Nachschub zu spät herankam, um den deutschen Gegenstoß aufzufangen. Die gelichteten Reihen der Angriffsbataillone mußten mehrere Kilometer zurückgehen, wurden aber zusammen mit der eingetroffenen Verstärkung sofort wieder vorgeworfen. So wechselten Angriff und Gegenangriff den ganzen Tag über. Bis in die Abenddämmerung zogen sich die mit äußerster Erbitterung auf beiden Seiten geführten Nahkämpfe hin. Pardon wurde nicht gegeben, Gefangene wurden kaum gemacht.

Es herrschte an jenem Tag ein furchtbares Wetter. Vom frühen Morgen an goß es. Der Boden verwandelte sich langsam in Schlamm, die Schützengräben wurden zu Bächen, die Granattrichter zu Teichen.

Das Rollen der Geschützsalven vermischte sich mit dem Donner des Gewitters. Sprungweise gingen die Soldaten vor und zurück. Jede Unebenheit im Gelände wurde als Deckung benutzt, auch die randvollen Granatlöcher. Manche Soldaten standen bis an den Hals im Wasser.

Die Einheiten lösten sich auf beiden Seiten auf, die einzelnen Sektoren schoben sich ineinander, Kommandos kamen nur noch zufällig durch, jeder war auf sich selbst angewiesen. Es geschah auch, daß die Artillerie, die nicht mehr wußte, wo die Kampflinie lief, die eigene Truppe unter Feuer nahm. Mit dem Hinschwinden des trüben Tages in die Dunkelheit steigerte sich die Verwirrung. Die ganze Nacht hindurch irrten auf der Suche nach ihrem Regiment Hunderte durch diese Schlammwüste zwischen den verloffenen Gräben und Trichterteichen.

Einer von diesen Versprengten geriet in ein Sumpfloch. Je wütender er versuchte, sich herauszuarbeiten, desto tiefer sank er hinein. Schließlich — der zähe Brei ging ihm bereits bis über die Brust — gab er es auf. Im Umkreis brüllten immer noch die Geschütze, nur von kurzen Atempausen unterbrochen, besserten die Maschinengewehre. Er hörte deutlich, wie die Kugeln mit hellem Sirren über ihn hinwegpfiffen oder mit dunklen Lauten in den Schlamm schlugen. Er hörte das Klagen des Windes in den Stacheldrähten der Stellungen, Schreie und Stöhnen von Menschen, das feine Geräusch der Regenschauer am Boden. Manchmal überschnitten sich diese Laute, schlugen zusammen: dann klang es wie das klagende Aufheulen gepeinigter Raubtiere.

Was den Verirrten aber am meisten quälte, war die Kälte, die von allen Seiten auf ihn eindrang. Kopf, Gesicht und Ohren schmerzten zum Zerspringwerden. Er spürte kaum Angst, so schneidend war die Kälte. Ununterbrochen jagten eisig-fiebrige Schauer durch seinen Körper, es stach wie mit Nadeln in Mark und Knochen, das Gehirn drohte, als ob jemand den Schädel mit einem Hammer bearbeitete.

Dazu kam das Gefühl, daß, wenn nicht bald jemand erschiene, um ihn zu befreien, er lebend im Schlamm versinken mußte. Er wollte um Hilfe schreien. Aber wer sollte seine Stimme, die ihm der Sturm vom Munde fortriß, in diesem Höllenlärm hören!

Mit aller Kraft, deren er noch fähig war, brüllte er zurück „Kamerad!"

Die Stimme antwortete diesmal ganz in der Nähe. Es war ein Franzose, der sich wie er im Schlamm verirrt hatte und kaum einen Meter von ihm entfernt war.

„Pas bouger!" (Nicht rühren!)

Der Unbekannte packte ihn bei der Schulter und stemmte sich langsam daran hoch; es gelang ihm tatsächlich, sich auf diese Weise Roll um Zoll aus dem Schlamm zu befreien. Sowie er festen Boden unter den Füßen hatte, warf er dem Deutschen ein Ende seines Mantelumhanges zu.

Zitternd vor Kälte, halbtot vor Anstrengung, saßen die beiden Männer nebeneinander.

„Legionär?"

„Na. Und du? Offizier? Unteroffizier?"

„Von der Artillerie."

Schließlich stand der Legionär auf. Er zog aus dem Gürtel einen breiten, auffallend flachen Dolch.

Der Deutsche erhob sich ebenfalls taumelnd. Es sah aus, als ob beide im nächsten Augenblick aufeinander tödlichen würden. Aber der Legionär hatte keinerlei Mordabsichten. Er hielt dem Deutschen den Dolch hin und sagte: „Da, nimm! Das wird dir Glück bringen."

Damit verschwand er.

*

Wieviel Stunden er noch auf allen Vieren gekrochen war, wieviel Kilometer oder Meter er auf diese Weise zurückgelegt hatte, der Deutsche wußte es nicht. Er wußte nur, daß er sich in einem langen, tiefen Schützengraben befand: Les Ouvrages Blancs! In dieser Stellung mußten sich 200 Meter weiter vorn tiefe, gut gesicherte Unterstände befinden.

Er schleppte sich auch noch diese 200 Meter weiter. Tatsächlich öffnete sich eine Höhle, in die er hineintaumelte. Hier war es still. Der Lärm der Schlacht drang nur noch schwach herüber. Beim Herumtasten stieß er gegen menschliche Formen, einen Kopf, einen Arm, ein Bein.

Wenn es sich um Schlafende handelte, hätten sie aufwachen müssen. Aber sie waren kalt und reglos. Dagegen fühlten sich ihre Uniformen gegen die seine, die ihm eisig und naß am Leibe klebte, warm und trocken an.

Er mußte damals in der Dunkelheit vor Erschöpfung gelacht haben, als ihm der Einfall kam, sich eine von diesen warmen, trockenen Uniformen anzuziehen.

Es war nicht leicht und dauerte lange, aber schließlich gelang es. Und dann, mit dem Behagen und der Wärme, die langsam in seinen erstarrten Körper zurückkehrte, überfiel ihn unüberwindliche Müdigkeit. Er sank auf den Totenhaufen und schlief ein.

Im Feldlagarett Nr. 118 ließen sie ihn auch schlafen. Nur zu den Mahlzeiten wurde er geweckt. Hatte er etwas gegessen und getrunken, so schlief er gleich weiter. Nach acht Tagen kam er langsam zu sich, jedoch waren seine Erinnerungen getrübt. Wenn ihn die Aerzte nach seinem Namen fragten, lachte er bloß, tastete über die Uniform, die neben ihm hing, und sagte auf deutsch: „Warm, warm!"

Nach weiteren acht Tagen, als er fast wieder hergestellt war, kam der Befehl, Nr. 320 ins Militärgefängnis von Compiègne zu überführen.

Was mochte der Grund sein? Die Artois-Offensive war gescheitert. Nach Meinung der Franzosen gab es dafür nur eine Erklärung: es mußte Verrat im Spiel gewesen sein. Mit diesem Verrat brachte man den in der vorläufig letzten rotblauen französischen Uniform in „Les Ouvrages Blancs" aufgefundenen Nr. 320 in Verbindung . . .

*

In der Zelle ist der Schlafende, ein Mann von ungefähr 40 Jahren, groß, kräftig, bartlos und mit geschorenem Schädel, aufgewacht. Er zeigt keine Spur von Angst oder Erschrecken, er gehört zu dem Schlag von Männern, die wissen, was sie auf sich nehmen und bereit sind, dafür zu zahlen.

Nachdem er sich sein unbekanntes Gegenüber eine Weile schweigend angesehen hat, fragt er den Neuen: „Deutscher?"

„Ja."

„Wieso bist du hier?"

Schweigend hört er sich die Geschichte des Neuen mit an, die diesem zum erstenmal wieder lückenlos gegenwärtig ist.

„Da bist du in eine böse Patsche geraten", meint er schließlich. „Vor dem Kriegsgericht werden sie dir das kaum glauben."

Erste Morgendämmerung dringt durch das vergitterte Fensterchen. Der neue hat immer noch das rotblaue Käppi der alten französischen Infanterie, das er sich in „Les Ouvrages Blancs" zum Schutz gegen die Kälte über die Ohren gezogen hatte, auf dem Kopf. An diesem Käppi flammt auf dem blauen Streifen ein besonderes Abzeichen: eine siebenstrahlige Granate, scharlachrot wie ein Blutfleck.

Die Blicke des anderen bleiben daran hängen. Er weiß sofort, was das Abzeichen bedeutet. Warum soll er diesem armen Teufel von Landsmann nicht helfen? Er schläat dem Neuen auf die Schulter.

„Kopf hoch, Mensch! Du hast Schwein! Weißt du, was du erwischt hast? Die Uniform der Fremdenlegion. Du kannst dich, wenn du es richtig anfängst, als Fremdenlegionär ausgeben. Damit kommst du wahrscheinlich durch!"

Und nun, eine Stunde vor seiner Hinrichtung fängt er an, seinem Zellengenossen alle notwendigen Einzelheiten für seine Verteidigung vor dem französischen Kriegsgericht zu erklären.

Nr. 320 hört gespannt zu; er präat sich jede Angabe genau ins Gedächtnis ein. Zum Schluß hat er noch eine Frage: „Welchen Namen soll ich angeben?"

„Sag: Klems. Otto Joseph Klems. Das war der Name . . . eines Freundes von mir, . . . unter diesem Namen hat er einmal in der Fremdenlegion Dienst getan."

„Und dieser Mann kann nicht eines Tages wieder auftauchen?"

„Braucht keine Angst zu haben. Der kommt nicht wieder", entgegnete der andere.

Eine Viertelstunde später holen sie ihn. Das ist der Anfang der abenteuerlichen Geschichte des Sergeanten Klems.

Soldaten der Hölle

Frank, Kesten, Müller, Rodriguez, Van der Boden, Wietrukoff, Smith, Ja Pierre, Querido, Meskan . . . Auf dem Heck der „General de Negrier", die zweimal wöchentlich den Dienst zwischen Marseille und Oran verfieht, ruft ein französischer Offizier mit ausgesprochen deutschem Akzent die einzelnen Transportleute auf.

Nur die wenigsten antworten sofort. Die meisten müssen sich besinnen, weil sie meistens gar nicht so heißen, wie sie aufgerufen werden.

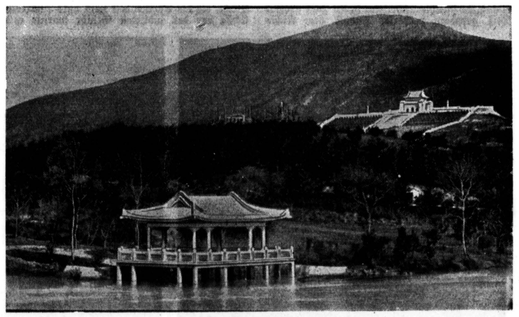
„Ist ja ganz egal, da unten", heißt es allgemein, „ob du Russe, Pole, Finne bist und dich als Italiener oder Spanier ausgibst ob du 40 bis und sagst, du seiest 20, ob du dich Müller, Brown oder Grock nennst — das wird alles keine Rolle, sie nehmen dich trotzdem!"

Beinahe jeder hat eine falsche Nationalität, einen falschen Namen und ein falsches Alter angegeben. Einige lachen, als sie sich mit ihrem neuen Namen angeredet hören.

„Hat nicht jemand einen Bleistift, ich muß mir meinen Namen endlich mal aufschreiben." Aber das Lachen klingt nicht echt.

Man hat den Eindruck, daß diese zwanzig Männer, die ihre Heimat, ihren Namen, ihre Vergangenheit aufgegeben und die Khaki-Uniform angezogen haben, unter einer Fahne zu dienen, die nicht ihre Fahne ist, bereits anfangen, ihren Entschluß zu bereuen und am liebsten zurückkehren würden. Aber dazu ist es zu spät.

(Fortsetzung folgt.)



Der Purpurhügel

Eine Aufnahme von der die Stadt Nanking beherrschenden Höhe, die in die Hände der Japaner fiel. Man erkennt das Denkmal des ersten chinesischen Staatspräsidenten Sun Yatsen, des „Vaters der chinesischen Revolution". An den Hängen des Berges standen bis vor wenigen Tagen noch die chinesischen Flakbatterien, wie überhaupt die für die Verteidigung außerordentliche günstige Umgebung Nankings stark befestigt ist. (Scherl Bilderd., Zander-K.)

Die Reise nach UGANDA

Roman von Bernd Angerhausen

7. Fortsetzung

„Und Sie?" rief Henderson, zu Brandes gewandt. „Sie müssen doch auch mit! Hören Sie, ich kann Sie ein paar Tage entbehren. Sie können doch mit diesen Massai am besten umgehen. Und denken Sie an Willa Vandoren, das arme Mädchen!"

Henderson war beinahe entrüstet.

Brandes schüttelte ernst den Kopf.

„Ich bleibe hier, Herr Barton wird sie schon finden. Und in Nairobi sind Leute genug, die mit den Massai reden können."

Der alte Ingenieur sah ihn verwirrt an. Er verstand Brandes nicht mehr. Brandes gab um Willa Vandoren nicht mehr als um irgendeine Wildfremde. Ja noch weniger!

Goram und Murdoh standen dabei. Sie hörten aufmerksam zu.

„Es ist wirklich zwecklos", wiederholte Brandes, „ich bleibe hier bei meiner Arbeit. Ich will nicht stören!"

Er wandte sich brüsk ab und ging über die Lichtung in das Lager. Einer der indischen Kulis war verletzt, er hatte beim Mauern einen Unfall gehabt.

Henderson sah ihm kopfschüttelnd nach. Barton war erregt, er ballte die Fäuste. Dann warf er sich mit einem heiseren Lachen auf seinen Stuhl.

*

Als Willa Vandoren aus ihrer Ohnmacht erwachte, saß sie auf einem Maultier. Seine Arme hielten sie von hinten umschlungen. Aber man hatte ihr wenigstens das schmutzige Tuch vom Kopfe genommen, sie sah nun wieder, was mit ihr geschah. Verwundert und voll Angst blickte sie um sich.

Neben ihr ritten zwei wildblickende Buschkleyper. Einer führte ihr Tier an einer kurzen Leine. So jagten sie durch den Busch. Sie sah noch zwei Reiter vor sich, die anderen folgten. Sie hörte sie galoppieren und manchmal einen halblauten Zuruf. Es war Mittag und drückend heiß. Aber die Buschkleyper schienen nicht an eine Rast zu denken. Sie waren eilig.

Sie ritten über einen breiten Pfad, der sich fast schnurgerade durch den trockenen Busch zog. Willa entsann sich nur langsam aller Einzelheiten des Ueberfalls. Barton und Goram waren niedergeschlagen worden. Barton hatte sie verteidigen wollen. Das war wohl seine Pflicht als Mann, dachte sie, aber noch einem Monat hätte sie vielleicht eine solche ehrenhafte Handlung, ein solches mannhaftes Eintreten von ihm nicht erwartet. Vielleicht hatte sie ihn doch nicht behandelt, wie er es verdiente. Wenn er nun einsam und schwerverwundet im wilden Busch lag, waren er und Goram einem qualvollen Tod ausgeliefert. Gewiß würde der schwarze Maschinist, wenn er am Abend wieder am vereinbarten Treffpunkt war, es nicht wagen, allein in den Wald einzudringen. Wenn er dann zur Station zurückkuhr, mußten die beiden Schwerverletzten hilflos die Nacht über in der Wildnis liegen. Die beiden waren schlimmer daran als sie selbst. Sie erinnerte sich, daß Barton noch einem furchtbaren Schlag auf den Kopf gefallen war, möglicherweise war er schon tot. Sie schauderte zusammen.

Sie fühlte wieder die beiden Arme, die sie von hinten umschlangen. Schmutziger Schweißgeruch ging von dem Reiter hinter ihr aus. Von Ekel und Angst gepackt, fuhr sie auf, sie sträubte sich in diesem eisernen Griff und zerrte an der Hand, die vor ihr die Zügel hielt. Der Mann hinter ihr stieß einen Fluch aus. Die Kolonne hielt. Der Mann sprang ab und sah sie höhnisch und zornig an. Er war wohl der Anführer dieser Buschräuber. Sie sah, daß die anderen einen Kreis um sie bildeten und sie erwartungsvoll anschauten.

„Sie will allein reiten", wandte er sich lachend an seine Genossen. „Sie ist endlich wach geworden, die weiße Frau. Gut, gebt ihr mein Pferd!"

Ein Mann brachte ein gesatteltes Pferd. Willa saß nun allein auf dem Maultier. Die Buschkleyper hatten ein übersätigtes Pferd mitgebracht, überlegte sie, also mußte ihre Entführung planmäßig vorbereitet gewesen sein.

„Ich will wissen, was ihr von mir wollt!" rief sie dem Mann zu, der soeben sein Pferd bestieg. Er lachte sie an. Sein braunes, scharfgeschnittenes Gesicht mit den stechenden Augen war unangenehm, verschlagenheit und Bosheit sprachen aus ihm. Er zeigte seine weißen Zähne.

„Nur Ruhe", lachte er. Er sprach ganz gut Englisch. „Nur Ruhe. Das wird sich alles finden. Es ist für alles gesorgt."

„Sie sind ein Lump!" rief sie. „Warum bringst ihr mich fort? Warum laßt ihr die beiden Verwundeten dort im Busch liegen! Ich verlange, daß ihr den beiden Männern Hilfe bringt."

Er sah sie mit einem rätselhaften Lächeln an. Es war darin ein Teil von der selbstsicheren Ueberlegenheit, wie sie ältere Leute oft Kindern gegenüber zeigen.

„Die beiden gehen mich nichts an", sagte er dann leichthin mit einer wegwerfenden Bewegung seiner langen, braunen Hand. Dann lachte er laut.

„Ihr wollt Geld von mir und meinem Onkel!" rief sie ihm ins Wort. „Warum denn diese Komödie! Schickt sogleich zur Station. Mein Onkel wird euch geben, was ihr verlangt." Als er sich nicht regte und sie mit leisem Spott ansah, fuhr sie hastig fort. „Mach, ich will euch einen Zettel schreiben, damit dem Boten nichts geschieht. Es soll alles so gehen, wie ihr wollt. Nur laßt mich rasch los und helft den Verwundeten!"

Der Anführer lachte wieder. Die wilden Gesichter seiner Leute waren grinsend auf sie gerichtet. Sie sah einen nach dem anderen an. Ging es hier nicht um Geld? Warum wurde sie dann verschleppt! In den dunklen Augen der Männer las sie begehrlichen Glanz. Sie fühlte sich von eisigem Schrecken gepackt. Sie wollte schreien, aber die Stimme versagte ihr.

„Los!" rief der Anführer mit einer gebieterischen Handbewegung.

Die Reiter wandten sich, sie wurde mitgedrängt. Der Anführer ritt nun auf seinem Pferd hinter ihr. So zogen sie weiter, sie wußte nicht, wie lange. Die Sonne brannte über den dünnen, dornigen Akazien der niedrigen Bäume. Ringsum war nur Hitze, Sonne, Staub und Trockenheit. Wie im Halbschlaf folgte Willa den Reitern.

Vor ihnen lag eine Weafreuzung im Busch. Drei Schwarze standen dort, sie sahen ihnen erwartungsvoll entgegen. Der Anführer ritt an ihnen vorbei nach vorn. Sie hörte ihn mit den Schwarzen laut und drohend reden. Die drei Buschmänner hörten schweigsam zu. Ihre dunklen, staubigen Gesichter waren unbewegt, nur ihre Augen glitten schnell hin und her. Sie fing ihren Blick auf, rasch hob sie die Hand und winkte. Der Anführer fluchte, gab einen Befehl. Die Buschkleyper hoben ihre Gewehre und richteten sie auf die Schwarzen. Willa schrie auf und hob die Hände vor die Augen. Sie hörte ein höhnisches Lachen. Die Schwarzen waren schon fort, die Drohung hatte sie vertrieben.

Als es dunkelte, erreichten sie ein paar niedrige Hütten, es war ein verlassenes Buschdorf. Der Himmel hatte sich plötzlich bezogen, und eben als sie auf die Lichtung kamen, prasselte schwerer Regen auf das dürre Land. Sie wurde von ihren Reitern abgeboben und in eine Hütte gezerrt. Sie schrie, man ließ sie allein. Von Angst und Ekel gepackt, stand sie in der stickigen Dunkelheit. Dann gab sie sich einen Ruck und rannte ins Freie. Schwerer Regen schlug ihr entgegen, im Nu waren ihre Kleider triefend naß. Tiefe Dunkelheit war ringsum, wie eine Sintflut rauschte und gluckte der Regen. Ein Fluch drang an ihr Ohr, ein lauter Ruf, und als sie nun ratlos über die Lichtung wollte, wurde sie hart bei der Hand gepackt. Es war der Anführer. Sie hörte ihn rufen. Zwei Männer zerrten sie wieder in die Hütte zurück.

Kraftlos sank sie zu Boden. Die Tränen liefen über ihr verschmutztes Gesicht, sie schluchzte lautlos in sich hinein. Ihre Glieder schmerzten wie zerschlagen. Noch nie hatte sie eine so lange Strecke im Sattel zurückgelegt, und die Hitze und die Aufregung hatten sie noch müder gemacht. Langsam fiel sie in einen wirren, schreckhaften Schlaf.

Sie ritten zwei Tage durch den Busch. Manchmal überquerten sie die Steppe, immer trieb der Anführer zur Eile an. Manchmal schrie sie unterwegs auf, sie wollte nicht mehr weiter. Sie bot dem Anführer Geld, aber er verlachte sie immer wieder. Am zweiten Tag ritten sie tief in die Dunkelheit, dann warf ihr einer der Männer wieder das schmutzige Tuch über den Kopf. Wieder sah der Anführer hinter ihr im Sattel, seine Arme umklammerten sie mit eisernem Druck.

Und nun sah sie nichts mehr. Sie hörte einen Befehl, die Stimme des Anführers war aufgeregt. Man stieckte ihr einen Knebel in den Mund. Sie war wie von Sinnen, wehrte und sträubte sich, dann war sie bewußtlos. Aber immer noch ging der Ritt weiter. Der Hufschlag der Pferde klang nur anders, sie ritten über einen gebahnten Weg. Dann hielt die Kolonne mit einem plötzlichen Ruck.

Starke Arme packten sie, man trug sie fort. Sie vernahm nun andere, neue Stimmen um sich, sie sprachen leise und heimlich. Es wurde kühler um sie, sie hatte das Gefühl, durch einen langen Gang getragen zu werden. Eine Tür ging und noch eine. Dann wurde sie niedergesetzt. Jemand zog ihr das Tuch vom Kopfe und nahm ihr den Knebel aus dem Mund. Sie brach auf einem Polstersitz zusammen. Der Halbbewußtlosigkeit hörte sie noch leise, schlurfende Schritte, dann schwanden ihr die Sinne.

Sie mußte lange in dumpfem, bleiernem Schlaf gelegen haben. Als sie erwachte, befand sie sich in einem kleinen Zimmer mit einem vergitterten Fenster, ein dicker, schmutziger Teppich bedeckte den Boden. Sie sprang auf und lief zur Tür. Sie war verschlossen. Sie zerrte an dem Schloß. Es rappelte laut, aber auf der anderen Seite blieb alles still. Sie lief zum Fenster, es war hoch, aber sie konnte doch nach draußen schauen.

Sie sah einen großen Hof mit baufälligen Ställen, vielem Gerümpel und ein paar herumlungernden Hunden. Dahinter lag das Häusergewirr einer engen Straße, aber es war so weit ab, daß ihr Schreien dort nicht mehr gehört werden konnte. In der grellen Sonne stand die Kuppel einer kleinen Moschee, daneben ein schlanker Turm. Hohe Palmen zeigten in der Ferne ihre glänzenden Wipfel.

Nur langsam kam sie zur Ruhe. Von der Tür lief sie zum Fenster, sie schrie, trommelte mit den Fäusten gegen die Füllung und trat mit den Füßen auf den Boden. Die Tränen liefen ihr dabei über das Gesicht, aber sie merkte es nicht.

Warum wollten diese Männer kein Geld? Sie wußten doch sicher, daß sie und ihr Onkel reich waren. Sie war entführt worden, es konnte sich doch nur um eine Erpressung handeln. So überlegte sie im Unterbewußtsein, während sie in nutzlosen Mühen aus ihrem Gefängnis zu entfliehen trachtete. Aber eine furchtbare Angst, daß alles auch anders sein könne, trieb sie an. Sie dachte an die begehrlichen Blicke dieser Männer. Hatte sie nicht schon gelesen und gehört, daß weiße Frauen entführt worden waren, aber nicht, um gegen ein Lösegeld wieder freigelassen zu werden!

Ihre Kehle war heiser, ihre Augen trocken. Plötzlich hielt sie inne. Sie fand ihr Taschentuch und putzte sich das Gesicht, verfuchte ihr braunes, wirres Haar mit der Hand zu ordnen. Sie sagte sich, daß sie warten müsse. Irgendetwas mußte nun doch kommen. Gewiß hatte man sie nicht verschleppt, um sie nun hier einfach zu vergessen.

Sie setzte sich auf den Diwan, auf dem sie geschlafen hatte. Sie wartete. Immer wieder wollten sie Furcht und Entsetzen auftreiben, aber sie hielt sich nun tapfer. Sie mußte ja tapfer sein. Es würde wohl nicht so bleiben. Diese Buschkleyper und Mädchenräuber standen weit unter ihr, sie sollten sie nicht schrecken und mutlos finden. Onkel John wußte nun wohl schon, daß sie verschleppt worden war, und er würde alle Hebel in Bewegung setzen, daß sie befreit wurde.

Die Tür ging auf. Eine alte Negerin brachte ihr zu essen. Ein Mann stand hinter ihr und bewachte die Tür.

„Rufen Sie Ihren Anführer!" befahl Willa. Der Mann zuckte die Schultern. Die beiden gingen. Ehe sie die Tür zuletzten, wollte Willa sich auf sie werfen, die Tür aufzerren, aber sie beherrschte sich; es war doch nutzlos, und da sollte dieses Gesindel nicht lachen.

In dem kleinen Raum war es dumpfig und schwül. Wie aus weiter Ferne vernahm sie Lachen und Sprechen. Dann kam die Sonne und warf einen grellen Lichtbalken auf den Teppich. Immer blieb sie allein. Sie hatte das Tablett, das ihr die Alte gebracht hatte, noch gar nicht angesehen. Die Sonne ging weg, der graugelbe Himmel, den sie über den Häusern sah, nahm eine intensiv irisgrüne Färbung an. Der Abend kam.

Es dunkelte. Sie blieb allein. Sie saß auf dem Diwan und schaute durch das Fensterchen nach draußen. Am Himmel standen die Sterne. Sie wußte nicht, wie lange sie so gesessen hatte. Nun waren die Sterne blasser geworden. In der Ferne schrie ein Hahn, Hunde bellten verworren.

Am zweiten Morgen kam der Mann, der die Buschräuber angeführt hatte. Er nickte wie zum Gruß, blieb aber an der Tür stehen.

„Haben Sie zur Station geschickt?" fragte sie rasch und mit trotigem Blick.

Der Mann lächelte rätselhaft.

„Ich glaube," sagte er, „aber das hat ja alles noch Zeit. Vielleicht gefällt es Ihnen noch so gut bei uns, daß sie gar nicht weg wollen."

„Ich will weg," sagte sie. „Denken Sie nicht, daß ich mich einschüchtern lasse. Sie können nur verdienen, wenn Sie schnell machen. Wenn die Polizei mich findet, ist es mit dem Lösegeld vorbei."

Er lachte und schüttelte den Kopf.

„Wir wissen, was wir tun," warf er ein.

„Qualen Sie mich nicht!" fuhr sie auf. „Wieviel wollen Sie haben, nennen Sie mir die Summe. Ja, ich bin reich, Sie wissen es ja. Nennen Sie die Summe und lassen Sie mich an meinen Onkel schreiben. Es soll Ihnen nichts geschehen."

Er hörte sie ruhig an und schüttelte stumm den Kopf.

„Hören Sie!" flehte sie, „mein Onkel ist krank, er braucht mich. Fordern Sie, so viel Sie wollen. Die Polizei soll nichts erfahren."

Er lächelte sie ungerührt an.

„Die Polizei!" lachte er, „Die findet uns nicht. Die kennt nicht einmal die Straße, wo wir wohnen."

„Wo bin ich denn?" fragte sie rasch.

Aber er ließ sich nicht überraschen. Er schüttelte den Kopf.

Dann klopfte er an die Tür, sie wurde von außen geöffnet, und er verließ sie.

Wieder verging ein Tag und noch einer. Viermal am Tage kam die Alte und brachte ihr Essen. Immer stand ein Wächter vor der Tür. Manchmal konnte sie draußen auf einem langen, schmalen Flur auf und ab gehen, immer stand sie unter scharfer Bewachung.

In den langen Stunden, die sie sinnend auf dem alten Diwan verbrachte, dachte sie an Onkel John und an das Leben drüben in der Station am Lerobi nach. Wo war Barton? War er gerettet worden? Der Onkel würde nun wohl natürlich um sie besorgt sein. Und dann wurde ihr Blick noch düsterer, ihre Augen schlossen sich. Brandes, der deutsche Ingenieur, er hatte sie sicher schon vergessen. So mußte es wohl sein.

Er konnte sich wohl nicht um sie kümmern. Für ihn gab es doch nur die eine Brücke, diese Brücke, die nun an der Station. Daß er dort rechtzeitig fertig wurde trotz seiner Krankheit, dafür sorgte er sicher. Und dann, dachte sie, würde er sich wohl nicht um sie kümmern. Sie war ja nicht mehr dort am Fluß bei seinen farbigen Kulis oder auch im Steinbruch, wo gebrannt wurde. Ein solcher Mann konnte sich so nicht um sie kümmern. Dann waren solche nutzlosen Leute da, wie Barton und Onkel, die eigentlich gar nicht auf die Station gehörten. So ein Mann war er, daß waren wohl seine Gedanken. Erst hatte sie es gern gesehen, daß er so ernst und pflichtbewußt dort im Buschwald arbeitete. Er war einer jener Pioniere, die die Menschen in das Urwald führen, ihnen dort eine Heimat schaffen, die das reglame, tatkräftige Leben des weißen Mannes in die unaufgeschlossene Wildnis bringen. Alle diese Eigenschaften hatte sie erst an ihm geschätzt. Sein Wirken, seine Arbeit war besser und vernünftiger, als alles, was Barton und Onkel John bis jetzt geleistet hatten. Aber darüber durfte er doch nicht vergessen, daß das Zusammenleben, daß die Gesellschaft der anderen auch an ihn Forderungen stellte, die er nicht überleben konnte.

Willa warf trotzig den Kopf in den Nacken. Sie war ihm mit freundlichen Worten und Augen entgegen gekommen, sie hatte für seine große Arbeit volles Verständnis gezeigt. Dann aber war er rücksichtslos wie ein halbwüchsiger Junge gewesen. Hatte sie herrisch und knabenhaft trotzig behandelt, ihren Wunsch, den sie offen gezeigt hatte, überlegen, und war ihr schließlich aus dem Wege gegangen.

Vielleicht dachte er nicht einmal an sie. Er war jetzt vielleicht froh darüber, daß sie nicht mehr auf der Station war, wo sie ihn von

---

Hans Holfert:

DEZEMBER

Grauwolken ziehn — leis fällt der Schnee'
Gemach zum Abend neigt das Jahr,
Das uns mit Glück und Lust und Weh
Da Gleichnis uns'res Lebens war.

Es scheidet bei der Glocken Klang;
Ob auch Dezemberstürme weh'n,
Bei Lichterglanz und Engelsang
Will's still und müde schlafen gehn.

Und wie's sich legt, ein Wunder gar:
Ein Kindlein in der Krippe liegt.
Das alte wird zum neuen Jahr —
Das Dunkel weicht — Das Leben siegt!

seiner Aufgabe ablenken konnte und ihn durch ihre verwöhnten Launen womöglich noch aufhielt. Es war möglich, daß er nun von früh bis spät mit seinen Kulis schaffte, ohne überhaupt nach ihr zu fragen.

Immer wieder liefen ihre Gedanken auf diese Ueberlegungen hinaus. Sie weinte nicht mehr. Oft stand sie stundenlang und schaute über den Hof und die Straße in das bunte Häusergewirr im Hintergrunde, ohne nur etwas zu sehen. Ihre bitteren Gedanken verwirrten sich, alles war hoffnungslos.

Als sie am vierten Tag abends auf den Flur gerufen wurde, sah ihr der Wächter einen heftigen Wink. Von dem Flur führte eine schmale Treppe ins Erdgeschoß. Dort kamen und gingen die Leute, man hörte sie sprechen. Sie schaute überrascht auf. Der Wächter war einer der Männer, die sie im Busch entführt hatten. Was wollte er? Sie beschloß, ihn vorerst nicht zu beachten.

Wieder gab er ihr einen Wink. Dann verließ er seinen Platz an der Treppe und kam auf sie zu, immer mit einem scheuen Seitenblick auf die Treppe. Aber die Stimmen blieben unten, es kam niemand.

„Ich will Sie fortlassen," sagte der Mann hastig. Sie sah seinen wartenden Wink. Aber sie war mißtrauisch. Vielleicht wollte man sie auf die Probe stellen, oder sich über sie lustig machen.

„Das ist nicht wahr," sagte sie abweisend.

Der Mann nickte hastig.

„Ich traf einen Mann im Café, er ist von der Station Lerobi. Er wartet auf uns."

Sie fuhr auf.

„Ist das wahr?" Ihr Blick forschte ihn aus.

Ihr Atem ging schnell. Sie vergaß ihren Abscheu vor diesem Mann, der sich ihr in dem stickigen Dunkel des Flurs nun flüsternd zuneigte.

Er nickte wieder.

„Kommen Sie rasch," flüsterte er erregt, „ehe es zu spät ist." Er faßte sie bei der Hand und lauschte.

Unten war es still. Eine Tür fiel zu. Schritte kamen und gingen. Noch immer hielt sie der Wächter an der Hand. Sie wollte ihn abschütteln, aber er sah sie verweisend an. Sie sah, wie er die Hand auf den Mund legte. Dann zog er sie langsam mit sich fort.

Die Treppenstufen knackten, aber es blieb alles ruhig im Haus. Ihr Wächter trug eine Pistole, er hielt sie jetzt schußfertig in der Hand. Sie sah, es war ernst.

Sie folgte ihm jetzt willig. Sie waren nun unten in einem langen, dunklen Gang. Sie konnte nichts unterscheiden, aber sie lauschte, die Angst schärfte ihr Gehör. Es mußte ein weitläufiges Haus sein, in dem sie gefangen gehalten wurde. Obwohl sie keine Schritte und Türen mehr hörte, vernahm sie doch entferntes Sprechen wie aus entlegenen, bewohnten Räumen. Einmal lachte ein Mann laut auf. Sie fuhr zusammen.

Der Wächter zog sie weiter. Sie bogen in einen anderen Gang ein, am Ende sah sie Licht. Eine Tür war dort, sie stand auf.

Sie waren am Ausgang. Vor ihnen lag ein kleiner Hof. Ein Hund lief dort hin und her, schnupperte am Boden und wurde dann plötzlich aufmerksam. Der Wächter rief ihm ein leises Wort zu, der Hund wedelte mit dem Schweif und trollte sich. Willa war einen Augenblick zusammengefahren. Es war ein riesiges Tier, sie hatte sich gefürchtet.

Der Wächter sah sie an, legte wieder einen Finger auf den Mund und zog sie mit sich fort. Draußen war es still, bald dunkelte es. Sie gingen an Schuppen und Ställen vorbei, bis zu einer hohen Mauer. Der Wächter öffnete eine schmale Tür.

Ein zweiter Hof lag vor ihnen, etwas größer als der andere.

Willa sah zur Linken ein langgestrecktes Gebäude mit einer hohen Veranda. Die Wände waren schmutzig weiß, in den kleinen Fenstern war es dunkel. Der Mann hastete über den Platz, sie hielt tapfer mit ihm Schritt. Sie erreichten eine Mauer, die noch höher war als die erstere. Auch hier war ein Tor. Der Mann ließ sie los, um das Schloß zu öffnen. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche.

Mit klopfendem Herzen stand sie atemlos dabei. Das Schloß ging knirschend auf. Der Wächter öffnete die Tür. Sie sah eine schmale Gasse. Gegenüber hohe, grauweiße Häuser mit feinen Fenstern.

Sie warf noch einen Blick zurück auf den Hof, über den sie gekommen waren. In einem der Fenster drüben zeigte sich plötzlich ein Gesicht, dann gellte ein lauter Ruf über den Platz.

Willa taumelte, der Wächter fing sie auf.

„Wir müssen laufen!" zischte er. „Kommen Sie."

Wieder zerrte er sie an der Hand hinter sich her. Sie waren jetzt auf der Gasse. Es war fast dunkel zwischen den hohen Häusern. Sie liefen, sie hielt tapfer Schritt mit dem Mann.

Aber hinter ihnen wurde es laut. Ihre Flucht war entdeckt worden. Der Wächter bog in eine andere Gasse ein, die noch enger war. Hinter sich hörten sie verworrenes Rufen. Sie glaubte, Schritte klappern zu hören. Als sie dann in eine Nebengasse einbogen, sah sie drüben ein paar wild gestikulierende Männer auftauchen.

Vor ihnen an der Ecke stand ein Mann in weißem Anzug. Er trug einen breiten Sonnenhelm.

„Dort ist er," sagte der Wärter und zeigte hinüber.

Der Mann kam ihnen aufgeregt entgegen. Willa blieb einen Moment verwirrt stehen.

Es war Barton.

Sie sah, wie er dem Wächter einen Beutel zuwarf. Der Mann fing ihn auf und verschwand in einer Seitengasse.

„Rasch!" rief Barton.

Er faßte sie bei der Hand.

„Wir müssen fliehen!"

Sie liefen hinter dem Wächter her, aber er war schon verschwunden. In fliegender Hast rannten sie durch drei, vier Gassen. Nun wurde es stiller um sie. Sie kamen auf eine breitere Straße. Barton ging langsamer.

„O mein Gott," rief Willa, „ich kann nicht mehr weiter."

„Wir sind gerettet," sagte Barton. „Die Kerle werden uns hier nicht mehr nachkommen. Dachte nicht, daß es mir gelingen wäre."

Sie gingen rasch nebeneinander weiter. Hier auf dieser breiten Straße blieben sie nicht allein. Es war schon dunkel geworden, aber da und dort sah sie Lichter.

„Hier könnte schon Polizei sein," sagte Barton im Gehen. „wir sind hier sicher."

Sie blieb stehen.

„Ich danke Ihnen, Barton," sagte sie und gab ihm die Hand.

„Wollen wir zur Polizei?" fragte er nach einer Weile.

Sie blieb wieder stehen.

„Muß das sein?"

Barton überlegte.

„Ich möchte zu meinem Onkel," sagte sie. „Können wir nicht fort zur Station?"

„Die Maschine steht unter Dampf. Ich könnte ja morgen zur Polizei fahren und die nötigen Angaben machen. Auf alle Fälle können wir heute Nacht von der Station ja schon ein Telegramm durchgeben."

„Ich möchte zu meinem Onkel," sagte sie. „Können wir nicht fort zur Station?"

„Die Maschine steht unter Dampf. Ich könnte ja morgen zur Polizei fahren und die nötigen Angaben machen. Auf alle Fälle können wir heute Nacht von der Station ja schon ein Telegramm durchgeben."

„Fräulein Willa," kam da Bartons Stimme, er sprach langsam und ernst. „Sie müssen tapfer sein!"

Ihre Augen wurden schreckhaft groß. Im Dunkel des Wagens war ihr schmales Gesicht fast weiß.

„Ihr Onkel ist tot," sagte Barton leise.

*

Willa Vandoren war nun seit zwei Tagen wieder auf der Station. Sie hatte stumm und bleich ihren Einzug gehalten. Als der Wagen mit der fischenden Maschine aus dem Busch kam, lag die Station einsam im grellen Sonnenglast des Vormittags. Auf dem Nebengleis stand ein Güterzug, auf den Wagen lagen die Eisenkonstruktionen für das Brückenlager. Henderson mußte aus dem Steinbruch gerufen werden, der Koch rannte aus der Küche mit großem Geschrei zu ihm hinüber. Max Brandes war unten am Fluß. Der erste Pfeiler ragte nun fast bis zur Uferhöhe, von der Lichtung aus waren schon die Maurer zu sehen.

Einer der Maurer legte die Hand über die Augen und schaute zur Station hinüber.

„O Bwana Brandes," rief er, „der Zug kommt und die weiße Miß steigt aus."

Brandes schaute kurz auf. Er stand unten an dem Leitergerüst. Die Kulis schauten verstohlen nach ihm hinüber. Er rückte nur, als er den Ruf hörte. Aber er ging nicht. Sie sahen, wie er langsam auf und ab schritt, dann ging er über den Damm und die Furt, er verschwand drüben im Busch.

Die Kulis schauten sich an, aber sie sagten nichts.

Willa war schon im Haus, als Henderson herbeieilte. Er drückte ihr die Hände, wollte gleichzeitig mit ihr und mit Barton sprechen, und er rubte nicht, bis er alles wußte. Er stand bei Willa wie ein Vater, und sie legte mit einem Male müde ihren Kopf an seine Brust. Henderson hielt sie, er fühlte ihr stoßweises Schluchzen. Barton stand dabei, er schwieg nachdenklich zu.

„Auch ich danke Ihnen," sagte Henderson. „Ich habe mir immer Vorwürfe gemacht, daß das geschehen ist. Ich hatte auch Schuld, daß sie entführt wurde. Nun, die Polizei wird sich ärgern."

„Wollen Sie den Bericht durchgeben?" Henderson nickte.

„Und wenn die Herren mehr wissen wollen, sollen sie zu uns kommen, Barton," meinte er. „Sie haben mehr geleistet als die vielen Beamten."

Willa hatte sich wieder gefaßt.

„Wollen wir dorthin gehen?" fragte sie. Sie sagte nicht, wohin, aber Henderson und Barton wußten, was sie meinte. Sie gingen um das Haus, wo das Grab Vandorens lag.

Als Max Brandes über die Furt ging und im Busch des anderen Ufers verschwand, ging er langsam an dem alten Kamp vorbei. Er wollte nicht unten am Ufer sein, wenn von der Station nach ihm geschickt wurde. Er kam immer noch früh genug, Willa Vandoren zu begrüßen.

Sein braunes Gesicht war trotzig und hart. Er wollte ihr aus dem Wege gehen. Aber oben am einsamen Kamp hielt es ihn nicht langer. Er stand und überlegte, dann schlug er mit raschen Schritten den Pfad ein, der über die zweite Furt in das kleine Wäldchen neben der Station führte. Er machte sich Vorwürfe. Sie war doch nicht schuld an all dem, was nun wieder geschehen war, was sich neulich im Busch und jetzt in der Nebenglets stand ein Güterzug, auf den Wagen lagen die Eisenkonstruktionen für das Brückenlager. Henderson mußte aus — wir haben Sie wieder Fräulein Vandoren."

„Barton," sagte sie nach einer Weile, „ich danke Ihnen noch einmal. Ich glaube, ich bin — manchmal etwas häßlich zu Ihnen gewesen. Können Sie mir das vergessen?"

Er machte eine kurze, rasche Bewegung. „Sprechen Sie nicht davon, Fräulein Willa."

Nun waren sie an der Station, es war schon dunkel. Ein Beamter schloß ihnen das Tor auf. Der schwarze Maschinist saß auf der Böschung und schlief, Barton weckte ihn, der Mann schreckte auf und rieb sich die Augen.

„Oh!" rief er, „oh, die weiße Miß!"

Sein breites Gesicht glänzte, er zeigte seine weißen Zähne. Willa gab ihm die Hand.

Barton strahlte er noch mehr, so weit das in der Dunkelheit möglich war. Der Bahnbeamte stand verschlossen dabei, er wußte nicht, was er von der Sache halten sollte. Dann machte er vor Willa und Barton die Tür zu dem Wagen auf.

Erst als sie die Stufen hinauf wollte, merkte Willa, wie furchtbar müde und zerschlagen sie war. Fast wäre sie zurückgefallen. Barton stützte sie, er führte sie zu ihrem Sitz am Fenster. Er holte seine Tasche und nahm eine Flasche heraus, es war Brandy, sie trank etwas davon und nickte dankbar. Die Tür fiel hinter ihnen zu. Draußen schrie der Beamte dem Maschinenschlosser etwas zu, langsam setzte sich der Wagen in Bewegung. Das Licht der Bogenlampe auf dem kleinen Bahnsteig fiel wie ein Scheinwerferkegel in den finsteren Wagen, wanderte an den Wänden entlang und blieb dann zurück.

Willa atmete tief auf. Sie sah Barton aufmerksam an, er stand wartend vor ihr. Sie lächelte müde, zum ersten Male nach langer Zeit. „Wie wird sich Onkel John freuen!" rief sie.

Er sagte nichts. Sie lächelte immer noch und schaute nach draußen. Dort im Dunkel lag die furchtbare Wildnis; sie würde sie nie vergessen.

„Fräulein Willa," kam da Bartons Stimme, er sprach langsam und ernst. „Sie müssen tapfer sein!"

Ihre Augen wurden schreckhaft groß. Im Dunkel des Wagens war ihr schmales Gesicht fast weiß.

„Ihr Onkel ist tot," sagte Barton leise.

*

Willa Vandoren war nun seit zwei Tagen wieder auf der Station. Sie hatte stumm und bleich ihren Einzug gehalten. Als der Wagen mit der fischenden Maschine aus dem Busch kam, lag die Station einsam im grellen Sonnenglast des Vormittags. Auf dem Nebengleis stand ein Güterzug, auf den Wagen lagen die Eisenkonstruktionen für das Brückenlager. Henderson mußte aus dem Steinbruch gerufen werden, der Koch rannte aus der Küche mit großem Geschrei zu ihm hinüber. Max Brandes war unten am Fluß. Der erste Pfeiler ragte nun fast bis zur Uferhöhe, von der Lichtung aus waren schon die Maurer zu sehen.

Einer der Maurer legte die Hand über die Augen und schaute zur Station hinüber.

„O Bwana Brandes," rief er, „der Zug kommt und die weiße Miß steigt aus."

Brandes schaute kurz auf. Er stand unten an dem Leitergerüst. Die Kulis schauten verstohlen nach ihm hinüber. Er rückte nur, als er den Ruf hörte. Aber er ging nicht. Sie sahen, wie er langsam auf und ab schritt, dann ging er über den Damm und die Furt, er verschwand drüben im Busch.

Die Kulis schauten sich an, aber sie sagten nichts.

Willa war schon im Haus, als Henderson herbeieilte. Er drückte ihr die Hände, wollte gleichzeitig mit ihr und mit Barton sprechen, und er rubte nicht, bis er alles wußte. Er stand bei Willa wie ein Vater, und sie legte mit einem Male müde ihren Kopf an seine Brust. Henderson hielt sie, er fühlte ihr stoßweises Schluchzen. Barton stand dabei, er schwieg nachdenklich zu.

„Auch ich danke Ihnen," sagte Henderson. „Ich habe mir immer Vorwürfe gemacht, daß das geschehen ist. Ich hatte auch Schuld, daß sie entführt wurde. Nun, die Polizei wird sich ärgern."

„Wollen Sie den Bericht durchgeben?" Henderson nickte.

„Und wenn die Herren mehr wissen wollen, sollen sie zu uns kommen, Barton," meinte er. „Sie haben mehr geleistet als die vielen Beamten."

Willa hatte sich wieder gefaßt.

„Wollen wir dorthin gehen?" fragte sie. Sie sagte nicht, wohin, aber Henderson und Barton wußten, was sie meinte. Sie gingen um das Haus, wo das Grab Vandorens lag.

Als Max Brandes über die Furt ging und im Busch des anderen Ufers verschwand, ging er langsam an dem alten Kamp vorbei. Er wollte nicht unten am Ufer sein, wenn von der Station nach ihm geschickt wurde. Er kam immer noch früh genug, Willa Vandoren zu begrüßen.

Sein braunes Gesicht war trotzig und hart. Er wollte ihr aus dem Wege gehen. Aber oben am einsamen Kamp hielt es ihn nicht langer. Er stand und überlegte, dann schlug er mit raschen Schritten den Pfad ein, der über die zweite Furt in das kleine Wäldchen neben der Station führte. Er machte sich Vorwürfe. Sie war doch nicht schuld an all dem, was nun wieder geschehen war, was sich neulich im Busch und jetzt in der Nebenglets stand ein Güterzug, auf den Wagen lagen die Eisenkonstruktionen für das Brückenlager. Henderson mußte aus dem Steinbruch gerufen werden, der Koch rannte aus der Küche mit großem Geschrei zu ihm hinüber. Max Brandes war unten am Fluß. Der erste Pfeiler ragte nun fast bis zur Uferhöhe, von der Lichtung aus waren schon die Maurer zu sehen.

Einer der Maurer legte die Hand über die Augen und schaute zur Station hinüber.

„O Bwana Brandes," rief er, „der Zug kommt und die weiße Miß steigt aus."

Brandes schaute kurz auf. Er stand unten an dem Leitergerüst. Die Kulis schauten verstohlen nach ihm hinüber. Er rückte nur, als er den Ruf hörte. Aber er ging nicht. Sie sahen, wie er langsam auf und ab schritt, dann ging er über den Damm und die Furt, er verschwand drüben im Busch.

Die Kulis schauten sich an, aber sie sagten nichts.

Willa war schon im Haus, als Henderson herbeieilte. Er drückte ihr die Hände, wollte gleichzeitig mit ihr und mit Barton sprechen, und er rubte nicht, bis er alles wußte. Er stand bei Willa wie ein Vater, und sie legte mit einem Male müde ihren Kopf an seine Brust. Henderson hielt sie, er fühlte ihr stoßweises Schluchzen. Barton stand dabei, er schwieg nachdenklich zu.

„Auch ich danke Ihnen," sagte Henderson. „Ich habe mir immer Vorwürfe gemacht, daß das geschehen ist. Ich hatte auch Schuld, daß sie entführt wurde. Nun, die Polizei wird sich ärgern."

„Wollen Sie den Bericht durchgeben?" Henderson nickte.

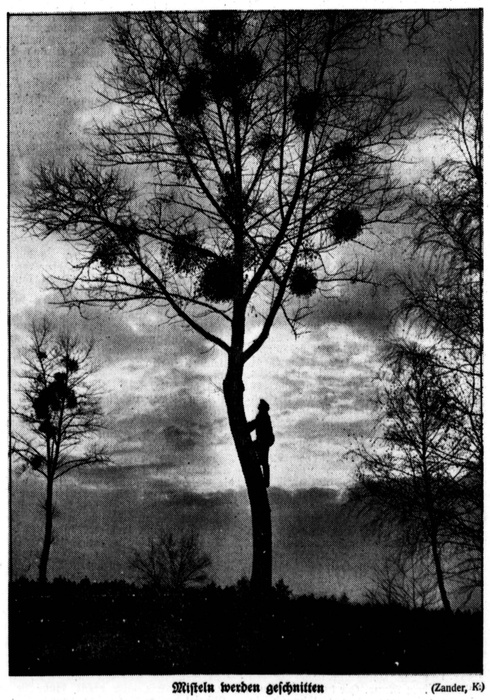
„Und wenn die Herren mehr wissen wollen, sollen sie zu uns kommen, Barton," meinte er. „Sie haben mehr geleistet als die vielen Beamten."

Willa hatte sich wieder gefaßt.

„Wollen wir dorthin gehen?" fragte sie. Sie sagte nicht, wohin, aber Henderson und Barton wußten, was sie meinte. Sie gingen um das Haus, wo das Grab Vandorens lag.

Als Max Brandes über die Furt ging und im Busch des anderen Ufers verschwand, ging er langsam an dem alten Kamp vorbei. Er wollte nicht unten am Ufer sein, wenn von der Station nach ihm geschickt wurde. Er kam immer noch früh genug, Willa Vandoren zu begrüßen.

Sein braunes Gesicht war trotzig und hart. Er wollte ihr aus dem Wege gehen. Aber oben am einsamen Kamp hielt es ihn nicht langer. Er stand und überlegte, dann schlug er mit raschen Schritten den Pfad ein, der über die zweite Furt in das kleine Wäldchen neben der Station führte. Er machte sich Vorwürfe. Sie war doch nicht schuld an all dem, was nun wieder geschehen war, was sich neulich im Busch und jetzt in der Nebenglets stand ein Güterzug, auf den Wagen lagen die Eisenkonstruktionen für das Brückenlager. Henderson mußte aus



Misteln werden geschnitten (Zander, K.)

Zwischen dem Wäldchen und der Station lag auf der schattigen Lichtung das einsame Grab ihres Onkels. Sie war noch nicht lange auf der Station, und ihr erster Gang war jetzt wohl dorthin.

Unter den hängenden Lianen sah er die Lichtung vor sich liegen. Er stutzte und blieb stehen. Willa war dort, aber sie war nicht allein, Barton stand neben ihr. Sie richtete eine Frage an ihn, Barton kam ihr näher, sie nickte und schaute wieder auf das Grab.

Willa Vandoren stand fast eine halbe Stunde an dem schmalen, einsamen Grab. Barton neben ihr wartete geduldig. Und im Schutz der dichten Lianen beobachtete Brandes die beiden. Seine Augen glühten; so weit war es nun gekommen mit den beiden, in dieser feierlichen Stunde duldete sie ihn neben sich. Er lachte bitter; es mußte ja so kommen. Es war ein zu feines Spiel.

Willa beugte sich über den schmalen Hügel und nestelte an einem Unkraut. Dann richtete sie sich auf und wandte sich zu Barton. Sie nickte ihm zu. Sie gingen langsam zur Station.

Brandes wartete immer noch

Drüben kam die Antilope Paa um das Haus; sie sah Willa und kam ihr tänzelnd entgegen. Willa ging im Gespräch mit Barton an dem Tier vorbei. Brandes sah, wie sie Paa einmal mit der Hand über die Ohren ging. Das war alles. Natürlich. Willa hatte mit ihm und allem, was zu ihm gehörte, abgeschlossen!

Er wartete, bis er vom Fluß her das Pausensignal hörte. Er hätte über die Lichtung, an Vandorens Grab vorbei, rasch im Hause sein können. Aber er ging nun langsam seinen Weg zurück, watete durch die Furt und stand noch eine Weile an der öden Arbeitsstätte, ehe er zur Station ging.

Willa saß mit Henderson und Barton auf der Veranda.

Brandes zog den Hut in die Stirn, er schritt langsam über den Vorplatz. Er nahm sich Zeit. Willa schaute ihm entgegen, sie war blaß, ihre Lippen zuckten. Auf der Treppe zog Brandes den Hut, sein Gesicht war hager und dunkel. Sie stand auf und setzte sich wieder. Sie gaben sich mit einer völlig sachlichen Bewegung die Hand.

„Ich . . . freue mich, daß Sie wieder hier sind," sagte er nur.

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Schmuck – schön und erschwinglich

Ein besonderes Kapitel „Weihnachtsindustrie"

Von altersher war es das Vorrecht der Frau, sich zu schmücken. Und so, wie wir noch heute in jahrtausendealtem, aus dem Boden gegrabenen Frauenschmuck ein Stück der Kultur vergangener Zeiten erkennen, so ist auch heute wieder der Schmuck zu einem Teil unseres kulturellen Schaffens geworden. Jahrzehntelang hat das deutsche Kunstgewerbe, haben ebenso die deutschen Gold- und Silberschmiede bewußt nach neuen Ausdrucksformen gesucht, ehe in jüngster Zeit der Weg zur neuen innerlich belebten Form gefunden wurde.

Wir alle wissen, daß es viele Jahre lang nur zwei Möglichkeiten im Schmuck-Schaffen gab: echte Steine und Schmuck aus edelstem, kostbarsten Material — und daneben die billige Dutzendware, jene Schmuckindustrie, die Ketten, Armbänder, Ringe dutzendweise nach dem gleichen Klischee auf den Markt warf: billigstes, völlig wertloses Material, aufdringlich und überladen in der Form, damit es „nach etwas aussehen" sollte.

Ist es ein Wunder, wenn viele Frauen jahrelang lieber gar keinen Schmuck trugen, weil sie die echten Steine nicht bezahlen konnten und sich scheuten, diese häßliche, leblose Dutzendware zu tragen? Vielleicht hat manche von ihnen einmal nachdenklich irgend ein altes, von der Großmutter oder Urgroßmutter ererbtes Schmuckstück in Händen gehalten — das war noch in einer Zeit ausgearbeitet worden, die auch für einfacheres Material noch die Mühe künstlerischer Arbeit aufwendete, wo vielleicht aus dünnem Goldblech oder in leichter Silberarbeit Schmuckstücke geschaffen wurden, die eine reine edle Form aufwiesen und die schlechthin schön waren . . .

Man kann nicht einmal sagen, daß in dem Schmuckschaffen mit edlen Steinen bisweilen Kunstwerke geschaffen worden wären, denn immer mehr gelangte man zu einer Ueberschätzung des Steinwertes an sich, ohne die handgearbeitete, wirklige Fassung in gleicher Weise zu entwickeln. Allmählich haben wir aus diesen Irrwegen herausgefunden, und in den letzten Jahren ist das deutsche Schmuckgewerbe bereits ein gutes Stück auf dem als richtig erkannten Wege vorwärtsgeschritten. Vor uns liegt bereits der „neue Schmuck", aus dem der Geist einer neuen, kunstschaffenden Zeit spricht. Wenn wir nur eines dieser neuen Schmuckstücke zur Hand nehmen, einen Ring oder ein Armband, so spricht aus jedem dieser Stücke die innere Beziehung zwischen dem, das es schuf, und dem Material. Wir fühlen, daß der Gold- oder Silberschmied, der dieses kleine Kunstwerk arbeitete, lange diese seltsamen Steine, dieses Metall in Händen hielt, darüber nachdachte, wie beides zu einer edlen Form zu vereinen sei, ehe er einen Entwurf für die künstlerische Ausführung machte. Und wir fühlen, wie später seine geschickte Hand dem Material die Form gab, die Steine schliff, bis ein wirkliches Kunstwerk entstand, das in seiner Form und dem Zusammenklang des Materials beglückend ist.

Gerade darin liegt ja der Reiz des neuen Schmuckes, daß man die Hand des Künstlers spürt. Und weil die Form edel ist und von Künstlerhand geschaffen wurde, fragen wir nicht danach, ob das Material und die Steine, die dazu verarbeitet wurden, nun besonders kostbar sind. Meist sind sie es nicht, und dadurch, daß der Hauptwert in der Arbeit liegt, ist dieser Schmuck auch für die erschwinglich, die über keinen großen Geldbeutel verfügen.

Mehr und mehr haben in den letzten Jahren die deutschen Halbedelsteine und die synthetischen Steine die Schmuckindustrie erobert. Wir wissen, daß das Gewerbe der Edelsteinschleifer in Idar-Oberstein von neuem aufgeblüht ist, und daß man mehr und mehr dazu übergeht, schöne deutsche Gesteine zu verarbeiten. Ein Beispiel dafür ist der in Schlesien gefundene Nephrit, ein hellgrüner Stein mit prachtvoller Maserung, den die deutschen Schmuck-Werkstätten zu herrlichen Arbeiten verwendet haben. Wo früher die oft unerschwinglichen echte Perle herrschte, wird heute mit einfachem Perlmutter gearbeitet. Auch der Bergkristall gehört mit zu den geschätztesten Steinen für das neue Schmuckgewerbe.

Nicht verwehren wollen wir den Bernstein, das „Gold der Ostsee". Wer nur einmal die herrlichen Schmuckschöpfungen sah, die aus diesem an der deutschen Ostseeküste gewonnenen Stein geschaffen wurden, weiß, welche unendlichen Möglichkeiten künstlerischer Gestaltung auch in den einheimischen Gesteinsarten ruhen. Der Gedanke, daß alle diese Schmucksteine dem deutschen Boden entstammen und daß ihre Gewinnung zahllosen deutschen Volksgenossen Arbeit und Brot gibt, wird unsere Freude an der Schönheit der Steine noch erhöhen.

Blumen zum Weihnachtsfest

Schönheit, die gepflegt sein will. — Vorbereitungen für die Feiertage. – Das häusliche Fest

Die Sitte, Verwandten und Freunden zu Weihnachten einen Blumenstrauß zu senden, hat sich immer mehr eingebürgert, und es ist eine wirklich hübsche Sitte. Am beliebtesten als Weihnachtsschmuck sind Alpenveilchen, Hyazinthen und die schön rosa blühenden Begonien. Auch der Weihnachtskaktus ist beliebt, und Azaleen und Kamelien kommen auch schon zu ihrem Recht.

Wer solche Blumen geschenkt bekommt, muß ihnen auch die richtige Pflege und Behandlung angedeihen lassen, damit der schöne Schmuck in der Wohnung sich möglichst lange hält. Es ist wichtig, daß man nicht im Trubel der Festtage vergißt, die Blumen zu begießen, und daß man daran denkt, daß die Luft in dem Zimmer trocken und warm ist und die Pflanzen deshalb reichlich Wasser brauchen. Aber man darf des Guten natürlich auch nicht zu viel tun. Sehr bekömmlich für die Pflanzen ist es, sie einmal täglich mit lauwarmem Wasser zu besprengen.

Alle Pflanzen brauchen, wenn sie gedeihen sollen, Luft und Licht, man sollte sie deshalb tagsüber an das Fenster stellen. Am Abend können wir sie dann in immer noch im Zimmer verteilen. Das Fenster darf aber nicht geöffnet werden, wenn die Pflanzen in der Nähe stehen, denn dann können sie im Nu erfroren sein. In der Nacht dürfen sie nicht zwischen Fenster und Vorhang stehen, weil sie dann unter der Kälte vom Fenster leiden, wenn nicht gar ganz erfrieren.

Sehr oft wird man auch weihnachtliche Sträuße senden, die aus Tannenzrün, Misteln, Ilex und allerlei schönen bunten Beeren zusammengesetzt sind. Diese Sträuße sind ein herrlicher Weihnachtsschmuck für die Zimmer.

Den Stuben überhaupt das weihnachtliche Aussehen zu geben, ist eine der hauptsächlichen Vorbereitungsarbeiten der Frau. Kiefer- oder Tannenzweige bilden den Hauptbestandteil. Auf allen Möbelstücken wollen wir große Krüge mit solchem weihnachtlichen Grün haben. Wenn wir die Sträuße durch bunte Beeren beleben können, sehen sie besonders schön aus. Auf dem Eßtisch bringen wir gern einen Tannenkranz an, den wir vielleicht noch mit Kerzen schmücken. Soll der Tisch für Gäste gedeckt werden und deshalb ein besonders weihnachtliches Aussehen bekommen, so stehen rote Aepfelchen mit darauf befestigten Kerzen allerliebst aus. Auch vergoldete Holzsterne sind hübsche Tischhalter für die Tafel.

Wir lieben es auch, an den Wänden allerlei weihnachtlichen Schmuck anzubringen. Besonders hübsch sehen zu diesem Zweck silberne oder bunte Kugeln aus, die wir an verschiedenen langen Silberbändern befestigen. Man backt bei Mittelhitze gar. Es empfiehlt sich, ein Probeplätzchen zu backen, um das Auseinanderlaufen zu verhüten.

Bilder lieber verstorbener Angehöriger mit Tannenkränzen schmücken, ist eigentlich selbstverständlich.

Unser Bestreben muß sein, daß es in jedem Winkel weihnachtlich wird, daß es überall nach Tannen und Fest duftet und daß wir uns in unsern wohlgeschmückten Stuben so recht behaglich fühlen. Denn Weihnachten ist nun einmal das häuslichste aller Feste, es treibt uns nicht hinaus, — es sei denn, daß wir eine Reise unternehmen wollten. — sonst aber sitzen wir am allerliebsten in unsern vier Wänden und lassen es uns wohl sein, einerlei ob es draußen stürmt oder schneit.

Zeitgemäßes Weihnachtskleingebäck

Speckakkus

500 Gramm Weizenmehl mischt man mit 1 Päckchen Backpulver und gibt dies durch ein Sieb auf ein Backbrett. In die Mitte des Mehles gibt man 250 Gramm Zucker und zwei Eier und verteilt diese mit dem Messerrücken zu einer glatten Masse. 100 Gramm Butter wird stückchenweise hineingeknüpft und folgendes Gewürz hinzugetan: 100 Gramm geriebene Nüsse, 50 Gramm gehackter Kandiszucker, 1 Päckchen Vanillezucker, 1 Teelöffel Zimt und je ein halber Teelöffel gestoßene Nelken, geriebene Muskatnuß, Koriander und Kardamom. Die ganze Masse wird zu einem Teig verarbeitet, den man messerrückendick ausrollt und mit kleinen Formen aussticht. Die Backzeit beträgt etwa 15 Minuten bei leichter Hitze.

Haselnußmakronen

Man läßt 40 Gramm Butter in der Pfanne heiß werden, fügt 250 Gramm Haferflocken hinzu, streut zwei Eßlöffel Zucker darüber und röstet die Haferflocken bei ständigem Umrühren hellbraun. Dann rührt man 40 Gramm Butter, 2 Eier und 150 Gramm Zucker schaumig, gibt 100 Gramm gemahlene Haselnüsse, Saft und geriebene Schale einer Zitrone und ½ Päckchen Backpulver hinzu und mengt alles gut durcheinander. Man setzt von dieser Masse kleine Häufchen auf das Backblech und läßt bei Mittelhitze goldgelb backen.

Griesplätzchen

Drei Eßlöffel Sirup oder Kunsthonig läßt man mit 125 Gramm Zucker heiß werden und mengt, wenn man den Topf vom Feuer genommen hat, 125 Gramm Grieß, 250 Gramm Mehl und ein Backpulver darunter. Man sticht von der Masse kleine Häufchen ab und backt sie bei Mittelhitze.

Marmeladeplätzchen

Man rührt 80 Gramm Butter, 100 Gramm Zucker und 1 Ei schaumig, gibt 250 Gramm Marmelade hinzu und rührt dann 250 Gramm Mehl und ½ Backpulver darunter. Je nach Beschaffenheit des Teiges muß man etwas mehr Mehl nehmen, da der Teig so fest sein muß, daß man mit einem Löffel Häufchen abstechen kann, die man auf ein Backblech setzt. Man backt bei Mittelhitze gar. Es empfiehlt sich, ein Probeplätzchen zu backen, um das Auseinanderlaufen zu verhüten.

Püppchen im neuen Kleid und Stofftiere unter dem Weihnachtsbaum

P 763 u. P 764. Für den Wintersport bekommen unsere Puppenkinder ein Eislaufkostüm mit Pelzbesatz oder einen Skianzug mit Strickarbeit. Beyer-Schnitte für 37 cm Puppengröße erhältlich.

P 755 u. P 756. Ein Kleidchen mit Falbelschmuck u. ein Samthöschen mit heller Bluse als Festanzug für unsere Püppchen. Beyer-Schn. für ein 45 cm großes Puppenmädchen und einen 40 cm großen Jungen.

P 762 u. P 761. Auch die Püppchen bekommen einen Gartenanzug und ein Gartenkleid aus buntem Kretonne. Dazu große Hüte und weiße Untergiebblüschen. Beyer-Schnitte für 35 cm Puppengröße.

V 687 u. V 786. Häschen und Hündchen aus Velzstoff zum Selberanfertigen. Das Häschen ist 20 cm hoch. Das Hündchen hat eine Höhe von 9½ cm. Bunte Beyer-Schnitte sind erhältlich.

P 760 u. P 759. Der Seppl und 's Dirndl. Er in kurzen Hösschen mit Trägern. Sie im karierten Röckchen zum einfarbigen Mieder. Bunte Beyer-Schnitte sind für 42 cm Puppengröße erhältlich.

V 680 u. V 788. Auch einen Elefanten u. ein Lämmchen kann man aus bunt. Stoffen od. Plüsch leicht selbst herstellen. Bunte B.-Schn. f. d. Elefanten in 30 u. 50 cm Höhe, für das Lämmchen in 9 cm Höhe.

Zeichnungen: Meurer

Die Frau als Schauspielerin

Nichts vom Vergänglichen, wie's auch geschah!
Uns zu verewigen, sind wir ja da.
Goethe.

Die Bretter, „die die Welt bedeuten", haben in ganz neuer Weise ihre anziehende und bannende Kraft gewonnen und ihren hohen Auftrag. Und Kraft und Auftrag greifen wieder mit ganz neuer Macht in das Leben, rufen die Jugend, die noch in pochender Erwartung und erst mit einer dunklen Sehnsucht ihrer Lebenserfüllung entgegengeht. In so manchem jungen Mädchen unserer wachen Generation steht der Wunsch auf, Schauspielerin zu werden, zur Bühne zu gehen.

Es ist eine für viele, die an den erfahrenen Rudolf Bach als einen dem Theater Verbundenen ganz klar und einfach die Frage richtete: „Was halten Sie davon?" — nicht nur um ein paar „praktische Winke" zu erfahren, nein, um über „das Ganze" etwas zu hören, über die vermutlichen Entwicklungsmöglichkeiten in diesem (sozusagen und schwierigen) Beruf, über seine Stadien, Gefahren und Reizen, Siege und Niederlagen, — „über das Wesen des Schauspielerischen denn also in bezug auf Sie", so schreibt Rudolf Bach in dem antwortenden „Brief an ein junges Mädchen", „auf Sie, ein junges Mädchen, eine werdende Frau dieser unserer Zeit!".*)

Und in ganz prächtiger Art entrollt dann dieser seine Kenner aus seinen Erlebnissen, Erfahrungen und Einsichten ein Bild „des Ganzen", des so fließend lebendigen Phänomens Theater, das zu einem blinkenden Spiegel der Selbstprüfung wird. Es ist vielleicht überraschend, daß er etwas voraussetzt, was, wenn nicht das Grundsätzliche, so doch ein Grundsätzliches und gut zur Hälfte das Entscheidende ist: das „Aeußere", das Aussehen, die Erscheinung. „Denn ist schon jede Kunst möglichst restlos in die Gestalt verwandeltes inneres Leben, so gewiß am solarechtschaffen die Kunst des Theaters, die ja durch den Menschen in seiner unmittelbaren körperlichen Gegenwart überhaupt erst besteht. Entscheidend ist die Fähigkeit, alles immere Geschehen in der Sprache des Auges, des Mundes, der Glieder, des ganzen Körpers durchscheinend, sichtbar und spürbar zu machen, die verlorengegangene Einheit von seelischer und körperlicher Bewegtheit im Vorgang schöpferisch-lustvoller Verwandlung wiederherzustellen. Das ist der schauspielerische Urtrieb, der Mimus. Er ist ältester und älter als das Wort . . . Ueberlegen Sie, ob es nicht fast immer die sogenannten stummen Momente waren, denen Sie im Theater die nachhaltigsten Erlebnisse verdanken. Erinnern Sie sich an große Augenblicke in den Leistungen bedeutender Darsteller oder Darstellerinnen, denken Sie an eine Agnes Straub, wenn sie zum Beispiel als Magda in Sudermanns „Heimat" zum ersten Male auftritt, wie sie langsam in die elterliche „gute Stube" hereinkommt, ohne etwas zu sagen, wie sie den Raum aufnimmt, wie all dies einst Gewohnte, nun Eng- und Fremdgewordene gleichsam wellenhaft gegen ihren Körper andringt, wie ihr Gang fast mühsam wird, wie sich ein Netz um ihre Gebärden zu legen scheint, indes ihr Gesicht einen lautlosen Wechsel innerer Stimmungen spiegelt, — oder denken Sie an Ihre geliebte Käthe Dorsch, wenn sie als Stuart im Garten vor der Feindin hinzuknien sich endlich entschließt, was alles sich ausdrückt in dieser einen, schier zeitlupenhaften Bewegung des stummen erschütternden Niedersinkens, — oder denken Sie an die prachtvolle Wesseln in dem Torsfilm „Maskerade", an ihr Dastehen neben dem berühmten Maler in der Kneipe, oder an die nächtliche Szene beim alten Gärtner vor dem Spiegel — vergegenwärtigen Sie sich derlei Dinge, und es wird Ihnen deutlich werden, was gemeint ist."

Und dann erinnert der Briefschreiber an die Worte, die Rilke an einen jungen Menschen, der wissen wollte, ob er zum Dichter berufen sei, richtete: er möge sich fragen in der stillsten Stunde seiner Nacht: muß ich, müßte ich sterben, bliebe es mir versagt? — Jeder möge sich Lessings Mut zur Selbstprüfung borgen, die Wahrheit „bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen". Es ist eine Arbeit, der in jedem Falle der Lohn nicht versagt bleibt, „Nehmen Sie auch äußere Hemmungen, die Ihnen vielleicht entgegenstehen, Hemmungen persönlicher, familiärer, gesellschaftlicher Art nicht unwichtig, bauen Sie sich diese in Ihr Planen ein; Widerstände können etwas sehr Förderndes sein, daran man erstarkt. Und glauben Sie vor allem nicht, diese Wachheit, dieses Sich-selbst-Ergründen sei unweiblich oder gar unkünstlerisch. Begegnen Sie solcher Meinung, ob in gutmeinendem oder in spöttelndem Sinne, so seien Sie versichert: es ist Laien- oder Dilettantengerede. Bedürfen Sie aber all dessen nicht, gibt es kein Problem, sondern nur das einfache „Ja" und „ich muß", — um so besser und schöner."

Nach dem Entschluß geht es zur Prüfung und dann zum Lehrer oder zur Lehrerin. Technisches und Rollen-Studium beginnen, der Beruf nimmt immer mehr Besitz von dem ganzen Menschen. „Es wird Stunden geben, wo Sie glauben, alles zu können, und Stunden, aus denen Sie mit dem Ergebnis: völlig talentlos! nach Hause wanken. Je strenger der Lehrende ist, je mehr er Ihnen zumutet, desto vertrauender und dankbarer dürfen Sie sein. Er wird Sie einmal auf diese und ein andermal auf jene Weise anfassen, er wird Hemmungen zu lösen versuchen und, wenn sie auftauchen sollten, falsche frühe Geschicklichkeiten (das Gefährlichere) zu dämpfen verstehen, steigern und zügeln. Streng-schöne Wartezeit! Es kommt zum erstenmal das Ergebnis begimmender Verwandlung . . .?

Die letzte Prüfung naht und das erste Engagement. Und es beginnt jenes „Glück-Haben", das gerade für den Theaterberuf so charakteristisch ist. Das ist der Rat der Erfahrenen bei der Wahl zwischen einer sogenannten „Koch"-Verpflichtung an ein kleines Theater im Reich oder einer Anwärterstellung an einer Großstadtbühne, immer das erste zu wählen: „Wenn irgend möglich, gleich an die Dinge selber heran! Entscheidend für das Maß, in dem es vorangeht, wird die Durchschlagskraft Ihres Talentes sein. Im allgemeinen muß die Frau ja geringere Umwege machen, um sich, wie man sagt, „frei" zu spielen. Sie hat es weniger schwer, zum eigenen Kern durchzustoßen als der Mann, weil sie als Frau schon viel eindeutiger lebt und da ist . . . Immerhin, es hängt ganz von der Zusammensetzung Ihres Naturells ab, wie groß oder wie gering Ihre Werdenöte sind. Zwei so prägungsstarke Frauen wie Agnes Straub oder Maria Koppenhöfer hatten es keineswegs leicht, sie mußten sich erst vielfach ausprobieren, um zu der ihnen eingeborenen Ausdrucksform zu gelangen.

Auch Ihnen kann es bestimmt sein, hauptsächlich an den eigenen Problemen zu wachsen."

Mögen auch manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, „ein echter Bühnen-Augenblick, voll vom Rausch und Glück der Verwandlung, ein Aufgehen der Julia, ein Schrei Gretchens im Kerker, oder auch nur das Untertauchen in der gelösten Heiterkeit eines belanglosen Lustspiels, wiegt immer wieder alles Widrige auf, auch wenn dies Widrige Ihnen nicht aus dem Theater, sondern aus dem Leben draußen zugekommen ist."

Eine besondere Bedeutung kommt noch der Frage Beruf und Ehe zu. Sie bedeutet für jede berufstätige Frau eine starke Erweiterung ihrer Lebensfront; bei der Schauspielerin kommen noch die besonderen Schwierigkeiten des Berufes dazu „Trotzdem zeigt heute gerade die begabteste Jugend des Theaters eine starke Neigung, sich früh und gültig zu binden."

Noch manches schöne Wort bringt dieses aus dem gelebten Leben" kommende Werk, das durch schöne Bilder ergänzt acht ausgeprägte schauspielerische Persönlichkeiten zeigt, in denen zugleich jedesmal ein bestimmter Frauentypus hervortritt: Käthe Dorsch, Agnes Straub, Maria Koppenhöfer, Käthe Gold, Luise Ullrich, Liesl Karlstadt, Loni Schultes und Paula Wessely. Durch das kraftvoll Bejahende dieses Buches klingt aber auch in leisem Grundton: „Wer Werk sagt, sagt Opfer. Aber nur, wenn dieses Opfer wiederum Leben, ja Leben des Lebens ist, nur der ist zur Gestaltung berufen."

Hubert Butterwegge.

*) Rudolf Bach, „Die Frau als Schauspielerin". Mit 30 Tiefdruckbildern. Rainer Wunderlich, Verlag — Tübingen. Ln. 6,50 RM.

Maria Koppenhöfer — Lil Dagover (Photo: Ufa.)

Käthe Gold (Photo: Ufa.)

Luise Ullrich (Photos Tobis.)

Hollywoodfilme sind zu teuer

In Hollywood weht plötzlich ein anderer Wind. Noch vor etwa zwei Monaten konnte man sich nicht genug tun, in den Ankündigungen darauf hinzuweisen, welcher Riesenaufwand für diesen oder jenen neuen Film wieder gemacht werden würde. Kolossales zu leisten, war das Schlagwort des Tages, und jeder Film, der nicht wenigstens eine Million Dollar kostete, zählte nicht mit. Man war fest überzeugt, nur so die Massen in die Kinos bringen zu können, und tatsächlich ist das amerikanische Publikum durch die Entwicklung der letzten Jahre immer anspruchsvoller geworden und verlangt den größten Aufwand in jedem Film. Die Kassenberichte schienen diese Zuversicht der Hersteller auch zu rechtfertigen, wenn auch davon die Rede war, daß angesichts der ungeheuren Herstellungskosten die Eintrittspreise erhöht werden müßten. Dann aber verwandelte sich mit einem Male das Bild. Der wirtschaftliche Rückschlag, den die Vereinigten Staaten in letzter Zeit erlebt haben, wirkte sich aus, und seit wenigen Wochen lauten die Kassenberichte so, daß die Hersteller schnell die Segel einziehen, um dem drohenden Ungewitter besser begegnen zu können. Seitdem finden in den Direktionszimmern die Besprechungen zwischen den entscheidenden Männern statt, leidet arbeitet aber auch der Rotstift in den Voranschlägen für die Kosten der neuen Filme.

Den ersten Anstoß gab Jack Warner, der nach seiner Rückkehr aus London vor einigen Wochen und nach Besprechungen mit den Banken in New York, in Hollywood mit der Einschränkung der Produktionskosten bei den neuen Filmen begann. Bei drei Filmen sind, da andere Direktoren seinem Beispiele sofort folgten, die auf über eine Million veranschlagten Ausgaben auf 800 000 Dollar zurückgesetzt worden. Eine andere Maßnahme war die, daß die Paramount, bei der der Film „Spawn of the North" mit 1 250 000 Dollar Kosten, ein zweiter „Heimsburg" mit 1 500 000 Dollar Kosten, die von Anfang Dezember an gedreht werden sollten, verschoben wurden, wahrscheinlich um ein ganzes Jahr. Das haben drei „schwarze Wochen" in den Kassen der amerikanischen Kinos bewirkt.

Filmstars verdienen nebenbei

Eine Untersuchung, die in Amerika angestellt wurde, hat die Tatsache enthüllt, daß viele von den Sternen am Filmhimmel eine Vorliebe dafür haben, incognito von ihrer Höhe auf die Erde herabzusteigen und dort einen sehr viel bescheideneren Nebenberuf auszuüben. So wird Eddie Cantor angeführt, der mit der Unterstützung eines großzügigen Teilhabers, der in diesem Geschäft sehr erfahren ist, ein sehr vornehmes und teures Unternehmen am Sunset Boulevard hat, das mit Antiquitäten handelt. Besonders in der Sportindustrie haben zahlreiche Filmstars Gelder angelegt. Weltmeister ist der Besitzer eines sehr besuchten Klubs mit Marställen, Hindernisbahnen, Polofeldern, Autobahnen, Sportplätzen und so weiter. George O'Brien hat einen Marstall; Bing Crosby leitet eine Rennbahn; Reginald Denny hat eine Werkstatt für Flugzeugmodelle, Charles Bickford besitzt viele Tanzsiellen und eine Flottille für Perlenfischerei. Mae West verwaltet eine ihr gehörige Fabrik von Konserven, die allerdings hervorragende Spezialitäten herstellen; Frank Borzage schenkt Champagner in seinem Nachtlokal aus, während Jack La Roue Spaghetti verkauft. Einer der erfolgreichsten Sterne auf diesem Gebiete ist aber Shirley Temple. Nicht nur gibt sie den Namen für eine sehr tätige Agentur, die ihren Namen industriell ausnutzt, sondern sie ist auch die Besitzerin einer Fabrik von „Shirley Temple-Puppen". Natürlich ist hier am häufigsten der Fall der Filmstars, deren Zeit vorüber ist und die ihre Ersparnisse in Handelsunternehmungen anlegen. Bebe Daniels hat mehrere Modegeschäfte, Mary Miles Minter verkauft Stoffe und Nippsachen, und William Haines hattet mit großem Geschmack Wohnungen aus. Die Schauspieler, die es verstehen, sich zur rechten Zeit vom Film zurückzuziehen, wenn ihr Name noch bekannt ist, haben die besten Aussichten auf Erfolg in diesen Nebengeschäften.

Zunahme der italienischen Filme. In der Spielzeit 1936/37 wurden in Italien im ganzen 245 Filme zur Aufführung gebracht, von denen 23 italienisch waren. Die jetzt mitgeteilten Zahlen zeigen, daß für die Spielzeit 1937/38 31 italienische Filme und 286 fremde gezeigt werden, daß aber wenigstens zehn weitere italienische Filme noch hinzukommen werden.

Haus, Hof und Garten

Richtig bemessene Kalkdüngung

Die natürliche Fruchtbarkeit der landwirtschaftlich genutzten Kulturböden ist beschränkt. Soll sie erhalten bleiben oder aufgebessert werden, muß auf ihnen eine geregelte und planmäßig durchgeführte Zufuhr der vier Kernnährstoffe Kali (K), Phosphorsäure (P), Stickstoff (N) und Kalk (CaO) durch Wirtschafts- oder Handelsdünger stattfinden. Unter allen Düngungen ist die Kalkdüngung die wichtigste, denn der Kalk bringt alle anderen Arten Dünger erst zu ihrer vollen Wirksamkeit. Fängt er im Boden an zu mangeln, läßt seine Fruchtbarkeit automatisch nach.

Für den Kalk ist charakteristisch, daß er nicht nur ein unentbehrlicher Pflanzennährstoff ist, sondern zugleich auch ein anerkannt wesentliches Verbesserungsmittel der Kulturböden. Fehlt es ihnen an Kalk, vermindern sich im Boden wichtige chemische Umsetzungen, seine physikalischen Eigenschaften sowie die biologische Tätigkeit leidet Not. Solche Böden werden unter der Bestsaatung mehr und mehr sauer; die Wirkung ihrer Bearbeitung geht zurück. Die Tätigkeit der Kleinlebewelt, von Pilzen und Bakterien, läßt nach. Trotz sorgsamster Bearbeitung werden diese Böden nicht mehr gar! Als Folge lassen ihre Erträge schnell und sichtbar nach. Säureempfindende Unkräuter beginnen die entstehenden Lücken auszufüllen; sie steigern die einseitende Verwahrlosung der Aecker und des Grünstandes. Und solche Feldhüfe, Wiesen und Weiden sieht man noch in großer Zahl! Soll der Vierjahresplan gelingen, so müssen sie schneller als bisher verschwinden! Im Spätherbst, Winter und zeitigen Frühjahr gibt es genügend trockene Tage und schneefreie Felder, die zur Kalkdüngung ausgenutzt werden können.

Was ist zu tun? — Zur beabsichtigten Abstellung eines Kalkmangels ist als erstes eine Untersuchung des fraglichen Bodens zur Feststellung seines Kalkbedarfes nötig. Die Versuchsringe und landwirtschaftlichen Schulen führen derartige Untersuchungen schnell und sehr billig aus und geben auch die Kalkmengen an, die gegebenenfalls durch Düngung beschafft werden müssen. Zum Ausgleich eines Mangels stellt der Handel eine größere Zahl Kalkdünger von unterschiedlicher Beschaffenheit und Wirkung zur Verfügung, wie folgende Aufzählung zeigt:

1. Fein gemahlene kohlensaure Kalke, wie Kalkmergel, Kalksteinmehl, Marmormehl, sowie kohlensaurer Magnesiadünge-kalk aus Dolomitgestein. Alle vier sind Naturkalke.

2. Branntkalk in Stücken und fein gemahlen. Alle Branntkalke entstehen aus den kohlensauren Naturkalken durch Austreiben der Kohlensäure durch Brennen. Sondermarke sei hier der Graukalk vermerkt, dieser ist ein schwach magnesiahaltiger gebrannter Kalk, der besonders in Thüringen vorkommt.

3. Mischkalke. Sie bestehen aus Zusammenmischungen von 1 und 2 in wechselnden Verhältnissen. Für leichte Böden wird das Verhältnis von ⅓ kohlensaurem Kalk : ⅔ Branntkalk bevorzugt. Schärfer wirkt die ebenfalls beliebte Mischung von ½ : ½.

4. Löschkalk. Er entsteht aus Branntkalk durch Ablöschen mit bestimmten Wassermengen. Baufirmen bieten ihn auch als Baukalk aus trockischen Mengen nach bezeichneter Bauzeit an.

Zu diesen Handelsmarken treten zeitweilig oder örtlich begrenzt sogenannte Abfallkalke verschiedener Art, wie z. B. der Scheideschlamm der Zuckerfabriken, oder Kalkasche und Staubkalk der Kalkbrennereien, Azetylenkalk, Sodakalk und andere. Mit ihnen kauft man leicht die Katze im Sack: ausmeist sind sie zu teuer!

Nach ihrer Wirkung auf den Boden unterscheidet man milde wirkende, das sind die kohlensauren Kalksteine, und die Bodenteilchen sowie den Humus energisch angreifende, das sind die Branntkalke. In den Mischkalken sind beide Wirkungen günstig vereinigt. Als Nährstoffersatzdüngung kann jede der genannten Handelsmarken einschließlich der Abfallkalke dienen. Im allgemeinen streut man auf leichte Böden alle drei bis vier Jahre etwa 10 bis 12 Doppelzentner je Hektar kohlensauren Kalk; auf die bindigeren dagegen 12 bis 14 Doppelzentner Branntkalk, Löschkalk oder Mischkalk. Ist ein Boden so hindig, daß die Nährstoffe schlecht ausfaulen, so verabreicht man nach der Saat vor dem Aufkaufen etwa 4 bis 5 Doppelzentner Branntkalk als Oberflächendüngung. Auf Neuland und Hochmoor müssen bei der Anfuhrbarmachung erheblich höhere Gaben verwendet werden. Das Grünland versorgt man mit Kalk am zweckdienlichsten durch eine zeitweise sich wiederholende Kompostdüngung, andernfalls ist kohlensaurer Kalk oder auch Mischkalk hier die geeignetste Form.

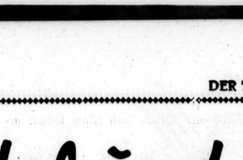
Man kann die Kalkdünger mit der Maschine oder sonst vom Wagen mit der Schaufel streuen. In jedem Fall ist auf die Windrichtung zu achten. Die Verteilung muß recht gleichmäßig sein. Nach beendetem Streuen sollte gewalzt werden. Bei Regenwetter ist jede Kalkung sofort einzustellen. Es ist falsch, schmierig gewordenen Kalk mit dem Boden zu vermischen. Zwingt Regen zu einer Unterbrechung der Arbeiten, so muß für die Unterbringung die Bodenoberfläche erst völlig abgetrocknet sein.

Streue Kalk nicht auf Stallmist oder gejauchtes Feld; auch vermeide ein Zusammenbringen mit ammoniak- und superphosphathaltigen Handelsdüngern sowie mit Knochenmehl. Gewarnt sei vor der Anwendung sehr starker Gaben, wie sie früher gestattet wurden. Schließlich spricht für die Auswahl von Art und Menge einer Kalkung mit, zu welcher Frucht man kalkt. Luzerne, Klee, Bohnen, Erbsen, ferner Raps, Tabak, Zuckerrüben sowie Wiesen und Weiden verlangen reichliche bis reichlichste Kalkdüngungen, die schon zur Vorfrucht anfangend, zeitlich geteilt gegeben werden können. Auch Weizen und Gerste sind kalkliebend. Roggen, Hafer, Kartoffeln und Lupinen bevorzugen dagegen schwach humussaure Böden. Mit kohlensauren Kalken lassen sich auch Kopfdüngungen zu allen Kulturpflanzen ausführen. Luzerne und Klee verlangen oft Nachdüngungen auf den Kopf.

Ist man gezwungen, Branntkalk zu lagern, so muß man diesem Vorgang ganz besondere Sorgfalt widmen, denn er zieht schon aus der Luft heftig Feuchtigkeit an, wodurch er sich stark erhitzt und außerdem durch Quellen seine Lagersäcke sprengt. Die Erhitzung soll nicht unterschätzt werden: es kann unter Umständen Brandschaden entstehen.

Praktischer Ratgeber

Sichere Befestigung eines Hammerstiels. Bei dem zumeist gebräuchlichen Hammer, dessen Stiel nur einfach in der Kopföffnung steckt, besteht die Gefahr des Abfliegens. Auch das blohe Eintreiben eines Keiles in den Stiel ergibt noch keine dauernde Haftbarkeit. Eine sichere Befestigung von Stiel und Hammer besteht darin, daß man sich zwei Stücke Bandeisen von etwa 30 Zentimeter Länge beschafft, diese an ihrem unteren Ende zweimal durchlocht, während man das obere Ende etwa ½ Zentimeter weit im rechten Winkel umbiegt. (Siehe Abbildung.) Dann werden sie zugleich mit dem Hammerstiel in die Oeffnung des Hammers gesteckt und durch die Löcher



Zeichnung: Zumbusch M

Nägel (Schrauben) getrieben, wodurch Hammer und Bandeisen fest mit dem Stiel verbunden sind.

Rühl.

Gartenarbeiten, die wir im Dezember nicht vergessen dürfen. Die Arbeiten im Garten drängen zur Zeit nicht, und doch gibt es jetzt manches für den Garten zu tun, wozu im Frühjahr wenig Zeit ist. Wir müssen alle Geräte nachsehen, damit sie über Winter nicht rosten, damit Spaten und Hacken zu Beginn der Arbeitszeit heile Stiele haben, damit die Harken wieder alle Zinken besitzen und was dergleichen Dinge mehr sind. Die Spaliere für Wein und Obstbäume sowie der Stauw von den Blättern abwaschen und die auftretenden Schädlinge, wie Schild- und Schmierläuse, rechtzeitig beseitigen. Blühende Pflanzen — Alpenveilchen, Primeln — behalten ihren Blütenschmuck länger, wenn sie kühl stehen, wie überhaupt die meisten Pflanzen eine zu warme, trockene Stubenluft nicht lieben. Deswegen gehört es weiter zur Pflege unserer Blumen, sie von Zeit zu Zeit mit abgestandenem Wasser zu überspritzen. Schfd.

Getreidekörner und Mehl sind von der Mehlmotte (s. Abb. 2) befallen. Zur Haushalt beseitigt man Meßmotten am einfachsten durch mehrmaliges Sieben des befallenen Mehls und der Getreidekörner in Abständen von acht bis zehn Wochen. Die Nissstände müssen verbrannt Gefäße beute' usw. durch

Abb. 1. Von der Mehl- und Kornmotte zusammengesponnene Getreidekörner

Abb. 2. Mehlmotte

Zeichnungen: Archiv M

neue Behausungen ersetzt oder im Backofen bei etwa 80 Grad C oder in kochendem Wasser desinfiziert werden. Besonders zu achten ist auf Raupen, die nach Beendigung des Fraßes aus Ritzen, Beuteln usw. herauskriechen und sich oben an Brettern und Regalen, Schränken usw. verpuppen. Diese Puppen sind in ihrem Gespinst leicht kenntlich und durch Zerdrücken zu töten. Sch.

Birnensorten mit steilem Kronenwuchs. Für gewisse Anbauverhältnisse, an Straßen und Wegen, aber auch im gärtnerischen und landwirtschaftlichen Betrieb sind Birnensorten mit steilem Kronenaufbau recht erwünscht. Dieser erleichtert die Bodenbearbeitung, Düngung und Ernte ungemein. Selbst die Früchte der Sorten haben bis zu einem gewissen Grade einen gewissen natürlichen Schutz. Hier geben wir eine Liste solcher Birnensorten. Wildlinge von Einsiedeln möchten wir kaum empfehlen, sondern dafür die Gelbmöstler und Oberösterreicher nennen. Im Wirtschaftsbirnen ist die Veldenzer Birne und die Rotbirne zu nennen. Die Reihe der Tafelbirnen ist viel umfangreicher. Da hoeanen wir: Clairgeaus B.-B., Köstliche von Charneu, Gellerts B.-B., Windsorbirne, Ulmer B.-B., Schmelzende von Thirriot, Wilders Frühe, Holländ. Feigenbirne, Bailet poires, André Desportes, Jeanne d'Arc, Charles Ernett, Comtesse de Paris, Le Lectier, Neue Poiteau u. a. Manche reichen Pastorenbirne, Diels B.-B. und Amantis B.-B. auch zu den heilbringenden Birnensortenkronen. Doch das gilt nicht recht, wenn die Sorten auch anfänglich etwas schlank wachsen, aber sie lassen alsbald ihre Spitzen krumm hängen. Gro.

Morgens und erst recht abends
Chlorodont

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (12). Weiß (7): Ke1, Dd8, Sa5 u. a7, Tc1, Ba2 u. e4. — Schwarz (5): Kd3, Ba3, c3, d4 u. e2.

Ergänzungsrätsel.

Auf Zeile 2 reimt ein Zitat aus „Maria Stuart".

In freier Zeit wird oft ein Vers verbrochen.
Auf Ansichtskarten, wenn man fortgereist;
Dies ahnend hat auch Schiller einst gesprochen:

Besuchskartenrätsel.
Dr. Ewald Ling

Der Inhaber vorstehender Besuchskarte verbringt seine Ferien in der Schweiz. Wo er sich aufhält, erfährt man, wenn man die Buchstaben seines Namens richtig umstellt.

Silbenrätsel.

Aus den 36 Silben:
a — all — bert — chat — chong — dam — die — dol — ei — er — fie — garn — gäu — im — kri — lan — lart — lau — le — ming — mis — ne — ner — net — ni — nor — port — rant — ris — sou — u — un — veau — vi — zau — ze

sind 18 zweisilbige Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. militärische Truppe, 2. Preisstand, 3. Nordseebucht, 4. bayerische Landschaft, 5. Ort in Pommern 6. Wendepunkt, 7. gebogenes Brett, 8. Halbedelstein, 9. Grasfengeschlecht, 10. Liederdichter, 11. europäischer Staat, 12. Nebenfluß der Warthe, 13. Teeart, 14. Ort an der Riviera, 15. kaufmännische Bezeichnung, 16. Stadt in Ungarn, 17. Verwandter, 18. nordischer Personenname.

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Seneca.

Bilderrätsel.

Synonym.

An Stelle eines jeden der nachfolgenden Wörter ist ein synonymes, sinnverwandtes, Wort zu setzen. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben alsdann, aneinandergereiht, eine beliebte Beschäftigung der gegenwärtigen Zeit.

1. Ansehen, 2. Schornstein, 3. Biene, 4. Zwietracht, 5. Mißgunst, 6. Ekel, 7. Schaumwein, 8. Beweger, 9. Dreschboden, 10. Kork, 11. Verdruß, 12. Einkommen, 13. Stand, 14. Mitleid, 15. Anzeige, 16. Papierbeutel, 17. Wildnis, 18. Bedrängnis.

Rebus.

Bruchstückaufgabe.

Die nachstehenden acht Wortbruchstücke:
ai — im — ar — if — um — al — hr — ud
sollen durch Anfetzen je eines Buchstabens am Anfang zu Wörtern umgestaltet werden. Diese Buchstaben ergeben alsdann, aneinandergereiht, den Namen eines jedem Waidmann wohlbekannten Heiligen.

Tauschrätsel.

In den nachfolgenden 21 Wörtern soll je ein Buchstabe durch einen anderen ausgetauscht werden, so daß neue Wörter entstehen. Die eingetauschten Buchstaben ergeben alsdann, zu einem Wort zusammengezogen, ein bekanntes bayerisches Herbstvolksfest.

Harke — Tat — Stolle — Sport — Feder — Moor — Rot — Schalf — Samt — Kaste — Harm — Laut — Quart — Acker — Zorn — Mahl — Glas — Tinte — Kaffee — Wette — Rampe.

Christfest-Telegramm.

...—.—	Wohnraum
—.—.—.—.—.—	Himmelskörper
—...—...—	Lustige Erzählung
—.—.—.—	Hausgeflügel
—.—.—	Stadt in Schlesien
—.—.—.—	Afrikanisches Reich

Eine befreundete Familie ladet eine andere mit vorstehendem Telegramm zum Heiligabend ein. Was es bei dem Abendessen als Festbraten gab, erfahren die Leser, wenn sie nach Ersetzen der Wörter an Stelle der Punkte in diese Buchstaben setzen.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Df8—g7, Ke4×f3; 2. Dg7—g2 matt. a) 1. . . . Ke4—b4; 2. Tf3—f4 matt. b) 1. . . . b5—b4; 2. Dg7—b7 matt. c) 1. . . . beliebig; 2. Dg7—g4 matt.

Heiße Kost: Der Kuß.

Bruchstückaufgabe: Deut, Rocken, Chor, Kitte, Turm, Amur, Patet. — Der Christmarkt.

Vereinigungsaufgabe: Riesengebirge.

Kreuzworträtsel: 1. Babe, 2. Bark, 3. Alar, 4. Asia, 5. Reni, 6. Atem, 7. Negri, 8. Mo, 9. Aa, 10. Spule, 11. Tajo, 12. Etui, 13. Ebal, 14. Ball, 15. Roma, 16. Amme. — Senkrecht: 1. Barometer, 2. Baar, 10. Siam, 17. Ale, 18. Bann, 19. Erie, 20. Affi, 21. Rue, 22. Kampanile, 23. Gau, 24. Pola, 25. Leba, 26. Etam, 27. Abo, 28. Ulm.

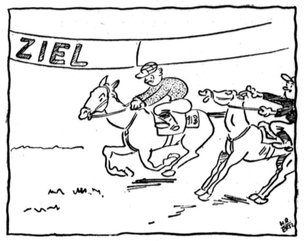
Silbenrätsel: 1. Dänemark, 2. Jo, 3. Eiblatt, 4. Salzschlirf, 5. Nargau, 6. Chinin, 7. Hildegard, 8. Eichendorff, 9. Heriau, 10. Anis, 11. Teplitz. — Die Sache hat Kopf und Fuß.

Magisches Dreieck:
a
an
rab
albe
unter

Bilder von der Rennbahn

Jetzt will ich dir mal zeigen, wie ein Hindernis genommen wird.

Der Wunschtraum jedes Wettenden, daß sein Pferd ein „Pegasus" wäre.



Der höfliche Jockei: „Bitte nach Ihnen, Herr Kollege."

„Wollen wir wetten?" — „Aber gern, ich setze auf ‚Revanche'. — „Quatsch, ich meine, ob der Ast da oben hält oder nicht."

„Sieh mal, Jockei Feder, er hat sich, um sein Gewicht zu halten, die Mandeln und den Blinddarm herausnehmen lassen."

bereits vier Monate nach seiner Geburt gestorben."

*

„Merkwürdig", sagt einer, „die Götter der Antike waren doch fast alle verheiratet. Zeus, Marx und so weiter. Aber die germanischen Götter blieben ledig. Odin hatte keine Frau Donner —"

„Wieso Donner? Donner hatte doch Doria!"

Was Besseres!

„Und hier kann ich Ihnen noch eine Zigarre anbieten, die können Sie wirklich jedem anbieten!"

„Ach nein, geben Sie mir lieber eine Zigarre, die ich selbst rauchen kann!"

*

„Sind Sie bereit", fragte der Richter, „die Schimpfwörter zurückzunehmen, die Sie dem Kläger an den Kopf geworfen haben?"

„Ich bedaure, Herr Richter", antwortete der Kaufmann Franke, „aber ich nehme prinzipiell niemals etwas zurück. Dagegen erkläre ich mich bereit, wenn der Kläger es wünscht, die angewandten Schimpfwörter gegen andere umzutauschen!"

(Karikaturen.)

Beim Zahnarzt

„O je, da haben Sie ja noch einen ganz furchtbar schlechten Zahn, der ist ja schwarz wie die Hölle, und lole ist er auch, der muß raus!"

Matrose: „Minsch, laten Se bloß minen Prim int Mul!"

*

„Nun sehen Sie sich bloß mal den Staub auf dem Pliagel an, Bettin", stirnt die Dame des Hauses mit dem neuen Mädchen, „der liegt mindestens schon seit sechs Wochen!"

„Na, gnä' Frau", wehrt sich die Perle, „das betrifft doch mich dann nicht! Ich bin doch erst seit vierzehn Tagen hier!"

*

Der gemütliche Hoffmann war schon mehrere Male vergeblich zur Anprobe gegangen, obwohl ihm sein Schneider jedesmal versprochen hatte, fertig zu sein. Jetzt ist Hoffmann wieder da.

„Bester Herr Hoffmann", jammert der Schneider, „leider bin ich mit den Sachen noch nicht so weit!"

„Das habe ich mir gedacht", sagt Hoffmann, „ich bin auch nur gekommen, um einen neuen Termin zu vereinbaren!"

*

Hoch am Berg wohnte Berta. Der Briefträger war auf Berta böse. Jeden Tag mußte er ihr eine Postkarte bringen. Darauf stand: „Tausend Küsse — Bruno!"

Nach vierzehn Tagen brummte der Briefträger:

„Können Sie Ihrem Bruno nicht schreiben, Fräulein, daß er Ihnen die nächsten 14 000 Küsse auf einmal schickt?"

(Fliegende Blätter.)

*

Paul war zu einer Bowle eingeladen.

„Was sagst du zu der Bowle, Paul?"

Sie erinnert mich an eine wunderschöne Reise nach Amerika."

„Wirklich?"

„Ja, Wasser, Wasser, nichts als Wasser."

(Weite Welt.)

*

Jahraus, jahrein spielten sie zu dritt Skat. Und jeden Abend hatten sie sich über den dritten Mann zu ärgern, der von Zeit zu Zeit einfach einschlief, um erst im nötigen Moment wieder aufzuwachen. Eines Abends, als er eben wieder sanft eingenickt war, stand der erste leise auf und drehte das Licht aus. Dann schrie der zweite: „Grand mit vieren!" Da rief der dritte entsetzt: „Ich bin blind geworden!"

(Koralle.)

Kleine Schwedenplatte

aufgelesen von Max Weinheber

Frau Lindholm war eine resolute ältere Dame. Als sie eines Tages in die vollbesetzte Stockholmer Straßenbahn einstieg, stand ein Herr auf, aber sie drückte ihn sofort wieder auf seinen Platz. „Vielen Dank", sagte sie dabei, „ich kann wirklich stehen . . ." und damit versuchte der Herr, sich erneut von seinem Platz zu erheben.

„Wirklich ganz unnötig!" lächelte Frau Lindholm, indem sie ihr Gegenüber wieder auf die Bank drückte.

„Wollen Sie mir denn nicht erlauben —?"

„Nein, nichts erlaube ich!" entgegnete lachend unsere energische Stockholmerin.

Da nahm der Herr seine ganze Kraft zusammen, schob die Frau zur Seite und polterte los: „Verehrte Dame! Sie haben mich nun schon zwei Stationen daran gehindert, auszusteigen. Es ist mir vollkommen gleichgültig, ob Sie meinen Platz einnehmen wollen oder nicht. Wichtig allein ist es, daß ich jetzt endlich aussteigen möchte, um von Ihrer Gegenwart befreit zu werden!"

*

Bei einem Abteilungsleiter des schwedischen Statistischen Amtes wird eingebrochen. Als der Einbrecher im Herrenzimmer Licht machen will, steht plötzlich Herr Bellmann, der Hausherr, mit gezücktem Revolver vor ihm. „Sehr geehrter Herr Einbrecher", meint Bellmann zu dem überraschten Verbrecher. „Ich kann Ihnen nur raten, wählen sie einen anderen Beruf. Werden sie Autoverkäufer, Barbier, Nachtwächter oder sonstwas. Aber lassen Sie diesen nächtlichen Unsinn. Die schwedische Statistik beweist nämlich, daß jeder Einbruch nur 2,43 Kronen bringt und da lohnt es sich doch wirklich nicht, nicht wahr?"

*

Herr Gunnarson ist ein leidenschaftlicher Raucher. Als er einmal von Karlskrona nach Werjö fährt, steigt eine Dame in sein Abteil, die durch Räuspern und Husten Herrn Gunnarson darauf aufmerksam machen will, daß es angebracht sei, mit dem Rauchen aufzuhören. Herr Gunnarson aber liest seine „Aftenposten" und beachtet das Bemühen überhaupt nicht.

„Wenn Sie ein Herz wären, würden Sie nicht weiter rauchen. Denn Sie haben doch gesehen, daß eine Dame eingestiegen ist!"

Darauf unser Schwede: „Wenn Sie eine Dame wären, würden Sie nicht in dieses Raucherabteil eingestiegen sein!"

„Und wenn Sie mein Mann wären", zischte es ihm entgegen. „dann würde ich Sie vergiften!"

Nach einer Weile nachdenklicher Betrachtung meint Herr Gunnarson: „Na, wenn ich Ihr Mann wäre, würde ich das Gift nehmen!"

*

Die kleine Greta kommt in die Küche und fragt ihre Mutter: „Mag mal, Mutti, bekommst Du nun eigentlich das neue Kleid, von dem Vati gestern gesprochen hat?"

„Ich fürchte nein, Greta, daraus wird wohl nichts werden."

„Aber Mutti, hast Du es denn schon mal damit versucht, dich auf die Erde zu werfen und dazu mit den Füßen zu strampeln und mit den Absätzen auf den Boden zu trommeln"?

Vorsicht!

Karl fährt mit Karla im Luxusautobus ins Grüne.

„Zu möchte ich mit Ihnen bis ans Ende der Welt fahren, Fräulein Karla!"

Dichte sich der Fahrer um: „Junger Mann, denken Sie an die Rechnung!"

*

„Ach", sagte Erika, „Paul sagt immer, ich sei sein erster Gedanke!"

„Dann habe ich ihn gestern mit seinem zweiten Gedanken gesehen!" erwiderte Else.

Er weiß nicht

Knill und Hill knobelten. Knill war dauernd im Verlust, und als Hill aufhören wollte, schrie er wütend: „Sie müssen mir Revanche geben!"

Stutzte Hill: „Aber gewiß, gern! Ich muß nur erst wissen, was das ist."

*

„Hundertunddrei Jahre sind Sie alt? Also der älteste Einwohner der Stadt!"

„Das nicht — meine Frau ist zwei Jahre älter, aber das darf niemand wissen!"

Tünnes und Schäl

Tünnes und Schäl wissen nicht, was sie abends beginnen sollen. „Och", sagt Schäl, „mr werfe e Groschestück auf de Erd. Fällt et auf et Gesicht, gehe mr e paar Körncher drinke, fällt et auf de Rücke, dann gehe mr legele, un bleibt et auf der Kant stehe, dann gehe mr heim!"

*

„Nach Ihren Zeugnissen sind Sie immer nur ganz kurze Zeit in Ihren Stellungen als Köchin gewesen, immer nach ein oder zwei Monaten sind Sie weggegangen. Ein einziges Mal blieben Sie über fünf Monate in einer Stellung. Wie kommt das?"

„Da war ich mit der Herrschaft auf ihrer Segeljacht unterwegs . . . und schwimmen kann ich nicht." (Woche.)

*

Der Schotte hatte eine holde Maid zu einem Ball eingeladen. Er schwenkte sie immerfort herum, stundenlang, um zu verhindern, daß sie sich bei dem Oberkellner, der schon sehr böse auf ihn schielte, etwas bestellte. Schließlich sank sie erschöpft in einen Sessel und seufzte:

„Jetzt muß ich unbedingt etwas trinken, ich habe furchtbaren Durst."

„Also so eine sind Sie!" zischte wütend der Schotte. (Kölnische Illustr. Zeitg.)

*

Ein bekannter Filmschauspieler ist in seinem Berufe vielen Gefahren ausgesetzt. Als man aber einst von ihm forderte, daß er sich neben einen Löwen setzen und dessen Mähne streicheln sollte, weigerte er sich. „Fürchten Sie sich nicht", sagte der Löwenbändiger, „wir zogen ihn mit Milch auf".

„Mich hat man auch mit Milch aufgezogen", sagte der Schauspieler, „aber nun esse ich Fleisch."

Schnelligkeitsrekord

„Ich bin gestern mit dem Wagen so schnell gefahren, daß mir die Bäume am Straßenrand wie ein großer Wald erschienen!"

„Und ich bin neulich so schnell im Kreis herumgefahren, daß ich mein rückwärtiges Nummernschild ganz deutlich lesen konnte!"

(Koralle.)

*

Pinkus machte eine Reise zum Nordkap. Als er wiederkam: „Na, wie war's, Pinkus! Sie sind doch zu beneiden, Nordkap, das Meer! Die Fjorde! Und Strindberg. Kennen Sie den Strindberg?"

Pinkus meinte: „Oben war ich — aber die Aussicht war nicht besonders, es war gerade sehr neblig!"

*

Kubisch, unser Hausmann, ist Elektromonteur. Als er neulich von der Montage nach Hause kommt, empfängt ihn sein fünfjähriger Sohn Walter mit verbundener Hand.

„Nanu", fragt er erstaunt, „was ist denn passiert?"

Und Walter erklärt — indes ihm eine letzte Träne unwiderstehlich unter dem linken Augenlid hervorkullert:

„Ich hab 'ne Biene angefaßt, und da war das eine Ende nicht isoliert!"

(Hamburger Illustrierte.)

Uebel

„Ober", fragt der Wirt seinen Getreuen, „hat der Amerikaner auf Nr. 13 irgend was über seine Rechnung gesagt?"

„Nee, bis jetzt nicht. Er sucht noch im Wörterbuch nach den richtigen Ausdrücken."

*

Bauer zur neuen Magd: „Verstehen Sie etwas vom Dreschen?"

Magd: „Das will ich meinen! Zuletzt war ich in der Stadt bei einer Familie mit acht Kindern!"

*

Sie: „Du rauchst zuviel; denke stets daran, wie schädlich das ist."

Er: „Schädlich? Daß ich nicht lache! Mein Onkel war sein Leben lang ein starker Raucher und wurde dabei 93 Jahre alt. Käthes Fritz aber hat niemals geraucht und ist doch bereits vier Monate nach seiner Geburt gestorben."

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

Pfarrer Kneipp's Tannensaft
Tannenblüten-Lungenbalsam
ist das hervorragende Mittel bei schwer. Brust- u. Lungenspitzen-Katarrh, sowie Bronch.-Katarrh. Der hohe Gehalt a. Kalk u. Kieselsäure bringt Heilung v. Husten, Verschn. d. Appetits, Abn. d. Fiebers u. d. Schwerbildung. Die gute Flasche RM. 3.2. Kneippwerbung weiser kostenlos durch: Kneippmittel-Zentrale (Kneippapotheke) Würzburg

Die weltberühmte HOHNER gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen LINDBERG Größtes Harmonika-Spezialhaus Deutschl. MÜNCHEN Auftragsstraße 10

Damenbart
Radikal beseitigung läßt Haare durch die weltbekannte Herbewa-kur. Herzst. compt. u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Nr. 468 309 Gold. Dankesfülle Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses.) Kleinkur RM 2.75, Kur RM 3.85 i. pat. flachen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Herwa & Co. m. b. H., Köln 174

Ein Katalog mit Denkaufgabe
Die Lösung und Beleg. kataloge kostenlos.
E. & P. Stricker Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 93

Ein praktisches Geschenk
.95
Warmer Laschenschuh, 6 mm Gummiboden, weich gepolstert! 43/46 M 1.75 36/42 M -.95.
Preisbeispiel aus Deutschlands größtem Schuheinkaufsbuch! 100 Seiten Auswahl für die ganze Familie, 626 günstige Schuhangebote. Eine Postkarte bringt es Ihnen kostenlos
Preiser Überlanddienst Frankfurt a. M 13

Bettfedern
Auskunft werden kann, wie man von Alter und Geschlecht einziehen, Versand der Eisenbahn Nichtpolst. F. Pfeiffer, Münchber 16 Dachauerstr. 19

Weihnachtswunsch!
Ja, Mann, 27 J., 1,78 groß, dunkelblond, sucht die Bekanntschaft ein nett., kath. (naturliebend.) Mädels, zwecks späterer Heirat. Zuschrift. nur mit Bild erbet. unter Nr. 7/192 „Der 7. Tag", Paderborn.

Alt und Jung freut sich!
Das schönste ist doch allemal eine Partie Patek
Tag ein Tag Patek 1.20
Ermanox-Patek 2.-
Last. Kinder-Patek 1.40
Die feinen Spiele Nr. 150. Verlangen Sie Verlag Steinkopf Stuttgart W

Kleinanzeigen haben immer Erfolg

FLECHTEN
bekämpft bewährt. Mittel. Ausk. frei. F. Engelbrecht Nürnberg-O 22 Ludwig-Feuerbach-Str. 8

Bestecke mit 90 gr Silberauf., 30 Jahre Gar., liefere ich geg. 10 Monatsrat. Katalog gratis. J. Ostern, Wiesbaden 144.

Katholische Eheanbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. d. älteste, erfolgreichste, größte, kirchlich geeignete Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Ausk. vom Einrichter und Arbeitsweise. Neuland-Verlag K, Herne i. W. Mühlenstraße 7

Preiswert und dennoch gut! Ritters Nähmaschinen Paderborn Dom gegenüb. Besichtigung erbeten

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen u. allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn; Verlagsleiter: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": III. Vj. 37: 26 780. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erzie hungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9,

8. Jahrg. – Nr. 52 Einzelnummer 15 Pf. Weihnachten 1937
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Weihnachten der Deutschen in aller Welt

Von Maria Kahle

Um die deutsche Weihnacht rauscht der Wald. Das innigste, seelenhafteste unserer Feste ist erfüllt von dem Leben und Raunen des Märchenhaften, das der Wald gebar und in das Leben unserer frühen Vorfahren hineinwachsen ließ. Ewigkeitsschauer und fromme Ehrfurcht vor unfaßbaren Geheimnissen strömten im Wald in ihr Gemüt. Ahnten sie schon die göttliche Verheißung, wenn sie im Traumdunkel der letzten Jahrestage sehnsüchtig ihre Hände hoben in Erwartung der Licht-Wiedergeburt? Aus der Gewalt kosmischer Kräfte, in die sie noch urwüchsig hinein verflochten waren, drang Gottes Stimme in ihre Herzen. Verkündigung, die sie noch nicht ganz verstehen konnten, wenn sie die Wintersonnenwende begingen und in ihren nebelumbrauten Waldödrfern die Niederkunft des jungen Lichtes feierten, — — Jahrhunderte vor der Nacht von Bethlehem.

So mußte das Licht der Weihnacht, der Stern von Bethlehem, Erschütterung tragen in die Herzen der Menschen im rauhen Nordlande, in denen von Geschlecht zu Geschlecht Winterdüster und Kargheit der Erde, Vergangenheit der Wälder die Sehnsucht entzündet hatten nach der Lichtfülle hoher Zeit. So sank der Stern in der Wälder Schoß und wurde zur blühenden Rose, und aus den Rosenblättern strahlte des Kindleins heller Schein. Und das deutsche Gemüt leuchtete auf in diesem Schein und begann zu singen von dem Kinde, das Gottes ganze Lichtgewalt in sich barg, und die Kauhheit der Nordgesänge wich zurück vor diesem lieblichen Singen der zur Liebe erwachten deutschen Seele: Eia, Eia, susani!

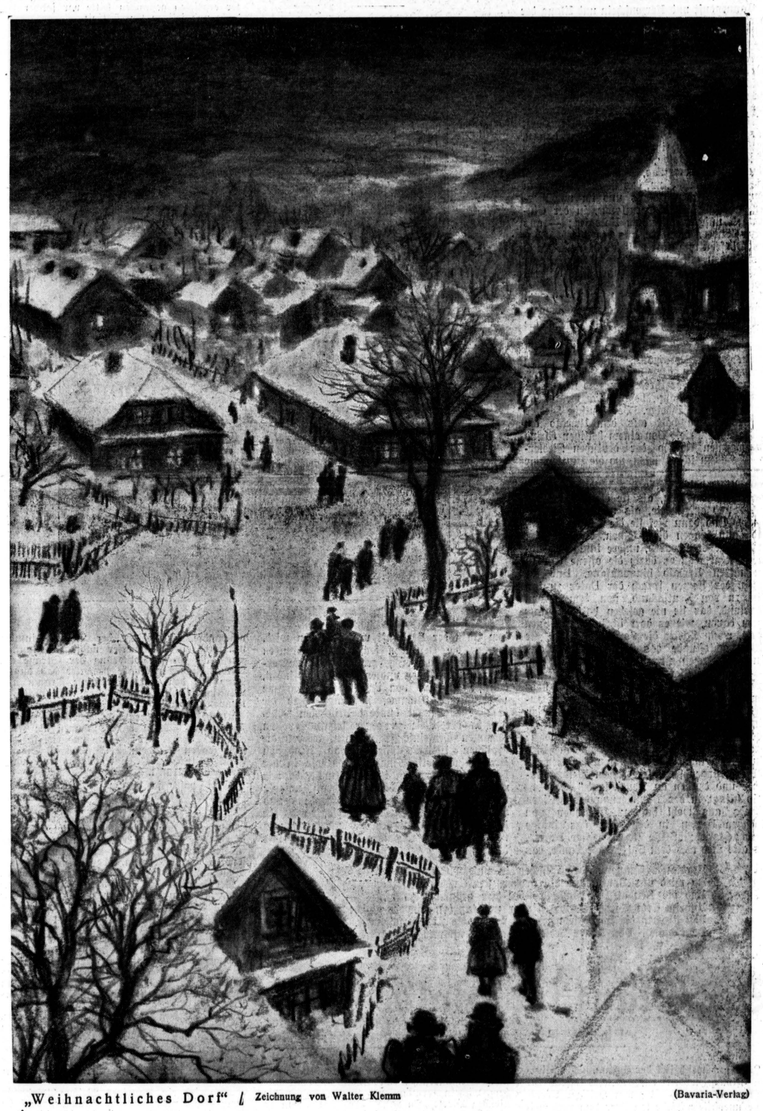
Der Wald rauschte; unter einem hohen Tannenbaum, im Schirm seiner Zweige saß die selige Magd Maria und herzte ihr Kind, und Licht floß um ihr goldenes Haar. Eia, Eia, susani.

Lucas Cranach hat sie geschaut, ruhend auf der Flucht, und ein deutsches Waldmärchen ist sein Bild: der Tannenbaum steht ganz vergnügt, die Birke säuselt ein Wiegenlied, die Elfen sind huschende Englein geworden, Waldblumen atmen zärtlich, Susani, Susani, Eia.

Wir Deutschen tragen aus ferner Vorzeit noch im Blute das Dunkel sehnsüchtiger Jahrhunderte, das Lichtrufen der Ahnen, die graue Sage von dem Lebensbaum, der Weltesche, hat sich verzweigt in unser Wesen, und darum ist uns das Fest der Erfüllung, des Lichtes, das deutschteste Fest geworden. Und wie unsere Vorfahren in tumber Ahnung zur Weihenacht die Wiedergeburt des Göttlichen, des Lichten, feierten, so schwebt sich um unsere wissend gewordene Weihnachtsfreude noch geheimnisvoller Zauber alter Waldnächte.

Nun wächst der immergrüne Lebensbaum über dem Winterschnee und der Dunkelheit des Jahresendes hoch über alle Bäume, breitet die Zweige über das ganze deutsche Land und schimmert von Licht, verstrahlt das Licht der Wintersonnenwende, das Licht der frohen Christenbotschaft: der deutsche Weihnachtsbaum. —

Und die Herzen der Deutschen, wo immer sie wohnen mögen auf weiter Erde, wenden sich dem hohen Lichterbaume zu, versunkene Lieder der Kinderzeit beginnen zu klingen, Weihnachtslieder; der Wald rauscht, und über dem Tannenwald schimmert der Stern von Bethlehem. Aller Märchenzauber des deutschen Gemütes webt sich um den Lichterglanz, um den immer grünen Lebensbaum aus unserm Walde.



„Weihnachtliches Dorf" / Zeichnung von Walter Klemm (Bavaria-Verlag)

Alle Völker feiern Weihnacht, in ihren Kirchen klingt die frohe Botschaft des Weihnachtsevangeliums: „Seht, ich verkünde Euch eine große Freude!" — aber die lichtgesegneten Völker in den heitern Mittelmeergärten oder im ewigen Sommer der Tropen, die Stämme der Wüstensteppen wissen nicht um die Einsamkeit dunkler Winternächte, in denen Adventsklage aufsteigt, wissen nicht von der vergrübelten Sehnsucht im Nordland.

Es sind die geheimnisvollen Kräfte der deutschen Volksheit, die uns in Winterdämmerung den Adventsgesang anstimmen lassen, es sind die eingeborenen Kräfte der deutschen Volksheit, die Deutsche in fremder Umwelt unter den Weihnachtsbaum führen, sie das deutschteste aller Feste feiern zu lassen. Deutsche Weihnacht, grüner Lichterbaum, sie bringen ihnen das Raunen des Waldes und den stillen Glanz blauweißer Schneenächte; Jahrtausende brechen in ihrem Blute auf, — — aufgespeicherte Gottessehnsucht vergangenen Geschlechter wird Stimme im deutschen Weihnachtslied. Ja selbst dort, wo sie ihr Volkstum in der Fremde schon fast eingebüßt haben, wo ihre Sprache, ihre Sitten untersanken in der sie umgebenden Welt, rührt das Weihnachtsfest an verschüttete Herzenstiefen, daß sie vor dem Christbaum stammeln wie jener alte Bauer im Indianerhof Südamerikas: „Dies Weih-

nachtslied habe ich einmal — als Kind — mit meiner Mutter gesungen — —"

Die tiefsten Kräfte von Deutschtum und Christentum verbinden sich im deutschen Weihnachtsfest, das in der Familie der Märchenzauber des deutschen Gemütes umwebt, und manche Heimwehträne steigt am Heiligen Abend irgendwo fern in der Welt aus ergriffenem Herzen auf. Und wenn auch viele Kinder unseres Volkes in der Fremde im langen Jahreslauf, der erfüllt ist von hartem Daseinskampf, nicht zurückdenken an die alte Heimat, — in der heiligen Nacht stehen sie um ihren Weihnachtsbaum, und wenn sie die alten Lieder singen, gehen ihre Gedanken zurück zum Mutterlande, das sie gebar, und Deutschland wird ihnen ein großer prangender Lichterbaum, der Wald rauscht um sie — —.

Tannenduft und Kerzenschein und Klang der deutschen Weihnachtslieder aus frohen Kinderstimmen, und immer wieder die Heilsbotschaft der Weihnacht. „Euch ist Euch der Heiland geboren!" das bindet über den Erdball hin in der heiligen Nacht die Herzen der Deutschen zusammen, das ist deutsche Weihnacht in den Bauernhöfen der Donauschwaben, in Siedlungen Südamerikas, in der Kirchenburg der Siebenbürger Sachsen, im südtiroler Dorf; das ist deutsche Weihnacht bei den armen, halbverhungerten, im Elend einsamen Deutschen an der Wolga, in deutschen Vereinshäusern Nordamerikas, bei den schwäbischen Siedlern in Bethlehem, das ist Weihnachten in deutschen Kirchen Polens und im umdüsterten, kampferfüllten Grenzlande, in der Einsamkeit unserer geraubten Kolonien; — aus allen Ländern der Erde, aus den abgeschiedensten Dörfern und Hütten, steigt in dieser Nacht das Singen auf zu dem ewigen Lichterbaum am Himmelszelte, das Weihnachtslied unseres Volkes!

Selbst in den tropischen Weltstädten Südamerikas, wo im Dezember die Hochsommersonne glüht mit weißem Glast, feiern die Deutschen ihr Weihnachtsfest. Für die Deutschen in Rio de Janeiro zieht ein Gärtner im hochgelegenen Petropolis, in der früheren Sommerresidenz der brasilianischen Kaiser, eigens Tannen für ihre Feier, und wer keine Tanne erstehen kann, besorgt sich wenigstens ein paar grüne Zweige. Der deutsche Siedler in Südbrasilien holt aus dem Urwald die grüne Araukarie. Von einem heiligen Abend im warmen Rancho der deutschen Siedlerfamilie kann ich erzählen, wo die Mutter, die Kolonistenfrau, mit hartgearbeiteten schwieligen Händen die Pinie schmückte, — — mit solch frommem Tun, als sie die Kerzen aufsteckte und entzündete, als wäre es Gottesdienst. Und dann rief sie die Kinder herein, und dann sangen die Kleinen, die schon im Urwald geboren waren, unsere innigen Weihnachtslieder, daß es durch die offene Tür in den nahen Urwald hinauskang. Und im Schein der Kerzen sprach der Vater zu den Kindern von Deutschland, von dem fernen Nordland, das sie nie gesehen hatten, sprach ihnen davon, wie es dort ist in der heiligen Nacht, wenn Schnee die Lande deckt und zur Mitternachtsstunde das Läuten anhebt aus den Dorfkirchen über das Schneeland hin, — — und die Menschen aus den Dörfern mit ihren Laternen, viele gelbrote Lichtlein über dem Schnee, der hellerleuchteten Kirche zustreben. Und dann sagte der Urwaldbauer zu seinen Kindern: „Seht, wo immer Deutsche leben in der Welt, in dieser Stunde sind sie vereint unter dem Weihnachtsbaum; in dieser Stunde, wo immer sie wohnen unter fremden Völkern, singen sie unsere lieben Weihnachtslieder und denken an Deutschland."

So klingt in der Dämmerung des heiligen Abends aus wohl hundert Millionen von deutschen Herzen in der Welt das innige Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht", das alte Lied aus dem Salzburger Lande, das am 24. Dezember in der Wintersonnenwende erstand. Ein Pfarrer und ein Schullehrer — überall die besten Hüter des deutschen Volkstums — haben es geschaffen, der Pfarrer Josef Mohr war der Dichter, der Lehrer Franz Xaver Gruber war der Komponist. Das Lied zog mit der deutschen Weihnacht durch die ganze Welt.

Pater Peter Klotz erzählte darüber: „In Botthia, am Fuße des Himalaya, hörte ich das Lied von indischen Kindern in hindostanischer Sprache, in Neuseeland, in Deutschostafrika und am Sambesi sogar in deutscher, aber auch in heimischer Sprache. Indianerknaben sangen es am Aequator, in Südamerika, Araberknaben im Süden, und erst in Bethlehem, der Stätte, wo die „Stille heilige Nacht" die Erfüllung fand."

Solange aus geheimnisvoller Tiefe noch die Kräfte der deutschen Volkheit leben, solange von Geschlecht zu Geschlecht der Strom aus

dem Born der Herkunft weitergegeben wird, solange die Deutschen jenseits der Grenzen den Wert ihrer eingeborenen Volkheit erkennen und schätzen und es bewußt empfinden, daß sie Art sind von unserer Art, Flamme von unserer Flamme, so lange wird die deutsche Weihnacht hundert Millionen Deutsche in der Welt zu einer sehnsuchtsvollen frommen Gemeinschaft vereinen, werden die deutschen Weihnachtslieder von Kind zu Kindeskind weiterklingen. Und wir in der Volksheimat wollen in der Stunde, da wir unter dem Lichterbaum stehen, unserer Schwestern und Brüder im Grenzland und Ausland gedenken, wollen fühlen, wie ein Hin- und Herfluten der Verbundenheit uns vereint, fühlen, wie ihre Stimmen zu uns dringen:

Nordlands Tannenwälder rauschen in unsern Traum,
Da wird uns Deutschland ein großer, strahlender Lichterbaum,
Und die Heimatsterne funkeln über dem grünen Gezweig, — —
Und im Traum sind wir wie Kinder und tun den Kindern gleich:
Wir strecken die Hände sehnend und wollen die Lichter fassen . . .
Deutschland! Von deiner Seele wollen wir nimmer lassen!

Der Glanz im Walde

Eine Weihnachtsgeschichte von Barbara Pilug

Leise und weich fiel der Schnee. Die silbernen Flocken woben ein festliches Kleid für Baum und Strauch. Es war Heiliger Abend. Eine unendliche Stille lag über dem verschneiten Wald zur Stunde des frühen Dämmerns. Nur hie und da knackte oder brach ein Ast, ein Zweig unter der weißen Last.

Eine Frau, ein Kind auf dem Arme, stapfte am Waldessaum entlang mühsam durch den Schnee. Der vierjährige Knabe hatte die Aermchen um den Hals der Mutter geschlungen und den Kopf schlummerbedürftig an den ihren geneigt. Von Zeit zu Zeit kam Bewegung in den Kleinen, und er fragte die Mutter: „Kommt heute das Christkind zu mir?" oder: „Bringt das Christkind einen schönen Lichterbaum?"

Die Frau schrak dann auf aus trüben, so gar nicht weihnachtlichen Gedanken, und mit wehem Lächeln formten ihre Lippen immer die gleichen Worte „Ja Kind — es wird schon zu dir kommen — das Christkind."

Wenn der Knabe dann beruhigt wieder eingeschlummert war im wiegenden Auf und Ab der Schritte, so kam der Frau, einer armen Magd, ihr einsames Wandern durch den schweigenden Winterwald, das ihr dunkel und unbewußt zum Gleichnis für ihr armseliges Leben wurde, so schmerzvoll vor die Seele, daß sie sich der bittren Tränen nicht erwehren konnte.

Der schmale Waldweg, auf dem sie ging, mündete bald in eine breite Waldstraße, die den großen Forst quer durchlief. Sie konnte nun etwas leichter vorwärts kommen, und sie schritt, so gut es mit dem Kinde ging, kräftig umwandte, die Ursache der Lichterscheinung: mit grellem Scheinwerfer nahte fast lautlos durch die weiße Polsterung der Straße ein Auto. Auch der Knabe bemerkte das dunkle Ding mit den feurigen Augen; Traum und Wirklichkeit aber vermochte er nicht mehr zu trennen.

Als der Wagen herankam, gewahrte auch der Fahrer im Scheine seiner Lampen die Frau auf der Straße. Er hielt an und rief ihr zu: „Wo wollen Sie denn hin? Soll ich Sie ein Stück mitnehmen?" Die Magd trat näher und gab Auskunft.

„Das paßt ja großartig!", ließ sich die freundliche Stimme des älteren Mannes, in dem die Magd nun den Gutsbesitzer Bernsdorf aus ihrem Heimatorte erkannte, vernehmen.

Katharina wußte nun kaum, wie ihr geschah. Sie saß das erstemal in ihrem Leben in den weichen Polstern eines Autos. Geschwind ging es dahin, schon lichtete sich der Wald, und die weiße Landstraße flog vorbei.

Der Knabe aber verwob die neue Erscheinung mit dem vorangegangenen Wunder; die sausende Fahrt konnte ihm nur ein Fliegen geradewegs in den Himmel hinein bedeuten.

Seine Mutter geriet in ein tiefes Staunen über das sonderbare Geschehen an diesem Tage, und eine gehorsame Bereitwilligkeit für alles Kommende bemächtigte sich ihrer. So erzählte sie auch auf die teilnahmvolle Frage des Gutsbesitzers, was sie, die Schweigsame, sonst nie tat, von all den Kümmernissen ihres Herzens.

Er erfuhr, daß der Bauer, bei dem sie diente, sie wegen des Kindes nicht mehr behalten wolle, daß ihr Vater, zu dem sie jetzt auf dem Wege sei, lieblos und hart zu dem Kinde wäre, weil es — weil es keinen Vater habe. Hier stockte die Frau schamhaft, und erst später schloß sie:

„Es wird ein trauriges Weihnachtsfest für mein Kind, nicht mal ein Bäumchen darf ich ihm putzen, der Vater leidet's nicht, die Mutter, die gut war, ist im Herbst gestorben." — Bernsdorf fand es selbstverständlich, hierauf zu sagen: „Das Bübchen soll nicht um seinen Lichterbaum kommen. Ich nehme Sie mit zur Weihnachtsfeier meiner Leute. Sie sollen sehen, da geht es fröhlich zu."

Im Gutshaus herrschte bereits erwartungsvolle, festfrohe Stimmung, als der Hausherr mit seinen beiden Schützlingen erschien. Bald erklang ein helles Klingelzeichen, die Türen des großen Saales öffneten sich, und eine Fülle von Licht und Glanz überströmte die wartenden Männer, Frauen und Kinder. Nach der Bescherung setzte sich die Hausherrin ans Klavier, und alles stimmte ein in die Weihnachtsmelodien.

Katharina hielt sich bescheiden im Hintergrunde. Die Augen ihres Knaben hingen unverwandt an zwei mächtigen Weihnachtstannen mit vielen brennenden Kerzen, silbernen und bunten Flittern.

Später begrüßte die Hausfrau die Fremde und brachte Geschenke für sie und das Kind. Aber auch die Herzen der anderen Anwesenden waren mitfühlend, und so war es rührend anzusehen, wie bald jeder von denen, die selbst nicht viel hatten, eine kleine Gabe brachte. Als man dem Kinde immer mehr Zuckerzeug und Spielwerk in die Händchen drückte, kannte sein Glück keine Grenzen. Mit jubelnder Gewißheit rief es aus: „Mutter, wir sind beim Christkind im Himmel." Dem Knaben, geboren und aufgewachsen im Dunkel der Armut, mußte ja diese lichte und festliche Stunde als nicht von dieser Welt erscheinen.

Nachdem alle ein gutes Mahl vereinigt hatte, manche frohe Stunde vergangen und der Magd noch ein weiteres Glück widerfahren war; die Herrschaft hatte ihr für das kommende Jahr einen Posten auf dem Gute in Aussicht gestellt, machte sie sich gegen Mitternacht auf den Weg.

Sie hatte nur wenige Minuten zum Dorfe. Wieder trug sie den nun fest schlafenden Knaben, dem ein glückliches Lächeln um die Lippen spielte.

Aber jetzt schritt sie erhobenen Hauptes dahin, mit leichtem Herzen und dankbarem Sinn. Es war Weihnacht!

Dies nebenbei

Ueberall rüsten jetzt die Eislaufkünstlerinnen zu ihren großen Wettkämpfen. Eine ganze Schar jugendlicher Läuferinnen ringt um die Palme, unter ihnen als unbestrittene Erste Cecilia Colledge, die jetzige Weltmeisterin. Welche Mühen es aber kostet, welcher Aufwand an Geld erforderlich ist, ehe auch die Begabteste dazu kommt, erfährt man aus den Mitteilungen, die die Mutter der Cecilia Colledge macht. Nur wenige von den Zuschauern, die jetzt der Eiskünstlerin zujubeln, werden sich eine Vorstellung davon machen, daß es gut 10 000 Pfund gekostet hat, sie zu ihrer gegenwärtigen Vollendung zu bringen. Ihre Mutter erzählt, daß sie schon vor der Geburt der Cecilia davon geträumt habe, daß ihr Kind Champion in irgendeinem Sport werden möchte, aber erst als sie sieben Jahre alt war, sah sie das Ziel aufleuchten, das sie dann hat erreichen können. Sie war mit ihrer Tochter zu Weltmeisterschaftskämpfen im Eislauf gegangen und sah dort die, an deren Stelle sie einst treten sollte, Sonja Henie. Cecilia war bezaubert. „Das möchte ich tun, Mutter", sagte sie. Jetzt wurde der Mutter klar, daß ihre Tochter Eislaufmeisterin werden würde. Aber sie hatte keine Ahnung von den Jahren harter Arbeit und Opfer, die nun für sie begannen.

Achtzehn Monate später begann Cecilia mit dem ernsthaften Eislauftraining, nachdem sie bis dahin schwedische Gymnastik und Tanzen geübt hatte, um ihren jugendlichen Körper zu graziösen Bewegungen zu entwickeln. Sie kam jetzt in die Hände des berühmten Trainers Gerschwiler, des „Svengali der Eisbahn", wie die Schweizer ihn nennen. Sie wurde seine beste Schülerin, und es begann eine harte Arbeit. Um zu zeigen, wie sich diese vollzieht, wird ein typisches Tagesprogramm mitgeteilt, dem jede junge Schlittschuhläuferin folgen muß: die berühmt werden will: Um sieben Uhr aufstehen. Eine halbe Stunde besonders vorgeschriebene Uebungen. Frühstück. Drei oder vier Stunden harte Eislaufübung, bei der vielleicht eine Stunde auf eine besondere Bewegung verwendet wird; denn alle diese Wirbel und Schnörkel in der freien Vorstellung gehören zum Meisterprogramm. Zunächst müssen allerdings die „Schulfiguren" völlig beherrscht werden, bei denen es um Zentimeter geht. Dann folgen Frühstück und Studium. Sprachen, allgemeine Gegenstände, Literatur, Musik; denn diese jungen Läuferinnen sind ja noch Schulmädchen, auch wenn sie schon so oft vor dem Publikum erscheinen. Dann wieder zurück auf die Eisbahn zu weiterer Uebung, und danach zu Bett — je früher, desto besser. Mehr als 1000 Stunden jährlich verbringen Cecilia und ihre jungen Rivalinnen auf dem Eise. Der Trainer wird der Diktator ihres Lebens. Er bestimmt, wann sie schlafen, was sie essen, wann sie üben, die Mutter ist nur noch Autofahrerin und Begleiterin.

*

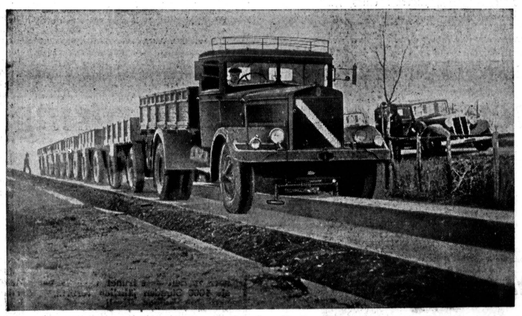
Eine große amerikanische Versicherungsgesellschaft hat eine Untersuchung darüber angestellt, welches Lebensjahr des Menschen die wenigsten Todesopfer aufweist. Man kam an Hand von umfangreichem Vergleichsmaterial darauf, daß es das elfte Lebensjahr ist, in dem die wenigsten Menschen sterben. Wenn sich das Kind dem elften Lebensjahr nähert, hat es zumeist die schlimmsten Kinderkrankheiten überwunden. Seine erste Entwicklung ist vorüber, und erst mit dem zwölften und dreizehnten Lebensjahr setzen neue Krankheitsgefahren ein. Aber auch tödlichen Unfällen werden Elfjährige selten zum Opfer, sie sind schon selbständig geworden und werden doch noch von den Eltern sorgsam behütet. Ueberhaupt sind die wenigsten Sterbefälle im menschlichen Leben vom elften bis zum neunzehnten Jahre zu verzeichnen, während bereits mit dem zwanzigsten Lebensjahr nach den Angaben die Tuberkulose in Erscheinung tritt und ihre ersten Opfer fordert.

Dr. Goebbels beim Beisammensein der Altgardistinnen Berlins

Dem Beisammensein der Altgardistinnen des Gaues Berlin in der historischen Versammlungsstätte, dem Viktoriagarten Wilhelmsaue, wohnte auch Reichsminister Dr. Goebbels mit seiner Familie bei. Der Weihnachtsmann beschert die Kinder des Reichsministers Dr. Goebbels, Helga, Hilde und Helmut. Hinter Helga Frau Goebbels und daneben Reichsminister Dr. Goebbels. (Weltbild, Zander-Mult.-K.)

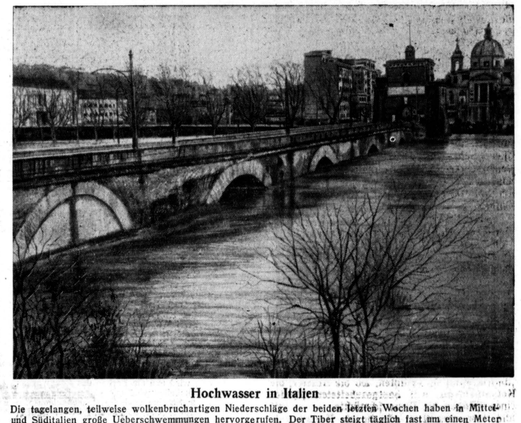
Der 2000. Kilometer

Auf der Reichsautobahn des Berliner Rings bei Erkner wurden in einem feierlichen Akt die Teilstrecke Erkner—Fürstenwalde sowie weitere sieben Teilstrecken im Reich mit einer Gesamtlänge von 218 km dem Verkehr übergeben. Damit ist das Bauziel des Jahres 1937, die Vollendung des 2000. Kilometers, erreicht. — **Der erste Wagen durchfährt das Band.** (Presse-Hoffmann, Zander-K.)



Neuartige Straßen für Lastwagen

Der Duce besichtigte dieser Tage eine Probestraße, die für den Verkehr von Lastwagen angelegt und besonders in den Kolonien Verwendung finden soll. Die Straße enthält eine Führungsschiene aus Beton, die in ein Leitwerk unter dem Lastwagen greift. Auf diese Weise kann ein Lastwagenfahrzeug bis zu zwölf Anhänger ziehen, ohne daß die Gefahr des Schleuderns besteht. (Vedo, Zander-K.)

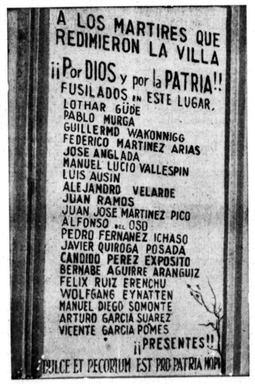


Hochwasser in Italien

Die tagelangen, teilweise wolkenbruchartigen Niederschläge der beiden letzten Wochen haben in Mittel- und Süditalien große Ueberschwemmungen hervorgerufen. Der Tiber steigt täglich fast um einen Meter und hat gegenüber seinem Normalstand von 5 m bereits eine Höhe von fast 15 m erreicht. — Unser Bild: Die historische Milvio-Brücke in der Nähe des Forums Mussolini, die bereits seit Tagen für den Verkehr gesperrt werden mußte. An ihren Pfeilerbogen erkennt man deutlich die ungewöhnliche Höhe des Wasserstandes, der in den Außenbezirken der italienischen Hauptstadt bereits größere Schäden verursacht hat. (Vedo, Zander-K.)

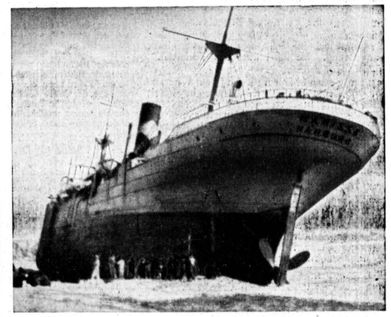
San Franziskos schwimmende Ausstellungsstadt im Bau

Eine Luftaufnahme der Schatzinsel, die man in der Bucht von San Franzisko für eine Ausstellung im Jahre 1939 künstlich errichtet. Diese Insel, die einen Flächeninhalt von 400 Morgen hat, ist aus 20 Millionen cbm Sand hergestellt, die von einem Felsendamm, der 286 000 Tonnen Gewicht hat, zusammengehalten werden. Nach der Ausstellung wird die Insel in einen Luftschiffhafen für Luft- und Wasserflugzeuge umgewandelt werden. (Atlantic, Zander-K.)



Hier hauste Rotmord

Dem Andenken der in Bilbao von den Roten ermordeten Einwohner ist diese Gedenktafel gewidmet, die an einem der von den Marxisten eingerichtet gewesenen Füsilierungsplätze jetzt angebracht worden ist. (Atlantic, Zander-K.)



Deutscher Dampfer strandete auf den Klippen des Mittelmeeres

Der Hamburger Dampfer „Manissa" strandete auf den Felsenklippen von Adalia an der kleinasiatischen Küste. (Pressephoto, Zande--Multiplex-K.)

Die Straße der gebeugten Rücken

An einem hohen mohammedanischen Feiertag (Id-El-Fitr-Fest) sah man kürzlich in Kalkutta dieses für einen Europäer völlig ungewohntes Bild betender Muslims. (Weltbild, Zander-K.)

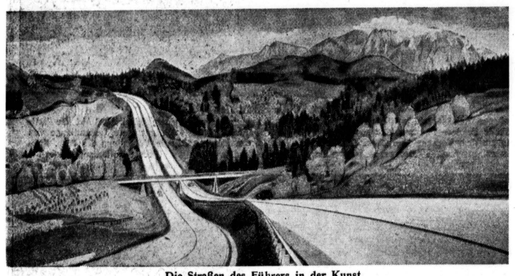
Die Jungens sind überall gleich

Auch in China ist das so. Japanische Soldaten haben einen Hügel in der Nähe von Soochow besetzt, und schon sind ein paar Chinesenjungen da, neugierig, ob es was zu sehen gibt. (Pressephoto, Zander-M.-K.)

Der 2000. Kilometer

Neuer Bauabschnitt der Straßen Adolf Hitlers

Das deutsche Volk steht am Anfang einer neuen Zeitenwende. Gewaltig ist der Umbruch, den das Land in den letzten Jahren erfahren hat. Deutschland ist unter seinem Baumeister Adolf Hitler der Schauplatz eines einem dichten Straßennetz ausgestattet sein, das den Ansprüchen des modernen Verkehrs wirklich gerecht wird. Das gilt nicht nur für die großen Autobahnen, sondern auch für das Landverkehrsnetz.



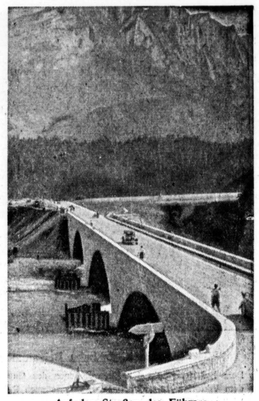
Die Straßen des Führers in der Kunst
„Aufstieg zum Irchenberg", ein Gemälde von Wolf Panizza, München

Der Anteil des Verkehrs, der sich auf der Straße abspielt, ist in den letzten Jahren ständig im Wachsen begriffen. So schätzt man beispielsweise die Personenbeförderung im vergangenen Jahr auf etwa 50 Milliarden Personenkilometer, das ist die Gesamtleistung der Personenkraftwagen, Omnibusse und der Krafträder zusammen, und bedeutet, daß das Kraftfahrzeug in der Personenbeförderung heute fast im gleichen Rang mit den Eisenbahn steht.

Bei der Güterbeförderung besteht zwischen beiden allerdings ein weiterer Abstand. Hier stehen sich etwa 7 Milliarden Tonnenkilometer der Kraftfahrzeuge und etwa 60 Milliarden Tonnenkilometer der Reichsbahn gegenüber.

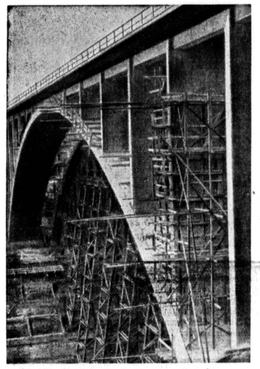
Aber auch in anderer Richtung trägt die Entwicklung des Straßenwesens ihren wesentlichen Teil zur Volkswirtschaft bei. Gewaltig sind die Zahlen der Menschen, die durch den Ausbau des Straßenwesens ihr Brot verdienen. Im Neubau, Ausbau und der Unterhaltung des Straßennetzes sind etwa 200 000 Personen beschäftigt. Dazu kommen fast noch einmal so viel, die in den Lieferindustrien, Steinindustrie und Zementindustrie arbeiten. Werden jedoch alle Gruppen, die direkt oder indirekt etwas mit dem Straßenwesen zu tun haben, wie Angestellte, Straßenwärter, Tankstellenbelegschaften oder Chauffeure, zusammengerechnet, so ergibt sich die gewaltige Zahl von 1½ Millionen Menschen.

Man erkennt an diesem kurzen Ueberblick, was für eine wichtige Rolle der Ausbau des deutschen Straßennetzes in der Volkswirtschaft spielt. Das, was das neue Deutschland schafft, ist für Jahrtausende bestimmt und wird nach diesem Zeitraum noch Zeugnis ablegen von der Zeit der Schaffenskraft eines Führers und seines Volkes.



Auf den Straßen des Führers durch die Alpenwelt

(Presse Bildzentrale, Weltbild, Presse Photo, Zander-K.)



Die größte Eisenbeton-Bogenbrücke Deutschlands

bei Hermsdorf in Thüringen steht vor ihrer Vollendung. Sie führt über das Teufelstal.

Wir spielen in den Feiertagen:

Autorennen auf dem Nürburgring

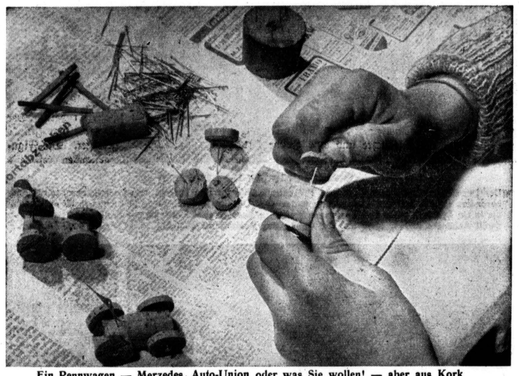
Wie jedes Rennen ist auch unsere Autowettfahrt eine aufregende Angelegenheit. Es ist ein Würfelspiel und kann von 9 Personen gespielt werden. Jeder Teilnehmer verfügt über einen kleinen Rennwagen, der aus Korkstücken geschnitten und zusammengesetzt ist. Aus dem Kork werden durch Längstellung zwei Wagen entstehen. Die Räder sind Korkscheiben, die mit Stecknadeln an die Wagen angesetzt werden. Jeder Wagen führt eine andersfarbige Flagge. Jeder Teilnehmer hat noch eine Zähluhr, die die durchfahrenen Runden angibt. Sie besteht aus einer kleinen Scheibe, die aus Pappe ausgeschnitten wird und die Farben des Rennwagens hat. Die Pappscheibe wird mit einem Zeiger versehen. Auf der Scheibe sind die Rundenzahlen wie die Ziffern auf der Uhr angegeben: erste, zweite, dritte usw. Runde.

Zum Spiel gehören noch die Würfel, auf deren vier Seiten die Zahlen für die zurückgelegten Kilometer stehen: 5, 10, 15 und 20 Kilometer; zwei Seiten bleiben ohne Zahlen, auf ihnen steht das Wort „Panne" geschrieben.

Der Nürburgring wird als Spielplan auf eine Pappe oder ein Stück Papier gezeichnet. Es ist eine Rennstrecke, die in Felder aufgeteilt ist. Man richtet sich bei der Aufzeichnung nach dem Spielplan auf dem Bild. Die Rennwagen werden nebeneinander am Start aufgestellt, und das Spiel beginnt. Ein Teilnehmer beginnt zu würfeln. Zeigen alle 3 Würfel Kilometerzahlen, so kann er das Würfeln wiederholen. Zeigt aber ein Würfel das Wort „Panne", so geht der Wurf an ihm vorbei. Am Anfang des Spieles wird eine Rekordzahl aufgestellt. Derjenige, der sie zuerst erreicht, hat gewonnen. Beim Spielen werden stets neue Spielregeln entstehen.

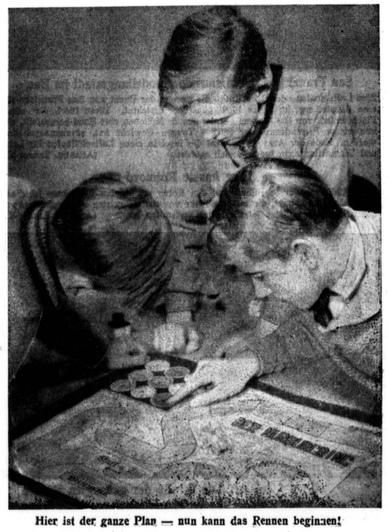
Scherz-Wauer

Photos (3) Dr. Weller, Bavaria.



Ein Rennwagen — Merzedes, Auto-Union oder was Sie wollen! — aber aus Kork
Ob er Rekordzeit fährt, hängt von Ihrem Glück ab!

Mit Tusche und Pinsel sind die Würfel leicht hergestellt



Hier ist der ganze Plan — nun kann das Rennen beginnen!

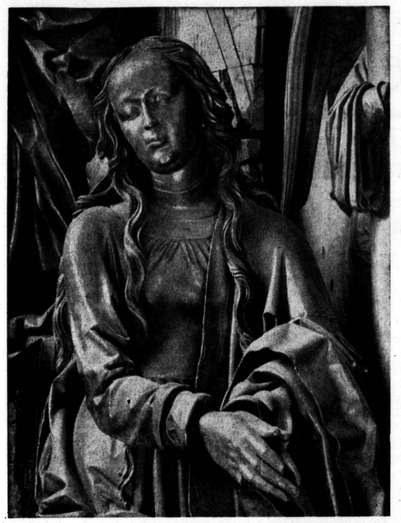
neuen gewaltigen Schaffens geworden. Baudenkmäler, für die Unvergänglichkeit errichtet, sind in kurzer Zeit entstanden und haben den deutschen Großstädten ein neues Gesicht gegeben. Einer gewaltigen Umformung ist die deutsche Landschaft durch die Straßen Adolf Hitlers unterzogen worden, die Reichsautobahnen. Jeden Gau durchziehen die beiden weißen Bänder, die sich mit ihren Linien, mit ihren Brücken und Raststätten so herrlich in das Gesicht der deutschen Landschaft einfügen.

Der 2000. Kilometer ist in diesen Tagen vollendet worden. Das Bauziel des Jahres 1937 ist damit erreicht.

Gewaltig waren die Aufgaben, vor denen die Straßenbauer vor vier Jahren standen. Motorisierung und Verkehr wurden vom Führer auf das intensivste gefördert und so galt es, für diese beiden wichtigen Faktoren des Wirtschaftslebens die nötigen Voraussetzungen zu schaffen. Unmittelbar vor der Machtübernahme war der Straßenbau völlig zum Erliegen gekommen, nachdem man bis 1929 noch versucht hatte, die Straße dem ständig wachsenden Verkehr anzupassen. Nur dringende Reparaturen konnten durchgeführt werden. Neue Planungen, irgendwelche mit Schwung vorwärtsgetriebene Ideen erstickten in der Sorge der damaligen Machthaber wenigstens das Bestehende noch einigermaßen zu erhalten. „Renaissance der Straße", so hat jüngst ein Straßenbaufachmann die Neugestaltung des deutschen Straßenwesens in treffender Weise gekennzeichnet. Die Straße ist durch Jahrtausende die einzige Verbindung zwischen menschlichen Siedlungen und Städten gewesen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts besaß Preußen nur 4000 Kilometer planmäßig angelegte Kunststraßen. In den folgenden 20 Jahren setzte die Entwicklung allerdings dann sprunghaft ein, und bis zur Vollendung der ersten Eisenbahn hatte sich die Länge des Straßennetzes vervierfacht. Der Aufgabe, der wichtigste Mittler des Verkehrs zu sein, enthob die Straße dann der Schienentrang, denn die gewaltige Entwicklung der Güterbeförderung war einzig und allein das Werk der Eisenbahn.

In der Nachkriegszeit wurden mit dem ständigen Fortschritt des Kraftverkehrs immer höhere Anforderungen an das Straßennetz gestellt, das mit dieser Weiterentwicklung allerdings nicht Schritt hielt.

Auf die Initiative des Führers hin wird Deutschland in den kommenden Jahren mit



Die Gestalt und das beseelte Antlitz, die ausdrucksvolle Gebärde dieser deutschen Madonna geben Zeugnis von der hohen Meisterschaft des Künstlers

Die Weihnacht des Meisters Veit Stoß

Das Hauptbild in der Mitte, das wir hier wiedergeben, zeigt das weihnachtliche Motiv der Anbetung durch die Hirten. Die Sicherheit, mit der die ruhigen und feierlichen Gestalten hingesetzt sind, die naturalistische Durchbildung der Köpfe, die volle Beherrschung des Anatomischen, der Gliederbewegungen, all' das bringt deutlich zum Bewußtsein, mit welch kühnen, man könnte sagen, szenischen Mitteln Veit Stoß seine plastische Wirkung erreicht hat. Im Vordergrunde kniet die Gottesmutter, deren Glück durch die Musik der sie umstehenden Engel verklärt wird. Besonders fein sind die Hände gebildet; sie zeigen so recht das meisterhafte Können des Künstlers. Links sehen wir in faltenreichem Gewande Josef.

Im Sommer 1933 kam der Altar auf die große Veit Stoß-Ausstellung nach Nürnberg. Was das Dämmerlicht der Oberen Pfarrkirche nicht erkennen ließ, das kam nun mit erschreckender Klarheit zum Vorschein. Der nimmersatte Holzwurm hatte hier gründliche Vernichtungsarbeit geleistet. Die Figuren des Mittelschreines bestanden teilweise nur noch aus papierdünnen Hüllen, aus denen das Holzmehl ständig herausrieselte. Eine ungeschickte Berührung genügte, um sie in ein Häufchen Holzmehl zerfallen zu lassen. Nur eine sofortige sachgemäße Instandsetzung konnte das Kunstwerk vor dem unmittelbar bevorstehenden Zerfall retten.

In München erfolgte nun eine gründliche Konservierung. Zuerst galt es, den Wurm und seine Brut zu töten. Mit Giftgasen und Sublimaten rückte man dem Erzfeind zu Leibe. Jetzt erst, nach dessen Vernichtung, konnte zur Festigung der zerfressenen und mürben Teile mittels Injektion von flüssigem Zellstoff geschritten werden. Mit nadelfeinen Spritzen wurde die Flüssigkeit durch die Wurmlöcher in das zernagte Holz eingeflößt und dadurch eine Neufestigung erreicht. Kunstgerecht wurden die gerissenen und zersprungenen Teile wieder zusammengefügt. Zehn Monate nahm die Wiederherstellung des Kunstwerkes in Anspruch, und man darf sie wohl als ein Meisterwerk der heutigen Konservierungstechnik bezeichnen.

Der Altar sollte aber in der Oberen Pfarrkirche keine längere Bleibe mehr haben; ihm ist ein würdigerer Platz ausersehen worden. In kurzer Zeit wird er in den Bamberger Dom seinen Einzug halten.

Auch diesem Eselskopf hat der Meister allen künstlerischen Eifer gewidmet.

Eine Frau aus der Gruppe der Zuschauenden
Das ist ein Gesicht, wie wir ihm überall im Volke begegnen, vom arbeitsreichen Leben gezeichnet, und doch von verhaltenem Lächeln verschönt. Photos (4) August Schlund, Bavaria.

Bereits 83 Jahre alt, erhielt der berühmte Nürnberger Bildschnitzer Veit Stoß von seinem Sohne Andreas, Prior des Nürnberger Karmeliterklosters, den Auftrag, für dieses Kloster einen Marienaltar zu fertigen. Drei Jahre, von 1520 bis 1523, schnitzte der Meister an seinen Figuren und schuf damit sein abgeklärtestes und reifstes Werk. Lange Jahre blieb der Altar verschollen, bis er Ende des 18. Jahrhunderts in Bamberg wieder auftauchte und eine Heimstätte in der Oberen Pfarrkirche fand.

Die Kunst der alten Meister

Von Professor Dr. Hermann Schmitz,
Direktor der Staatlichen Kunstbibliothek, Berlin

Die alte deutsche Kunst hat keinen Gegenstand tiefer aus der Seele unseres Volkes heraus gestaltet als die Geschehnisse der Heiligen Nacht: die Geburt des Kindes in der Krippe und die Verkündigung an die Hirten. Dieser Stoff bot den deutschen Meistern wie kein anderer die Möglichkeit, dem innigen Verhältnis des deutschen Gemütes zum Kinde, zur Familie in Verbindung mit der Liebe zum schlichten Volke, zu den Tieren und zur heimatlichen Umgebung Ausdruck zu geben. Im Augenblick der Durchbrechung der strengen Bildüberlieferungen des früheren Mittelalters, also im ausgehenden 14. Jahrhundert, sind es allen voran die Ereignisse des Weihnachtsfestes gewesen, die mit Zügen der unmittelbaren Beobachtung des Lebens durchsetzt worden sind.

Dieser Umschwung vollzieht sich am deutlichsten in der Tafelmalerei, der Altarmalerei auf Kreide- und Holzgrund, die damals an Stelle der bisher vorherrschenden Wand- und Glasmalerei die Führung übernahm. Die feierliche Anordnung, Linienführung und Farbengebung, die Gebundenheit in die Fläche und der Goldgrund werden zunächst zwar noch beibehalten, auch verharrt die auf einem Pfühle hingelagerte Maria mit dem Kinde gleichfalls noch im Banne der Ueberlieferung. Aber der als bäuerlicher Handwerker in derdem Kleid mit Gürtel gekleidete Zimmermann Josef bringt zuerst einen behaglichen Ton in das Bild hinein. Bald sehen wir ihn beschäftigt, am Boden kniend über einem Feuer eine Suppe für Mutter und Kind zu kochen, wobei er die Glut durch Pusten oder mit einem Blasebalg anfacht, bald macht er sich mit einem Beil beim Holz zu schaffen, oder er packt die von den Heiligen drei Königen dem Neugeborenen dargebrachten Goldgefäße in eine Truhe. Hinter der Gruppe ragen jetzt zwischen den fremdartigen Baldachinformen der mittelalterlichen Ueberlieferung der auf Pfosten ruhende holzverschlagene Giebel und das Strohdach eines heimatlichen Stallgebäudes auf. Ochs und Esel unter der Traufe, und über einem Flechtzaun werden die ersten Andeutungen einer deutschen Landschaft mit der Verkündigung an die Hirten sichtbar. Eine Fülle von Darstellungen dieser Art ist namentlich von der Tafelmalerei der Hansestädte Nördeutschlands, vom Niederrhein bis zur Ostsee um 1400 geschaffen worden.

Die in diesen Bildern noch herrschende feierliche Gebundenheit wird von der folgenden Generation der deutschen Maler, bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts, im Sinne des neuen „Realismus" völlig aufgegeben und die Darstellung ganz auf den Boden der Heimat gestellt. Jetzt ruht das Kind auf Heu und Stroh oder in der hölzernen Krippe, und die Eltern, frisch aus dem Leben gegriffene Gestalten des deutschen bäuerlichen Handwerkstandes, knien davor, und ihnen gesellen sich bei, markige Hirten, herangeeilt auf die Botschaft, die ihnen in der Landschaft im Hintergrunde die Engel verkündet haben. Beispiele hierüber finden sich namentlich in den niederrheinischen und oberdeutschen Malerschulen, bei Martin Schongauer und den schwäbischen und fränkischen Meistern.

Mit der höchsten Entfaltung der deutschen Malerei in Dürer, Mathias Grünewald, Hans Baldung, Altdorffer, dem älteren Holbein und in den Jugendwerken Cranachs zu Beginn des 16. Jahrhunderts erreicht die Gestaltung des Weihnachtsgeschehnisses ihren Gipfelpunkt. Diese großen Meister wetteifern miteinander, jeder aus seiner eigenen malerischen und dichterischen Vorstellungskraft heraus, die Vorgänge der Heiligen Nacht dem Empfinden des Volkes auf das eindringlichste zu vergegenwärtigen, so lebenswahr wie nur möglich, ohne jedoch der Weihe Eintrag zu tun. Bis zu den Rissen, Flechten und Moosen im Gemäuer der Stallruine wird alles Beiwerk liebevoll durchgeführt. Der Boden bedeckt sich mit Blumen und Gräsern. Im Strohwerk des Daches und in den deutschen Waldbäumen des Hintergrundes — hier ist noch aus dem Weihnachtsbilderkreise „Die Flucht nach Aegypten" einzuschließen — tummeln sich Vögel und kleines Getier. Durch das nächtliche Dunkel, in das die Szene jetzt, der Wahrheit gemäß, oft gehüllt wird, leuchtet von der Ferne her der Glorienschein der Engel der Verkündigung auf dem Felde. In den Bereich des Lichtschimmers, der vorne von dem Kinde ausstrahlt, drängen sich zwischen die Eltern und Hirten schnuppernd und schnaubend auch Ochse und Esel, in deren gläsernen Augen sich der Lichtschein widerspiegelt. Darum ist der hohe Gehalt des Geschehnisses doch nicht geringer, wie dies besonders die Engelscharen dartun, die mit Geigen und Lauten das „Ehre sei Gott in der Höhe" um das Kind am Boden oder im Sparrenwerk des Stalles anstimmen. Im Anblick solcher Bilder stellen sich Worte und Weisen der aus dem gleichen Empfinden entsprungenen deutschen Weihnachtslieder jener Zeit von selbst ein.

So tief hat die Kunst unserer Vorfahren die Weihnachtsbotschaft aus dem Herzen des Volkes heraus empfunden. Von Gewicht war hierbei sicherlich, daß die Geburt des Heilandes „mitten im kalten Winter" von Anfang an in Verbindung getreten war mit der seit Urzeiten festlich begangenen Wintersonnenwende des scheidenden Jahres. Die Rolle, die bei diesen Feiern der Vorzeit Licht und Feuer als Gleichnisse der wiederkehrenden Sonne und segenspender Wärme innehatten, wurden in die kirchlichen Feste einbezogen. Und wie durch das Dunkel der Nacht auf Waldeshöhen Feuer aufleuchteten, Bäume erstrahlten und feurige Räder in die Täler hinabrollten, so schimmerten nun auch Altäre und Krippenaufbauten der Kirchen im Lichterglanz.

In den geschnitzten und bemalten Krippen mit Hirten und Herden, in den Weihnachts- und Dreikönigsspielen, im Weihnachtsblasen von den Türmen, im Christkindelschießen der bayerischen Berge, in den Kinderliedern und vor allem im lichtergeschmückten Weihnachtsbaum hat sich der tiefe volkstümliche Gehalt der Weihnacht erhalten.

Aus deutscher Empfindung und Auffassung hat Veit Stoß dieses Altarbild zu Bamberg geschaffen, das eines der großartigsten Schnitzwerke der Kunstgeschichte überhaupt ist

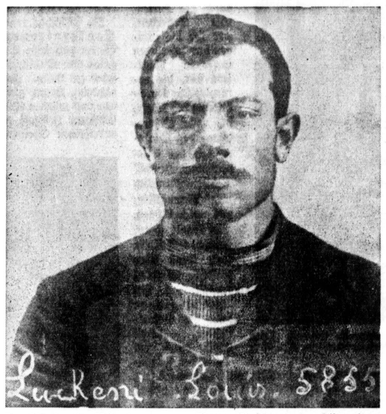
Elisabeth von Bayern, Kaiserin von Oesterreich

Der Tod und die Kaiserin

Tragödie einer Herrscherin

Die Kette der Tragödien um Elisabeth von Oesterreich. — Zu ihrem 100. Geburtstag

Vor hundert Jahren, am 24. Dezember 1837, wurde Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, die unglückliche Gemahlin Kaiser Franz Josephs, geboren. Sie war eine der erschütterndsten Erscheinungen der europäischen Geschichte, eine Frau, die den Kelch des Leides bis zur Neige leeren mußte.



Der Mörder der Kaiserin

Photos (3) Historischer Bilderdienst

In Wien, im Schönbrunner Schloß, ist Brautschau. Franz Joseph, der dreiundzwanzigjährige Kaiser, soll seine zukünftige Gattin kennen lernen: Helene, Tochter des Herzogs Max in Bayern. Schüchtern sitzen die jungen Leute, die nun Braut und Bräutigam werden sollen, bei Tisch. Da wird zur Begrüßung Seiner Majestät Helenes sechzehnjähriges Schwesterchen Elisabeth, genannt Sisi, hereingerufen. Franz Joseph sieht die kleine. Es ist das schönste Mädchen, das er je erblickt hat. Und in diesem Augenblick weiß er: nicht Helene, sondern ihre Schwester Sisi wird seine Frau werden. Schnell sind die beiden jungen Leute sich einig. Am 24. April 1854 findet die Hochzeit statt. Alle, die den Kaiser in dieser Zeit sehen, sind erstaunt, wie sehr sich der wortkarge, kalte junge Monarch verändert hat. Und alle, die Elisabeth zu Gesicht bekommen, sind hingerissen von der Schönheit dieses Mädchens.

Die ersten Liebeswochen verfliegen, und die ersten Enttäuschungen kommen. Die junge Kaiserin, die ihre Jugend spielend im Park der Münchener Residenz vertrauert hat, ist plötzlich zur Herrscherin über ein Riesenreich geworden. Erzherzogin Sophie, die Kaiserin-Mutter, wird für Sisi zum Symbol der steifen und kalten Würde, der unlösbaren Verbote und Gebote, die sie nun zu befolgen hat. Es gibt die ersten familiären Zusammenstöße und Auseinandersetzungen. Der Kaiser findet in seinen komplizierten Regierungsgeschäften keine Zeit für ihre Nöte. Da so kommt, daß ihr erstes Kind ein Mädchen ist — sie hat der Dynastie keinen Thronfolger geschenkt. Auf einer Reise durch Ungarn stirbt ihre kleine Tochter. Zum erstenmal tritt der Tod, der ihr noch so oft seinen Besuch abstatten soll, in Sisis junges Leben. Sie wird scheu, ängstlich, zieht sich noch mehr in ihr Traumleben zurück. Der Kaiser versteht sie nicht zu behandeln, das Lachen wird ihr immer unerträglicher. Die Geburt des Thronerben im Jahre 1858 — er erhält den Namen Rudolf — bringt eine Entspannung, die nur kurze Zeit währt. Es kommt der Krieg mit Frankreich, der die Habsburger ihre oberitalienischen Provinzen kostet. Elisabeth versteht all dies nicht, versteht nicht die Notwendigkeit dieser Schlachten. Sie macht ihnen geheim ihren Gatten dafür verantwortlich. Und sie beobachtet ihn voreingenommen für die Zeit zu verlassen und ihr eigenes Leben zu leben. Nach einer furchtbaren Szene mit Erzherzogin Sophie reist sie ab — irgendwohin.

Sie bereist ganz Europa, vor allem das Süden, die Länder ihrer Mädchenjahre sucht. Sie ist nicht in Wien, als 1866 die schwersten Schläge auf Franz Josephs Haupt niedersausen. Nach der Schlacht bei Königgrätz brodelt es wieder in Ungarn. Der Kaiser ist ratlos. Und in seiner Verzweiflung gerät er auf den Gedanken, einen Vertrauten um Hilfe zu bitten — Elisabeth. Sie kommt, sie übernimmt die schwere Mission, mit den Ungarn zu verhandeln, um die Hilfe des Habsburgerreiches zu sitten. Sie wird Franz Josephs bester und eifrigster Diplomat. Ungarn erhält ein selbständiges Ministerium, und Franz Joseph setzt, an der Seite Elisabeths, 1867 die Stephanskrone aufs Haupt.

Wieder meldet sich der Tod. Er holt Maximilian, Franz Josephs Bruder, den unglücklichen Kaiser von Mexiko; seine Gemahlin Charlotte verfällt dem Wahnsinn. Elisabeth bleibt bei ihrem Gatten, um seine düstere Stimmung zu heben. Aber sie selbst ist alles andere als glücklich, sie sehnt sich nach Ruhe und Frieden. Wieder flieht sie aus Wien. Sie gönnt sich die exzentrischsten Launen; läßt auf ihren Reisen Kühe im Gepäckwagen mitnehmen, die besonders gute Milch geben; verfällt auf die merkwürdigsten Wiedonnne, um auf Reisen unerkannt zu bleiben. Die Geheimdetektive der Wiener Polizei haben ihre Last mit der widerspenstigen und äußerdenkbaren Kaiserin, die sie bewachen sollen. Elisabeth wird krank. Fiebig treibt sie nach dem Süden, nach Korfu, der Insel ihrer Sehnsucht. Hier will sie einen Tempel errichten, das „Achilleion". Später hat es Kaiser Wilhelm II. erworben, heute ist es im Besitz der griechischen Regierung. In Elisabeths Bauplänen plagen Unglücksmeldungen aus München. Vier Irrenwärter holen Ludwig aus Neuschwanstein, bringen ihn nach Schloß Berg am Starnberger See. Elisabeth wohnt auf der anderen Seeseite, in Feldafing. Man läßt sie nicht zu Ludwig. Dann kommt die Nachricht, daß man ihn und seinen Leibarzt Dr. Gudden tot im See gefunden hat. Grimmt und müde reist Elisabeth nach Gastein, zum Kaiser. In Wien gibt es ein neues Problem um Rudolf, der sich in die Zwangsjacke der verordneten Ehe nicht fügen will. Und dann stehen eines Tages Vater und Mutter des Kronprinzen vor dem Toten, der zusammen mit der Baronin Vetsera Selbstmord verübt hat . . .

Ruhe, Ruhe! schreit alles in der gequälten Frau. Wieder beginnt eine hoffnungslose Flucht durch Europa. Nie geht sie anders aus als tief verschleiert. Ihr einst so schönes Gesicht ist von Alter und Krankheit gezeichnet. Sie hetzt ruhelos umher, scheint gefühllos gegen alle und alles, trägt nur schwarze Kleider. Ihre Schwester Helene, die einst Kaiserin werden sollte, stirbt in Elisabeths Armen. Sie flüchtet weiter. In Marseille sitzt sie in Hafenkneipen, beobachtet die Menschen — ihr einziges Vergnügen. Wieder eine Schreckensnachricht: Sophie, ihre jüngste Schwester, ist in Paris bei einer Brandkatastrophe umgekommen. Die sterblichen Reste der Toten können unter denen der 119 anderen Opfer nicht einmal identifiziert werden . . .

Ueber San Remo, München, Nauheim führt die ziellose Flucht nach Genf. Sie wohnt in einer Privatvilla, läßt die Habsburger Flagge einziehen — niemand soll sie erkennen, niemand von ihrer Anwesenheit wissen. Am 10. September 1898 will sie von Genf nach Caux mit dem Schiff fahren. Mit ihrer Hofdame überquert sie die Uferpromenade. Ein Mann kommt ihnen entgegen, springt auf seltsame Art hinter die Bäume, bis er in die Nähe der Kaiserin gelangt. Dann stürzt er auf sie zu, sie fühlt einen Schlag gegen die Brust. Man richtet sie auf. „Es ist nichts geschehen!" Sie begibt sich aufs Schiff. Plötzlich wird sie blaß, sinkt um, verliert das Bewußtsein. Man reißt ihr das Kleid auf. Genau über dem Herzen eine dreieckige Wunde — ein Dolchstoß. Der Kapitän läßt den Dampfer umkehren. Als Elisabeth an Land getragen wird, ist sie bereits tot.

In der Wiener Hofburgkapelle ruht ihr Sarg. Aufrecht steht der Kaiser vor der Toten. Dann, als der Pfarrer spricht, beginnen seine Hände zu zittern. Seine Augen füllen sich mit Tränen. Er schreitet hinaus in den Herbsttag, in das Grau seines einsamen Lebens, das Elisabeth nicht lange mit ihm geteilt hat. Er hat nicht nur eine Tote beweinen, die er einst liebte; eine Epoche habsburgischer Historie ist zu Ende, bald ersetzt ein Kaiserreich das letzte Kapitel seiner Geschichte.

Hüterin des Werkes von Bayreuth

Zum 100. Geburtstage Cosima Wagners am 25. Dezember / Nach persönlichen Erinnerungen von Margarete von Olfers

Cosima Wagner (Zander-K.)

Als ich einmal als Kind bei meiner Tante, der Künstlerin Marie von Olfers, war, in deren Haus die alten gesellschaftlichen Traditionen des berühmten Berliner „Salons" noch aufrecht erhalten wurden, erschien in einem ihrer Teeabende auch Cosima Wagner. Und es ist mir ein sehr lebhaftes Bild von ihr im Gedächtnis geblieben: ich sehe sie auf dem alten, von Schinkel entworfenen Empire-Sofa sitzen. Sie trug ein schwarzes Kleid, das in wundervollen Falten um ihre schmale, hagere, aber vom Alter ungebeugte Gestalt fiel. Ihr weißes Haar lag loker und weich gewellt um ihre Schläfen, sie trug es kurz nach dem Tode Richard Wagners, dem sie die Fülle ihres berühmten Goldhaares mit in den Sarg gegeben hatte. Sie saß sehr aufrecht neben meiner Tante, die, obwohl zehn Jahre älter, weißgekleidet mit ihrem schneeigen Lockenkopf und rosigen Gesicht, kindlich zart gegen ihren Gast erschien. Und ich erinnerte mich, daß mir meine Tante auf mein Befragen, wie Cosima aussähe, geantwortet hatte, sie erinnere an jene Bilder des Mittelalters, die Heilige gegen und stolzen Hüter auf den Grabplatten gotischer Kirchen . . . ja, so sah sie aus mit den scharf gepfählten Zügen, der aufrechten und hoch leidten Haltung. Aber im Gespräch wurde die Strenge gelöst, aus den Augen Cosimas strahlte jugendlich frisches Leben und Temperament, und zuweilen war da auch ein Ausdruck von Lobgelöstheit und schalkhafter Personenheit, vorherrschend aber eine bezaubernde frauenhafte Güte.

„Cosima sieht nicht nur äußerlich einem Ritter ähnlich, sie hat auch in ihrem Wesen etwas von ihnen", hatte mir meine Tante gesagt, ja sie kenne kaum jemand, der so aufrecht und furchtlos sein Panier durch das Leben trage, edel in des Wortes wahrster Bedeutung, leidenschaftlich für das Kämpfend, daß sie einmal als recht und gut erkannt habe. Ehrfürchtig sah ich zu der Frau hinüber, die mir so geschildert worden war. Ich hörte das Wort Bayreuth, das mir schon ein Begriff war und sah, wie Cosimas Augen in edler Begeisterung leuchteten und fühlte die Bewegung meiner Tante.

Damals in Berlin kam die Ehe Cosimas mit Hans von Bülow zustande, die sich so verhängnisvoll für ihr beiderseitiges Schicksal auswirken sollte. Es war die Kunst, die die so wesensverschiedenen jungen Menschen zusammenführte — und die Bayreuthrung für Wagner. Hans von Bülow hatte sich mit der ganzen Kraft seines Künstlertums als Vorkämpfer für den damals verkannten Meister und seine Schöpfungen eingesetzt, und gerade in diesem Kampf für das Genie Wagners verfiard ihn Cosima, die leidenschaftliche Verehrerin des Meisters, den sie persönlich bisher nur flüchtig als Halberwachsene kennen gelernt hatte. Es ist bezeichnend für Cosima, daß sie sich nach jenem Konzert mit Bülow verlobte, in dem er eine Niederlage mit der Erstaufführung der Tannhäuser-Ouvertüre erlitten hatte. Der so überaus sensible Künstler war nach diesem Mißerfolg ohnmächtig im Künstlerzimmer zusammengebrochen. Cosima erwartete die Rückkehr des vom Publikum so tief Verletzten, trotz der späten Stunde in der Wohnung seiner Mutter; sie fühlte, daß sie ihm beistehen müsse und konnte keine Ruhe finden. Bülow war tief bewegt über dieses zarte Verständnis und empfand Cosimas Gegenwart gerade in diesem Augenblick als einen so großen Trost, daß er ergriffen äußerte, wie unsagbar schwer ihm der Gedanke sei, daß sie Berlin wieder verlassen würde. Cosima erwiderte, dann wäre es ja das Einfachste, sie bliebe für immer . . .

Damit waren sie verlobt. Zwei Menschen kamen auf der Basis des Mitgefühls und der Bewunderung zusammen und glaubten, darauf ihren Bund gründen zu können. Zwei Menschen, wie man sie sich charakterlich nicht verschiedener denken kann. Bülow nervös, kränklich und in sich befangen, empfand sich selbst als den schriftdeutlichen Teil. Cosima mit ihrem scharfen männlichen Verstand, ihrer Selbstdisziplin, ihrer Neigung, das „Schwerste still zu tragen" und zu verbergen, nahm alle Lasten auf sich. Sie war leidenschaftlich und hingebungsvoll. Bülow, in tiefster Seele verletzbar und sensibel, aber äußerlich kühl, achtete dessen nicht.

Wagner spricht in dieser Zeit oft von einer „milden" Cosima, von ihrer „Zurückhaltung ihm gegenüber", „ihrem düsteren Schweigen". Ein besserer Menschenkenner als Bülow, der sich schon in alles schicken. Während er so überlegte und sein hageres Gesicht sich verdunkelte, wußte er gleichzeitig, daß er ihr Unrecht tat. Sie schaute wohl neben Barton, aber schaute lange zu ihm herüber, sie wartete auf einen Wink wie in alten Tagen.

Aber Brandes blieb bei seinen Leuten; nun ging er zum dritten Pfeiler hinüber, der fast am anderen Ufer lag.

Ihr Blick wurde unsicher; sie wandte sich ab. Barton schaute sie an.

„Am Donnerstag, also in drei Tagen, kommt die Kommission. Ich glaube, dann können wir bald fahren, Fräulein Willa. Ist es Ihnen recht?"

Sie nickte.

„Henderson hat das Wunder fertiggebracht", sagte er mit einem kurzen Seitenblick zum Fluß, „die Brücke wird genau zum Termin fertig. Ich hätte es kaum noch geglaubt. So weit geht alles also in Ordnung."

„Ja, wir wollen fort, — was sollen wir noch hier!"

Sie gingen langsam zur Station hinüber. Barton schaute vor sich, dann warf er Willa einen raschen Seitenblick zu. Sie war in Gedanken. Sie sah kaum, wohin sie gingen. Auf der Veranda waren sie allein.

Sie setzte sich an den Tisch. Barton ging auf und ab.

„Ich muß Ihnen etwas sagen, Fräulein Willa", sagte er plötzlich. Er blieb stehen und sah sie an. Sie schaute rasch auf und warf ihm einen fragenden Blick zu.

Er stand nun an der Brüstung.

„Sie haben einmal geglaubt, daß ich Sie wegen Ihres Reichtums verfolgte, Fräulein Willa, und das machte sie mißtrauisch." Sie schaute vor sich, eine Röte ergoß sich über ihr bleiches Gesicht, dann machte sie eine unwillige Handbewegung.

„Nun, wir wollen darüber nicht mehr reden", fuhr Barton fort. „Das war alles und ist nun vorbei. Aber Sie sollen wissen, daß ich es ehrlich meine. Ich stehe noch immer zu ihrer Verfügung, auch heute", er stockte und fing ihren hastigen Blick auf, „auch heute noch", fuhr er weiter, „wenn Sie auch Ihr Vermögen verloren haben."

„Ja, wir wollen fort, — was sollen wir noch hier!"

Willa sah wie versteinert. Was meinte er nun. Sie verstand seine Worte nicht. Wie konnte sie ihr Vermögen verloren haben. Wenn auch Onkel John ihr nicht mehr allzuviel vermacht haben konnte, auf sie wartete noch das Vermögen, das ihr Vater ihr hinterlassen hatte.

Er sah ihre stumme Frage.

„Ja, Sie haben Ihr Vermögen verloren, Fräulein Willa, oder wenigstens annähernd. Es fällt mir schwer, Ihnen das alles zu erzählen, aber einer muß es Ihnen sagen. Und wenn es der Notar getan hätte; seine trockenen, geschäftsmäßige Art hätte Sie noch mehr betroffen."

„Was haben Sie?" rief sie hastig, ihr Blick war flehend auf ihn gerichtet.

Er schaute vor sich, er zögerte.

„Ihr Onkel hat Ihr Vermögen angekafkeet. Er hat spekuliert, und es ist fast ganz verlorengegangen." Er wagte es nicht, sie anzuschauen, als er ihr diese Mitteilung machte. Er sah zur Seite.

Er wartete, aber sie sprach nicht. Sie saß ganz ruhig auf dem Stuhl, die milden Hände im Schoß und starrte vor sich hin.

„Er kaufte Aktien", fuhr Barton fort, „und es war vor gut drei Jahren. Er wollte mit Ihrem Geld arbeiten und später die Aktien verkaufen, um Ihr Vermögen wieder zu hinterlegen. Aber dieser Kauf war ein Fehlschlag. Die Papiere fielen immer mehr, und jetzt sind sie nur noch einen Bruchteil ihres Kaufpreises wert."

Sie sprach immer noch nicht, aber sie verstand alles. Nun wußte sie, warum Onkel John dieses Ende gefunden hatte.

„In diesen Tagen ist, soviel ich weiß, der Teermin, an dem Ihr Onkel über seine Verwaltung Ihres Vermögens Rechenschaft ablegen muß, der Tag, an dem Sie großjährig werden, Fräulein Willa."

Sie nickte.

„Warum hat er es mir nicht gesagt", sagte sie dann leise. „Darum — darum brauchte doch nicht alles so zu kommen."

„Er wollte die — Schande nicht überleben", sagte Barton halblaut. „Er war einer der angesehensten Männer in London. Er dachte an den guten Ruf des Hauses, an die Hochachtung, die Ihrem Vater früher entgegengebracht wurde, — ob ich kann ihn wohl verstehen."

„Waren es diese Verumtnen?" fragte sie ihn. Ihr Blick war trübe und trostlos.

Er nickte.

„Er hoffte immer noch, daß die Aktien stiegen und daß alles noch gut ging. Aber es war ein unglückliches Geschäft."

Sie schaute an ihm vorbei, in ihren Augen standen Tränen.

„Seien Sie unbesorgt", sagte er. „Vergessen Sie nicht, daß ich noch da bin."

Sie schien es nicht gehört zu haben. Er wartete noch, dann ging er leise über die Veranda ins Haus.

Viel heilig ist die Zeit . . .

Von Karl Burkert

So sanft der Mond, so lind der Schnee,
und jedes Herz bereit.
Kein Zwist im Wort, im Tun kein Weh:
vielheilig ist die Zeit.

Kaum kennt man noch voll Glanz den Raum,
der sonst die Stube war.
Das Kind staunt an den Lichterbaum
mit Glas und Engelhaar.

Man singt die Mär vom heiligen Christ,
noch immer tönt sie jung.
Man fühlt wie man getröstet ist
von der Verkündigung.

Und denkt an einen hohen Stern,
sieht wandeln ihn in Pracht.
Kein Weg ist fremd, kein Glück ist fern,
im Wunder dieser Nacht.

Die Reise nach UGANDA

Roman von Bernd Angerhausen

8. Fortsetzung

Sie errötete, lächelte, schaute vor sich und setzte sich wieder. Brandes schaute zur Seite, er schien zerstreut zu sein. Er nickte Henderson zu. Bartons Gesicht war glatt wie immer. Sie sahen sich beide an, und der junge Ingenieur bemerkte ein ganz leises spöttisches Zucken um seinen Mund.

Er warf seinen Hut auf einen Stuhl und stürmte an den dreien vorbei ins Haus.

Henderson saß wie erstarrt. Willa hatte ihr Taschentuch in der Hand. Barton nahm eine Zigarette.

„Seltsames Benehmen," sagte er lässig und schaute nach draußen.

„Das geht wirklich zu weit," knurrte auch Henderson. „Ich werde einmal mit ihm reden müssen." Er wollte aufspringen. Willa legte ihm die Hand auf den Arm. Er sah sie an.

„Bleiben Sie, Henderson," murmelte sie.

Sie schwiegen. Henderson nahm umständlich seine Pfeife vor, dann rauchte er grimmig. Willa war zur Brüstung gegangen. Sie schaute zu den neuen Wagen hinüber, aber ihre Gedanken waren anderswo.

Sie wandte sich um und schaute Henderson ernst an. Sie stockte ein wenig, als sie zu sprechen anfing.

„Hat Herr Brandes — es abgelehnt, mit Herrn Barton zur Stadt zu fahren? Ich meine, als Herr Barton nach mir suchen wollte?"

Henderson schaute langsam auf.

„Ja," nickte er, „er wollte einfach nicht. Wirklich, er hat es rundweg abgeschlagen. Kann es nicht verstehen, was mit ihm ist."

Sie trat einen Schritt vor, dann wandte sie sich ab und schaute wieder nach draußen. Brandes war auf seinem Rimmer, sie hörte, wie die Fensterläden gingen. Willa wunderte sich, in ihr war alles wie tot. Was wollte sie noch hier auf der Station? Onkel John hatte sie verlassen, und ob die Arbeit hier nun richtig an den Kam oder nicht, ging sie wenig an. Sie hatte Sehnsucht nach der Heimat. Sie dachte an Tante Martha auf Grove Manor; dort war alles kühl und frisch, und die Tage vergingen in Stille und Geborgenheit. Der finstere Streit dieser Männer, dieser Kampf um die Brücke über diesem weltverlorenen Urwaldfluß, alles war so häßlich und beängstigend. Sie wußte nicht, wie ihr war. Neben der tiefen Trauer um ihren Onkel stand immer warnend und drückend dieses Gefühl einer nahenden Katastrophe. In der grellen Sonne schien über dem öden Busch und der kleinen Station darin der Schatten eines nahenden Unwetters zu liegen, die Schwüle schwer. Sie fühlte sich verlassen, und am liebsten wäre sie zu Henderson geeilt, um an der Schulter des Alten zu weinen, um sich an ihm zu halten. Alle hatten sie vergessen.

Dann dachte sie wieder an die Abreise. Aber da war drüben hinter dem Hause das einsame Grab. Onkel John war in diesen letzten Wochen und Monaten gewesen, als ahne er sein baldiges Ende voraus. Wie ein Verhängnis hatte es ihn hierhin getrieben. Alles was sie bei ihrer Entführung im Busch aufgestanden hatte, die Erniedrigung und die Hoffnungslosigkeit der Verschleppung, hatte sie fast vergessen; es bedeutete ihr wenig gegen diese Ungewißheit und die Angst, die nun lähmend auf ihr lastete.

Wieder dachte sie an die beiden Männer, die sie begehrten. In Brandes hatte sie sich getäuscht und auch in Barton. In der Stunde der Gefahr hatte Brandes es vorgezogen, seine ganze Kraft nur seiner Arbeit zu widmen. Barton aber hatte es nicht in Ruhe gelassen, bis er sie wiedergefunden hatte. Vorläufig war es nur die Dankbarkeit, die sie trieb, Bartons Gesellschaft zu dulden, sie sogar zu suchen. Dafür hatte dieser deutsche Ingenieur doch Verständnis haben müssen, aber er benahm sich wie ein Kind. Seine Pflicht wäre es gewesen, eine Aussprache mit ihr zu suchen. Er haßte Barton, aber er mußte doch einen Grund haben für diese Voreingenommenheit gegen diesen Mann, der nun sein Chef war. Brandes war ihr eine Erklärung schuldig. Warum nährte er dieses Mißverständnis, das vor ihrer Entführung so unverschens zwischen ihnen aufgekommen war. Irgendein war doch so Schlimmes geschehen, daß nur eine kleinliche Natur solche Gefühle weiter nähren konnte. Sie hatte sich in Brandes getäuscht, aber dieser Gedanke schmerzte sie tief.

Nachmittags ging sie mit Barton zum Ufer. Sie schauten zur Arbeitsstelle hinüber. Alles war in Bewegung. Das Mauerwerk der schweren Pfeiler wurde sichtbar. Max Brandes stand beim zweiten Pfeiler und gab den Leuten oben auf ihrem Gerüst laut Anweisungen. Er schien die beiden Zuschauer nicht zu sehen.

Aber er sah sie wohl. Barton war nun sein Chef geworden, die Firma war schon auf ihn übergegangen. Und nun gehörte ihm auch Willa. Sie schien sich damit abgefunden zu haben, und wenn erst einmal ihr Schmerz um den toten Onkel verflogen war, würde sie sich schon in alles schicken. Während er so überlegte und sein hageres Gesicht sich verdunkelte, wußte er gleichzeitig, daß er ihr Unrecht tat. Sie schaute wohl neben Barton, aber schaute lange zu ihm herüber, sie wartete auf einen Wink wie in alten Tagen.

Aber Brandes blieb bei seinen Leuten; nun ging er zum dritten Pfeiler hinüber, der fast am anderen Ufer lag.

Ihr Blick wurde unsicher; sie wandte sich ab. Barton schaute sie an.

„Am Donnerstag, also in drei Tagen, kommt die Kommission. Ich glaube, dann können wir bald fahren, Fräulein Willa. Ist es Ihnen recht?"

Sie nickte.

„Henderson hat das Wunder fertiggebracht", sagte er mit einem kurzen Seitenblick zum Fluß, „die Brücke wird genau zum Termin fertig. Ich hätte es kaum noch geglaubt. So weit geht alles also in Ordnung."

„Ja, wir wollen fort, — was sollen wir noch hier!"

Sie gingen langsam zur Station hinüber. Barton schaute vor sich, dann warf er Willa einen raschen Seitenblick zu. Sie war in Gedanken. Sie sah kaum, wohin sie gingen. Auf der Veranda waren sie allein.

Sie setzte sich an den Tisch. Barton ging auf und ab.

„Ich muß Ihnen etwas sagen, Fräulein Willa", sagte er plötzlich. Er blieb stehen und sah sie an. Sie schaute rasch auf und warf ihm einen fragenden Blick zu.

Er stand nun an der Brüstung.

„Sie haben einmal geglaubt, daß ich Sie wegen Ihres Reichtums verfolgte, Fräulein Willa, und das machte sie mißtrauisch." Sie schaute vor sich, eine Röte ergoß sich über ihr bleiches Gesicht, dann machte sie eine unwillige Handbewegung.

„Nun, wir wollen darüber nicht mehr reden", fuhr Barton fort. „Das war alles und ist nun vorbei. Aber Sie sollen wissen, daß ich es ehrlich meine. Ich stehe noch immer zu ihrer Verfügung, auch heute", er stockte und fing ihren hastigen Blick auf, „auch heute noch", fuhr er weiter, „wenn Sie auch Ihr Vermögen verloren haben."

„Ja, wir wollen fort, — was sollen wir noch hier!"

Willa sah wie versteinert. Was meinte er nun. Sie verstand seine Worte nicht. Wie konnte sie ihr Vermögen verloren haben. Wenn auch Onkel John ihr nicht mehr allzuviel vermacht haben konnte, auf sie wartete noch das Vermögen, das ihr Vater ihr hinterlassen hatte.

Er sah ihre stumme Frage.

„Ja, Sie haben Ihr Vermögen verloren, Fräulein Willa, oder wenigstens annähernd. Es fällt mir schwer, Ihnen das alles zu erzählen, aber einer muß es Ihnen sagen. Und wenn es der Notar getan hätte; seine trockenen, geschäftsmäßige Art hätte Sie noch mehr betroffen."

„Was haben Sie?" rief sie hastig, ihr Blick war flehend auf ihn gerichtet.

Er schaute vor sich, er zögerte.

„Ihr Onkel hat Ihr Vermögen angekafkeet. Er hat spekuliert, und es ist fast ganz verlorengegangen." Er wagte es nicht, sie anzuschauen, als er ihr diese Mitteilung machte. Er sah zur Seite.

Er wartete, aber sie sprach nicht. Sie saß ganz ruhig auf dem Stuhl, die milden Hände im Schoß und starrte vor sich hin.

„Er kaufte Aktien", fuhr Barton fort, „und es war vor gut drei Jahren. Er wollte mit Ihrem Geld arbeiten und später die Aktien verkaufen, um Ihr Vermögen wieder zu hinterlegen. Aber dieser Kauf war ein Fehlschlag. Die Papiere fielen immer mehr, und jetzt sind sie nur noch einen Bruchteil ihres Kaufpreises wert."

Sie sprach immer noch nicht, aber sie verstand alles. Nun wußte sie, warum Onkel John dieses Ende gefunden hatte.

„In diesen Tagen ist, soviel ich weiß, der Teermin, an dem Ihr Onkel über seine Verwaltung Ihres Vermögens Rechenschaft ablegen muß, der Tag, an dem Sie großjährig werden, Fräulein Willa."

Sie nickte.

„Warum hat er es mir nicht gesagt", sagte sie dann leise. „Darum — darum brauchte doch nicht alles so zu kommen."

„Er wollte die — Schande nicht überleben", sagte Barton halblaut. „Er war einer der angesehensten Männer in London. Er dachte an den guten Ruf des Hauses, an die Hochachtung, die Ihrem Vater früher entgegengebracht wurde, — ob ich kann ihn wohl verstehen."

„Waren es diese Verumtnen?" fragte sie ihn. Ihr Blick war trübe und trostlos.

Er nickte.

„Er hoffte immer noch, daß die Aktien stiegen und daß alles noch gut ging. Aber es war ein unglückliches Geschäft."

Sie schaute an ihm vorbei, in ihren Augen standen Tränen.

„Seien Sie unbesorgt", sagte er. „Vergessen Sie nicht, daß ich noch da bin."

Sie schien es nicht gehört zu haben. Er wartete noch, dann ging er leise über die Veranda ins Haus.

Sie saß nun allein, alles um sich vergessend. Es war schlimm, daß sie nun arm war. Aber warum hatte ihr Onkel John nicht alles das anvertraut! Sie würde sich schon darin geschickt haben. Und nun fühlte sie sich fast schuldig an seinem Tode. Sie sah und grübelte und merkte nicht, wie die Stunden vergingen.

Abends kam Max Brandes von der Baustelle. Er ging über die Veranda ins Haus. Er erblickte Willa, sie sah an ihm vorbei. Er blieb zornig stehen, schien auf sie zugehen zu wollen und ging dann eilig ins Haus. Sie rührte sich nicht, sie hatte ihn nicht bemerkt, sie hatte ihre Umwelt vergessen.

Anderntags kamen zwei Beamte der Polizei aus Nairobi. Willa mußte ihnen Rede und Antwort stehen. Barton wurde ebenfalls vernommen. Barton wußte die Straße nicht genau anzugeben, wo das Haus der Entführer lag. Willa konnte es noch weniger. Auch ihre Beschreibung der räuberischen Buschklepper war zu allgemein gehalten. Die Beamten versprachen, eine genaue Durchsuchung des Eingeborenenviertels vornehmen zu lassen, aber man sah es ihnen an, daß sie mit diesem Ausgang der Sache unzufrieden waren.

Allerdings, daß ein Zivilist wie Barton ihnen zuvorgekommen war und diese Londoner Dame befreit hatte, schien ihren Ehrgeiz doch ein wenig zu kränken.

So blieben sie nicht lange; sie fuhren schon nachmittags wieder zur Stadt. Ueber die Lichtung am Fluß klang nun das lustige Klopfen der Hämmer, die Eisenträger wurden zum Fluß gebracht; es war eine Arbeit, die die ganze Aufmerksamkeit der beiden Ingenieure erforderte. Fast ohne Pause waren die Maurer unten im Fluß an der Arbeit, auch der dritte Pfeiler ging seiner Vollendung entgegen, die Legung des Brückenlagers mußte nun vorbereitet werden.

Noch ein Tag rastloser Arbeit, die die beiden Männer und ihre braunen Kulis bis tief in die Nacht festhielt, und es kam die angekündigte Kommission. Es waren zwei Regierungsbaulente und ein Beamter der Verwaltung. Die beiden Ingenieure und Barton empfingen sie unten an der Lichtung. Auch Willa hatte ein kurzes Gespräch mit den Herren, sie waren sehr aufmerksam zu ihr. Sie hatten von ihrer Entführung und Bartons Tod gehört.

Dann folgte die Besichtigung der Bauarbeiten. Willa sah sie zum Fluß gehen. Max Brandes sprach, er gab hier und dort Erklärungen ab, man lauschte ihm aufmerksam. Als sie zurückkamen, waren die Besucher weniger zurückhaltend als bei ihrer Ankunft, sie waren angenehm enttäuscht worden. Als alte Fachleute hatten sie volles Verständnis für die schwere Arbeit dieser beiden Ingenieure hier im Urwald. Außerdem sahen sie, daß die Lerobibrücke doch noch rechtzeitig fertig wurde.

Sie waren im Haus, und Willa sah, wie sie voller Bewunderung das große Löwenfell prüften. Sie gratulierten Max Brandes. Früh am Abend fuhren sie wieder.

Barton sah sie an.

„Nun sind wir an der Reihe", sagte er.

Sie nickte müde.

„Ja, fahren wir."

Er ging zu Henderson.

Willa stand einsam auf der Veranda. Es war die frühe Abendstunde. Unten am Fluß ging noch die Arbeit weiter. Max Brandes war noch dort. Sie hörte das einförmige, von einem leisklingen Rhythmus getragene Singen der Kulis. Henderson hatte ihr erzählt, daß die Kulis eine Sammlung durchaeführt und für Max Brandes, der sie von dem menschenfressenden Löwen befreite, ein Geschenk bestellt hätten. Es war eine prachtvolle silberne Bowle, die der einzige Goldschmied in Nairobi arbeitete. Sie hatte ihn überrascht angesehen. Diese Kulis schienen alle so feltsam zu sein, irgendwie nicht ganz ernst zu nehmende Menschen, und jetzt mußte sie an ihnen diesen rührenden Zug entdecken. Purdab hatte sogar ein kurzes Gedicht aufgesetzt, hatte Henderson erzählt, es war in Hindustani verfaßt und begann mit einem Gruß an „Allah, den Allerhornner und Barmherzigen". Purdab hatte es Henderson gezeigt, er kam mit dem schmutzigen Papier zur Willa und las ihr einige Stellen vor, um sie dann zu übersetzen.

„Ich, Purdab, kam von Indien nach Afrika und fand ein feltsames Land", sie murmelte diese Worte leise vor sich hin. So hieß es in diesem naiven Gedicht. Auch für sie war diese Reise nach Afrika, in dieses wilde Buschland, voller Ueberraschungen gewesen. In zwei oder drei Tagen würden sie die Rückreise antreten. Sie und Barton würden diese einsame Station verlassen, wo sie so viele seltsame und traurige Dinge erlebt hatte.

Aber, nun der Abschied vorstand, war sie bedrückt und mutlos. Was würde nun werden. Wie würde sie ihr Zuhause wiederfinden? Alles würde sich ändern, sie ging anderen Verhältnissen entgegen, alles war noch ungewiß. Onkel John war nicht mehr, ein anderer saß nun an seiner Stelle, und diesem anderen war sie zu Dank verpflichtet. Barton hatte sie aus den Händen dieser Buschkleyper befreit. Sie lächelte traurig vor sich hin. Sie hatte den Räubern ein reiches Lösegeld versprochen, hatte mit ihrem Reichtum geprahlt. Und sie hatte nicht gewußt, daß sie nun arm war. Wer hätte für sie ein Lösegeld zahlen können! Vielleicht wäre Barton auch dann eingesprungen.

Sie dachte daran, mit wieviel Hoffnungen sie diese Reise angetreten hatte. Onkel John sollte unterwegs gesundwerden, unter anderen Menschen und Verhältnissen wieder frische Kräfte schöpfen. Wie hatte sie sich getäuscht. Alles war anders geworden. Alles hatte sich für sie gewandelt, sie war nicht nur äußerlich großjährig geworden. Das frohe, unbeschwerte Leben war für sie zu Ende. Onkel John lag nun drüben im einsamen Grab, für ihn war diese Station im Urwald Schicksal geworden, für ihn und für sie. Für andere war es nur eine einfache Raststelle, dachte sie bitter, auf der sie arbeiteten, Geld verdienten und sich, wenn sie etwas Glück

hatten, nach Anerkennung und Lob holten. Mehr nicht, diese beiden Ingenieure und die Kulis würden bald eine andere Arbeit anpacken und die Station am Lerobi vergessen und mit ihr den einsamen Toten und sie selbst, das launenhafte und verwöhnte Mädchen aus London.

Drüben ging Max Brandes über den Platz, er wollte zu den großen Lagerschuppen. Sie sah ihn an, aber er schaute nicht herüber, er wollte sie nicht sehen. Sie wandte sich brüsk um und ging ins Haus.

Barton kam ihr entgegen.

„Wann reisen wir?" fragte sie rasch mit zuckenden Lippen.

„Montag, also in drei Tagen."

Sie nickte. „Ich danke Ihnen", rief sie.

Henderson hatte diese kleine Szene auf der Veranda gesehen.

Er ging zum Fluß. Es war Feierabend. Er suchte Max Brandes.

Der junge Ingenieur stand auf dem hohen Damm, schrie zu den Kulis hinüber und wartete, daß der Abmarsch sich ordentlich vollzog. Henderson wartete am Ufer. Max Brandes kam als letzter. Er nickte Henderson zerstreut zu.

„Was haben Sie?" fragte Henderson und hielt ihn am Arm.

Brandes schaute zur Seite, sein Blick war abwesend.

Henderson sah, daß er litt. Er schüttelte den Kopf.

„Es geht doch alles gut", sagte jetzt Brandes und zeigte mit einer weiten Handbewegung um sich. „Die Brücke wächst, bald sind wir hier fertig. Wir haben es geschafft."

„Nein, nein", rief Henderson, „das meine ich nicht." Er ließ Brandes nicht los. „Was haben Sie mit Willa?"

Der junge Ingenieur antwortete nicht. Er schaute trotzig zur Seite.

„Meine Sache ist es ja nicht", meinte Henderson ernst. „Aber neulich haben Sie sich nicht gerade einwandfrei benommen. Und eben sind Sie wieder an ihr vorbeigegangen, ohne zu grüßen. Wissen Sie, daß sie ihr ganzes Vermögen verloren hat?"

Brandes fuhr auf.

„Was, Sie weiß es schon!" rief er.

Henderson stutzte. „Sie wissen das schon?"

Brandes schwieg.

„Nun gut", sagte der Alte, „ich weiß nichts, aber als sie zuerst hier ankam, sie und ihr armer Onkel, da waren Sie freundlich und gut zu ihr, Brandes. Ich habe es gern gesehen, wirklich, denn sie ist ein guter Mensch. Und nun ist alles wie verhext."

Henderson lächelte ein wenig. „Erst war es die Brücke, die verhext war", fügte er hinzu, „und nun können Sie beide nicht wieder zusammenfinden."

Brandes sann nach. Henderson wartete geduldig.

Sie standen nun allein am Ufer. Hinter dem Damm floß der Lerobi mit grünem, rubig fließendem Wasser. Der Damm hatte dem Fluß ein neues Bett gewiesen, aber bald würde er wieder seinen alten Weg finden. Drei wuchtige Pfeiler standen fertig, dazwischen waren Holzgerüste im Werden, nun begann der Bau der Brückenbahn. Die Eisenträger mußten geleigt werden. Nur noch kurze Wochen, dann rollte der erste Zug über den Lerobi.

„Sie und Barton", murmelte Brandes, „warum tut sie das! Ich kann es nicht sehen!"

„Ich wohl", antwortete Henderson. „Sie ist ihm dankbar. Er hat sie befreit. Er bietet ihr eine Zukunft, er verläßt sie nicht, obschon sie ihr Vermögen verloren hat."

Brandes lachte bitter.

„Immer er, er und er! Und sie — sie muß ihm doch nicht dankbar sein!"

Henderson war ärgerlich.

„Ich habe Ihnen doch die Möglichkeiten geboten, mit zur Stadt zu fahren. Sie sollten sich um Willa kümmern. Aber Sie haben es abgelehnt. Sie weiß es, sie hat mich gefragt, und ich mußte ihr die Wahrheit sagen."

Brandes schüttelte den Kopf.

„Ja, ja", sagte er stockend. Dann ging er erregt auf und ab.

„Ach, ich halte es nicht mehr aus", rief er und blieb stehen. „Kann ich ihr sagen, daß John Vandoren schuldig ist? Daß ihr Onkel, den sie wie einen Vater liebte, ein Verbrechen begangen hat! Ich kann es nicht. Wir hatten uns ein bißchen verzankt. Ich will es Ihnen sagen, Sie sollen es wissen, Henderson. Ich hatte es ein bißchen gewollt. Ich wollte es, daß Barton sich ihr wieder näherte. Ich wollte, daß er sich wieder Hoffnungen machen konnte. Von mir war alles als Spiel gedacht. Hören Sie das!" rief er und packte Henderson am Arm.

„Nein, nein, Sie verstehen es nicht", murmelte er verzweifelt, als er Hendersons Ratlosigkeit sah. „Sie verstehen es nicht, Henderson. Nur wenn Barton glaubte, sich wieder Hoffnungen machen zu dürfen, war noch etwas zu retten. Es war eine Jagdlist, ich mußte sie anwenden. Aber sie hat es auch nicht verstanden. Sie hat alles ernst genommen. Und nun verachtet sie mich, nun hält sie zu diesem — Barton. Ich durfte ja gar nicht mit zur Stadt fahren! Ja, wenn das mit dem Tintenfaß nicht geschehen wäre!" sagte er leise hinterher und ballte die Faust.

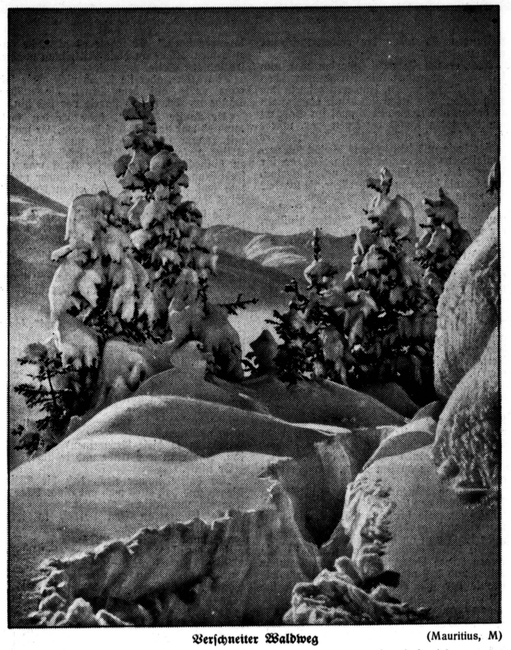
Er schaute wild an Henderson vorbei.

Der Alte stand ratlos.

„Was um alles in der Welt", murmelte er ratlos, „was meinen Sie, Brandes. Was ist mit diesem Tintenfaß. Sie sprechen in Rätseln."

Er schaute ihn an. Vielleicht war die furchtbare Arbeit der letzten Wochen für diesen jungen Mann zuviel gewesen. Seine Gedanken hatten sich verwirrt, das war wohl so, und man mußte sorgen, daß dieser junge Mann bald ausspannen konnte.

Max Brandes stand stumm vor dem Alten. Er sah ihn mit einem schmerzlichen Lächeln



Verschneiter Waldweg (Mauritius, M)

an. Dann schüttelte er den Kopf und legte die Hand auf die Brust. Da war noch immer Vandorens Brief. Er trug ihn immer bei sich.

„Ich darf es nicht sagen", murmelte er, „nein, ich darf es nicht sagen, und wenn ich darüber zugrunde gehe. Willa darf es nicht wissen."

Er stand eine Weile und sann nach.

„Ja, ich war erst gut und freundlich zu ihr, wie sie zu mir. Aber dann kam es damals mit dem Jagdausflug. Sie glaubte wohl, ich müsse ihr immer zur Verfügung stehen. Die Brücke stand auf dem Spiel. Sie wissen es, Henderson, und Sie sind ich, die konnten nicht vom Bau weggehen. Aus spielerischer Laune verletzte sie mich. Bei mir war es nicht Laune, es war — Liebe. Nun wissen Sie es, Henderson. Glauben Sie wohl, ich wäre noch lieber mit bei dem Ausflug gewesen, und es schmerzte mich, daß sie so wenig Verständnis für mich zeigte. Aber es war alles nur spielerischer Trotz, auf beiden Seiten, ja ja. Aber nachher habe ich gedacht, ich müsse dieses Spiel bewußt fortsetzen. Ein gefährliches Spiel. Um ihr zu helfen, mußte ich meine Liebe verleugnen, Henderson. Sie sollte wieder frei werden, sie sollte möglichst rasch von den Räubern weggekommen, die sie entführt hatten. Aber wenn sie mir nur ein kleines Zeichen gegeben hätte! Daß sie es bedauerte, daß ich so abweisend war und so häßlich. Und nun zu denken, daß sie sich an Barton hängt." Er ging verzweifelt auf und ab. „Alles geht um Vandoren", sagte er plötzlich lauter, „ich könnte alles aufklären."

Henderson war ratlos, er wußte keine Antwort. Alles, was Brandes sagte, war so wirr und wild, es machte ihn traurig und besorgt. Sie waren immer wie Freunde gewesen.

„Daß sie alles vergessen hat!" rief Brandes noch einmal. „Warum setzt sie dieses Spiel fort! Ich könnte alles erklären, es könnte alles wieder anders werden." Er schüttelte den Kopf, „aber nicht um diesen Preis. Sie soll ihn in ehrendem Andenken halten." Damit zeigte er über die Schulter zur Station.

„Reden Sie doch verständlich", drang Henderson in ihn. „Sagen Sie mir doch alles."

„Selbst wenn ich es jetzt wollte", sagte Brandes und schaute vor sich, „würde ich es nicht mehr tun. Warum hält sie zu Barton. Vor drei Tagen traf ich sie auf der Veranda. Sie saß und schaute geradeaus. Ich kam und grüßte. Sie antwortete nicht. Sie sah mich nicht einmal. Ja, das tat sie."

Henderson grübelte nach.

„Brandes", sagte er nachdenklich, „wenn es wegen Vandoren ist und darum, daß er ihr Vermögen vergeudete, das weiß sie doch alles. Ich weiß nicht, wie Sie es erfahren haben, Brandes, aber Willa hat es von Barton gehört. Er hat es ihr gesagt. Er hat Vandorens Schuld aufgedeckt. Und ich meine, es war vernünftig und richtig von ihm." Er schaute Brandes tadelnd an.

„Na, er hat keinen Tag gezögert. Nun hat er auch den guten Ruf des Toten zerstört. Er hat ihn über das Grab hinaus vernichtet. Brandes schrie es fast, er trat dicht vor Henderson hin.

„Lassen Sie alles begraben sein, ich rede nicht mehr davon. Was ich weiß, wird niemand erfahren. Auch Willa nicht, sie erst recht nicht. Ich wünsche nur, daß die beiden bald fahren!"

„Sie reisen Montag ab", sagte Henderson. „So, also doch!" Er schaute Henderson mit gerunzelter Stirn an. Dann wandte er sich rasch ab, ließ den Alten stehen und rannte die Uferböschung hinan. Er schaute sich nicht mehr um.

Henderson versuchte nicht, ihn aufzuhalten. Er schüttelte ratlos und besorgt den Kopf. Die Schatten der nahen Nacht senkten sich in das Tal. Die Bäume am anderen Ufer standen reglos, es lauerte in ihrem Dickicht wie das Nahen einer Gefahr, es war drückend schwül und heiß. Henderson war plötzlich besorgt und nervös, die abendliche Stille ringsum war lastsam drohend. Er nahm den breiten Sonnenhelm ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann ging er langsam zur Station zurück.

*

Wieder verging ein Tag an der Station. Für Brandes und Henderson war es wieder ein Tag voll Arbeit. Willa ging rubelos auf der Veranda auf und ab. Oft stand sie am Geländer des Dorfes. Nun würde er bald ganz allein sein.

Barton war wieder viel mit Goram zusammen. Sie gingen hinter dem Kamp in den Busch, sie hatten ihre Gewehre mit, aber sie brachten keine Beute. Am Abend wurde ein letzter Jagdausflug beschlossen, Barton, Henderson und Goram wollten ein Stück in die Steppe hinter dem Busch.

Willa schüttelte den Kopf, als Barton sie bat, mitzugehen.

Seit sie drüben im Busch von diesen hinterlistigen Räubern überfallen worden war, hatte sie es nie wieder gewagt, einen Schritt über die Lichtung hinauszugehen. Der niedrige, graue Busch mit seinen abgestorbenen Holz flößte ihr tiefes Grauen ein. Sie dachte schon mit geheimer Beklemmung an die Rückreise durch den Buschwald zur Stadt.

Sie wollte bleiben. Wenn alle fort waren, wollte sie drüben auf der Lichtung beim Grabe sein, um noch einmal eine stumme Zwiesprache mit dem einsamen Schläfer dort zu halten.

Max Brandes war wortkarg, er gab kaum eine Antwort, wenn ihn Henderson um etwas fragte. Er vermied es, sie anzusehen. Noch zwei Tage, dachte Willa, und ihre Hand zitterte. Dann war alles zu Ende. Sie war ein paar Tage hier auf der einsamen Station glücklich gewesen, nun war alles zerbrochen, ihr Leben und ihr Glück.

Die drei Jäger brachen früh am anderen Morgen auf. Max Brandes war schon an der Baustelle. Willa stand allein an der Veranda und schaute den drei Männern nach. Goram trug neben dem Gewehr Hendersons Fotoapparat, er wollte ein paar Aufnahmen machen.

Ein leises Summen war über ihr, sie schaute auf.

Oben flog das Flugzeug nach Kapstadt, es kam jeden Morgen über den Busch. Max Brandes hatte es ihr in den ersten Tagen einmal gezeigt. Die Maschine flog sehr hoch, es war wie eine Mahnung, daß sie nun bald den Urwald und die Station verlassen müsse.

Die drei Männer verschwanden hinter dem Kamp.

Willa ging ins Haus. Die Antilope Poa sah ihr wartend nach, den einen zierlichen Vorderfuß zögernd erhoben.

Die drei Männer gingen schweigsam durch den Busch. Sie verfolgten den alten Wildpfad, bis sie auf die freie Steppe kamen. Henderson gab einige kurze Anweisungen, in weitem Abstand bildeten sie eine Kette, jeder trug nun sein Gewehr. Barton ging in der Mitte, rechts stand Goram, und Henderson hielt sich links. Sie gingen über eine Viertelstunde, ohne daß sich irgendein Wild zeigte. Henderson wußte, daß hier Gazellen und Rotwild passierten, aber die Steppe blieb leer.

Henderson war beunruhigt, diese sonderbare Stille mußte ihren Grund haben. Vor ihnen lag in einer Senke ein rundes Gebüsch, möglicherweise war dort etwas zu finden. Er hob die Hand und gab Barton und Goram ein Zeichen, auf das Dickicht zuzuschwenken. Er sah, wie Goram plötzlich stehen blieb und geradeaus zeigte.

Vor dem Gesträuch war das Steppengras etwas höher als oben auf der Böschung. Henderson schaute hinüber, und er sah den mächtigen Kopf eines Löwen auftauchen. Er stutzte. Sie hatten nur Karabiner mit, und Goram trug nur eine leichte Jagdflinte, mit solchem Wild hatten sie nicht gerechnet. Aber schon erwachte in ihm das Jagdfieber. Er sah, daß Barton stehen geblieben war und zu ihm herüberschaute. Der Löwe wandte ihm den dunklen Kopf zu, er hörte sein drohendes Knurren. Es war nicht zu weit für einen Schuß, Henderson legte an, zielte sorgfältig und schoß. Der Löwe zuckte zusammen, dann verließ er langsam die hohe Grasnarbe und kam auf Henderson zu. Der Alte kniete nieder und schoß noch einmal. Er sah, er hatte getroffen, aber das Raubtier zeigte keine Wirkung. Henderson wußte nicht, was die anderen machten, er hörte von ihnen nichts. Der Löwe setzte nun zu einigen langen Sprüngen an, die ihn immer näher brachten. Es war schwer, ihn nun zu treffen. Henderson wartete, dann sah er, daß er zu lange gezögert hatte. Der Löwe setzte zum letzten Sprung an, er sah, wie er mit dem mächtigen Schweif das Gras peitschte. Henderson schoß, als der Löwe sprang. Er hatte getroffen, aber das Raubtier war nicht aufzuhalten. Nun kam das Ende, dachte Henderson.

Der Löwe hielt nur ein paar Meter vor ihm. Auch in dieser fürchterlichen Situation verlor der Alte den Mut nicht, er machte sein Gewehr fertig. Der Löwe stieß ein lautes Gebrüll aus, dann brach er plötzlich zur Seite weg. In langen Sprüngen jagte er über die Strecke. Henderson sprang auf. Der Löwe lief drüben an Barton vorbei auf Goram los. Es war unmöglich, nach ihm zu zielen. Goram wollte fliehen. Sie sahen, wie er die Arme hochwarf und sich mit gellendem Geschrei umwandte. Dann war der Löwe bei ihm. Er faßte Goram im Sprung an der Hüfte und riß ihn zu Boden. Dann lag er auf ihm.

Henderson nahm sein Gewehr herunter und lief hinzu. Barton stand wie erstarrt. Der Löwe lag auf Goram und zerbrach ihm mit einem mächtigen Biß das rechte Bein, Henderson sah es im Laufen. In seiner entsetzlichen Not hatte sich Goram halb aufgerichtet, er schlug mit den Fäusten auf das mächtige Tier ein. Henderson blieb stehen, er zielte sorgfältig und schoß. Er hatte getroffen. Der Löwe schaute auf, blieb aber auf seinen Opfer liegen. Henderson kam noch näher. „Lieg still, Goram!" rief er. Dann feuerte er. Das Stahlgeschoß drang in die breite Brust des Raubtieres, es versuchte sich aufzurichten, aber der Alte schoß noch einmal. Es war ein Fangschuß, der Löwe war tot, er rollte auf den Rücken und lief dann auf die Seite. Ein letztes Zucken der Pranken, dann war alles vorbei.

Henderson lief zu Goram hinüber. Er lag nun flach auf dem Rücken, sein rechtes Bein war nur noch eine formlose Masse. Auch an der Brust war er verletzt, mit einem mächtigen Prankenschlag hatte der Löwe die Rippen der linken Seite blokgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Warum ist Weihnachten so schön?

Weil -

— — die Augen unserer Kinder nie wieder im Jahr so froh und erwartungsvoll leuchten!

— — nichts dem Wohlgeruch gleicht, der bei der Weihnachtsbäckerei aus Mutters Küche das ganze Haus durchzieht!

— — man da wenigstens einen Hauch von dem Frieden auf Erden verspürt, von dem man sonst nicht allzuviel merkt!

— — dies Fest aller Feste die Menschenherzen öffnet und weich gegen die Mitmenschen stimmt!

— — uns dann selbst aus der kleinsten Gabe ein Hauch der Liebe entgegenweht!

— — die Alten dann mit den Jungen wieder jung und zu Kindern werden!

— — der Mensch einmal — und sei es auch nur für wenige Stunden — seine Sorgen vergißt, im Bemühen, andere glücklich zu machen!

— — von allen Erdendüften keiner so köstlich ist, wie der der knisternden Tannenzweige in der Wärme der schimmernden Weihnachtskerzen!

— — dann der Mensch, der sonst so selbstsüchtig ist, einmal mehr an andere denkt, als an sich selbst!

— — kein Christbäumchen so klein sein kann, daß es nicht dennoch Freude um sich verbreitet!

— — in diesen Feststunden das Leben, mehr a's an jedem anderen Tage, uns zuzurufen scheint: „Menschen, liebet einander!"

Strahlendes Licht, strahlende Augen!

(Zander-K.)

Weihnachten „Ohne" und Weihnachten „Mit"

Sie hatten mich eingeladen, das Christfest mit ihnen zu feiern.

„Wissen Sie, es ist ja immer so einsam bei uns! Da freut man sich doppelt über jeden lieben Gast."

Außer mir waren noch mehrere Gäste eingeladen. Eine reichbesetzte Tafel erwartete uns. Bald herrschte eine heitere, fast übermütige Stimmung. Köstliche Speisen dufteten auf dem blumengeschmückten Tisch. Edle Weine schimmerten in den fein geschliffenen Gläsern. Und dennoch schien etwas zu fehlen. Das hatte man anscheinend trotz allen Geldes nicht zu kaufen vermocht . . .

Während der angeregten Unterhaltung bei Tisch und den fröhlichen Schmausen machte sich das weiter kaum fühlbar. Es war eben eine Gesellschaft wie jede andere. Nachher aber sollte die Bescherung sein. Der Silberklang eines Glöckchens ertönte. Alles erhob sich, um sich in den anstoßenden Saal zu begeben, wo der Christbaum im bunten Glanz unzähliger elektrischer Kerzen erstrahlte.

Eigentlich stand man ein wenig verlegen herum. Jedem kam wohl in diesem Augenblick so recht zum Bewußtsein, daß hier etwas fehle, etwas Unerläßliches. Was aber mochte das sein? Lebten denn nicht die Leute im Wohlstand und hatten es gut? Was konnte ihnen denn da noch fehlen?

Ach, aber wo blieben denn die hellen, klaren Kinderstimmchen, die sonst überall ihre Weihnachtslieder anstimmten? Zwar verjuchte es erst der eine, dann der andere „O du fröhliche" oder „Stille Nacht" anzustimmen. Aber seltsam! Nur von Erwachsenen gesungen, fehlte ihnen der rechte Klang, die innige Wärme. Die müssen nun einmal aus jungen Herzen kommen und aus jugendlichen Kehlen emporschweben. Erwartungsvoll müssen sich leuchtende Kinderaugen im Glanz zitternder Weihnachtskerzen spiegeln, verstohlene Blicke müssen verlangend nach den Gaben Ausschau halten.

Mit allerhand Scherzreden trachteten unsere Wirte die nötige Stimmung zu verbreiten, und gewiß freute man sich über die liebevoll ausgedachten kleinen Aufmerksamkeiten, die meist von irgendeiner scherzhaften Andeutung begleitet waren. Doch ich glaube, jeder von uns lauschte innerlich auf etwas, das nicht kam: Der Jubel lachender, zwitschernder Kinderstimmen . . .

Es war gewiß eine reiche Weihnacht — dennoch hat keiner von uns den unverzleichlich zarten Hauch echter Weihnachtsstimmung empfunden.

*

„Viel zu sehen gibt es bei uns nicht!" meinte lächelnd eine hochgewachsene, noch junge Frau. Sie war eine meiner liebsten Bekannten, diese prächtige Mutter einer sechsköpfigen Kinderschar. Sie war es auch, die mich kurz vor Weihnachten einlud, an ihrem Fest im Familienkreise teilzunehmen. Nur zu gerne folgte ich dieser Einladung. Denn stets fühlte ich mich wohl bei diesen frisch-fröhlichen Menschen und vor allem der lustigen Kinderschar.

„Tante Liselchen kommt!" war das erste, was mir ein kleiner Dreikäsehoch mit strahlenden Augen verkündete. Man umringte mich von allen Seiten. Lauter frisch gewaschene, vor Erwartung förmlich glänzende Kindergesichter. Man machte es sich auf meinem Schoß bequem. Weiche Aermchen schlangen sich um meinen Hals. Kleine Gestalten schmiegten sich dicht an meine Knie. Was wurde mir da nicht alles erzählt und anvertraut!

„Denk nur, die Grete wünscht sich eine Puppenküche! Eine richtige, in der man kochen kann . . ."

„Und der Hans möchte ein Schaukelpferd haben!"

„Ob wir wohl auch artig genug waren?" zweifelt jetzt ein ängstliches Stimmchen. „Weißt, Tante, ich hab mal ein Stück Zucker heimlich aus der Dose genommen. Aber ich hab's nie wieder gemacht. Und dann war's auch nur 'n ganz kleines Stück!" Die letzte Tatsache schien die kleine Sünderin zu beruhigen.

Da, mit einem Mal — was war denn das? Diesmal schien der Silberton des Glöckchens wirklich kaum mehr etwas Irdisches an sich zu haben! Er läutete so auch den ganzen Kinderhimmel eines seligen Christfestes ein . . .

Nun ging eine Tür auf — etwas erstrahlte in schier überirdischem Glanze! Alles fand noch einen Augenblick wie festgebannt, dann aber stürmte die ganze Schar mitten hinein ins Glück.

Da sah ich, wie zwei Augenpaare ineinander sanken, wie die eine Hand die des anderen suchte und fest umspannt hielt! Und die beiden hohen Gestalten, die des Mannes und die der Frau, flossen mit zu der beglückenden Einheit — dem Elternpaar — zusammen.

*

Es gibt Weihnachten mit, aber es gibt auch Weihnachten ohne Kinder! Aber nicht wahr, ohne Kinder, mutet es uns da nicht immer an wie ein Himmel ohne Engel?!

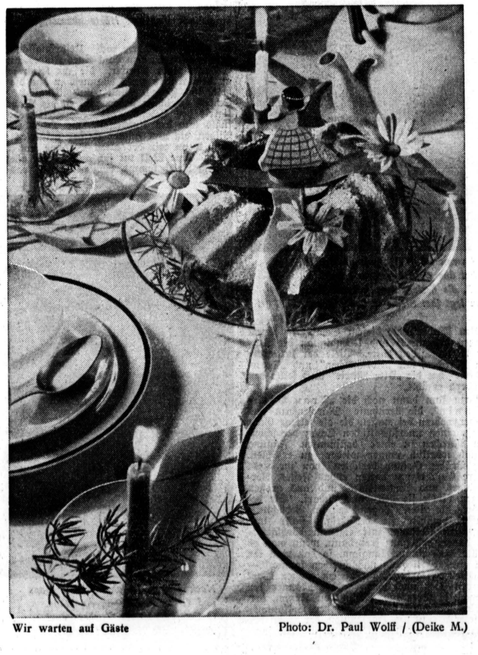
Kraft zur Fröhlichkeit

Auch in diesem Jahre erhebt sich wieder der fromme Wunsch, das liebe Weihnachtsfest im rechten Sinn, mit reinem Herzen, zu feiern. Dazu bedarf es anderer Vorbereitungen, als die wir meistens betreiben. Wir backen viele Kuchen und alle Zimmer sind sauber gefegt. Aber wir sind müde und ausgeleert, allzuoft, allzu viele von uns.

Lassen wir uns in diesem Jahr ein fühlbares Stückchen Zeit zur Muße und zur Besinnlichkeit. Es kommt die Stunde, wo dieses viel wichtiger wird als alle praktische Bewährung. Mut und Kraft zur Fröhlichkeit im Kreise unserer Familie, wirklich im Sinne der Worte von Matthias Claudius . . . wie Kinder fromm und fröhlich sein. Von ihnen lernen wir es ja auch am besten wieder. Den ganzen Tag vermögen sie dieses: munter sein, aufgeschlossen sein, springen, lachen, kugeln, sich freuen, träumen, die Gegenwart genießen. Sitzen wir also still, wenn die Feiertage gekommen sind, falten wir einmal die Hände im Schoß und sehen die Kerzen verbrennen: Kinder, räumt ihr heut' ab, Mutter will sich ruhen. Sich ruhen und innig erfreut die Augen gleiten lassen über die Festestafel, für deren Verschönerung auch Zeit da war, ein Kränzlein von Tannen um jeden Teller, ein Bandgeringel und ein Zuckerstaub über dem Gebackenen.

Und ist die Fröhlichkeit wirklich ganz unverfälscht wieder in uns eingekehrt, dann ist auch Kraft und Zeit zu jeglicher Arbeit da. Und alle müssen mithelfen, mit Singen und Lachen, in weihnachtlicher Bereitschaft. Besuch, komm in die Küche und püle und trockne mit uns gemeinsam, schneide unter Liedern im Chor mit uns den leckeren Salat, wie fliegt in solch munterem Tumult uns die Arbeit unter den Händen weg, wie ausgelassen strömen wir wieder ins Weihnachtszimmer. Zeit haben, das ist das schönste Festgeschenk, das Mutter ihrer Familie geben kann.

Ilse Deike.



Wir warten auf Gäste Photo: Dr. Paul Wolff / (Deike M.)

Vorsicht mit dem Lichterbaum

Sehr oft ist leider der weihnachtliche Lichterbaum die Ursache zu den um diese Zeit so häufigen Alarmierungen der Feuerwehr. Die vielen offenen Flämmchen, das aufgetrocknete Holz, die durch ihren Terpentingehalt schnell brennenden Nadeln erklären diese bedauerlichen Brände. Immerhin aber gibt es genug Vorbeugungsmittel, um ernsten Schaden zu verhüten.

Vor allem sorge man dafür, daß der Baum nicht gar zu sehr austrocknet. Muß er sehr früh gekauft werden, so stelle man ihn an einen kalten Ort in einen Eimer mit Wasser, besprenge auch die Nadeln ab und zu. Wer seine Sache ganz gut machen will, besorge sich von seinem Drogisten ein Mittel, um den Baum gegen Feuer zu imprägnieren.

Wird der Baum aufgestellt, so geschieht das am besten so, daß die Schnittfläche des Stammes mit Moos belegt wird, das täglich anzufeuchten ist. Genau achte man darauf, daß die Kerzen gerade und sicher befestigt werden, weder tropfen noch herabfallen noch andere Zweige in Brand setzen können. Der Fuß des Baumes muß standfest sein, so daß eine Kinderhand, die an einer bunten Kugel oder an einem Zuckerkringel zerrt, nicht gleich den ganzen Baum umreißen kann. Auch bei der Wahl des Schmucks für den Christbaum sei man vorsichtig. Papierketten, brennbare Watte und sonstiges feuergefährliches Material gehört nicht in den Weihnachtsbaum. Es gibt genügend andere Zierarte für die grünen Zweige, denen die Flamme nicht so leicht etwas anhaben kann.

Kinder sollte man nie mit dem brennenden Baum im Zimmer allein lassen. Das eigenhändige Anzünden der Lichter ist nur in Anwesenheit von Erwachsenen zu erlauben. Der Erwachsene merke sich als Regel für das Anzünden, daß man immer mit den oberen Kerzen zu beginnen hat und mit den Kerzen der unteren Zweige aufhört. Andernfalls geraten gar zu leicht die Kleider in die Nähe der Flammen. Unter der festlich weit herabhängenden Decke des Weihnachtstisches sorge man für einen oder zwei Eimer mit Wasser, die gegebenenfalls als erste Hilfe beim Löschen dienen können.

Silvesterabend sollte eigentlich der Zeitpunkt sein, da der Christbaum geplündert und auf den Hof gestellt wird. Das lange Stehen des Baumes schützt nicht nur mehr Gefahrenheit zu Unglücksfällen, sondern es nimmt diesem schönen Symbol auch seinen Seltenheitswert. Nichts trauriger, als solch ein sich entnadelnder, verstaubender Christbaum, um den das Alltagsleben seinen gewohnten nüchternen Gang geht!

Esch.

Vom unvergänglichen Zauber des deutschen Märchens

Es mag wohl lange her sein, daß einer zum letztenmal ein Märchen gehört oder gelesen hat. Vielleicht zur Kinderzeit, und der es erzählt hat, war die Mutter und es war in einer warmen Stube, wo der Ofen seinen roten Schein weit über die Dielen warf und der Duft von gebratenen Kepfeln lecker in die Nase stieg. Draußen prustete der Wind eisigen Schneestaub durch alle Gassen und die Sterne hingen blank und frostig-funkelnd über den Dächern. Tage um Weihnacht . . . Und wenn wir schon heute kein Märchen mehr nacherzählen können, wie es die Mutter tat, vielleicht nicht einmal mehr Inhalt und Namen wissen, so ist doch der heimliche Glanz dieser Stunden in unseren Herzen geblieben. Wir sind groß geworden, haben über die Märchen gelacht und sie schließlich ganz vergessen, sind tausend Sorgen nachgejagt, haben große Dinge vollbracht (oder auch nicht!), kommen unruhig von Tag zu Tag, und erleben dann plötzlich doch eines Tages irgendetwas, was uns alle Kindheitsträume in die Gedanken zurückruft: Wir hören, wie eine junge Mutter ihrem Kind wieder das alte Märchen vom Rotkäppchen erzählt, das vom Wege abging und das darum vom Wolf gefressen wurde, oder wir kommen selbst dazu, einen fragewütigen Kleinen in der Eisenbahn, diewil er uns gerade gegenübersitzt, vom Däumling zu berichten, der noch keine Eisenbahn, dafür aber Siebenmeilenstiefel hatte, oder wir gleiten auf Schneeschuhen durch die schweigende Winternacht und möchten, daß es uns so ergehe, wie dem kleinen Mädchen, das die glänzenden Sternaler mit seiner Schürze auffing.

„Rotkäppchen", spricht der Wolf, schau hier, soviele Blumen blühn am Rain! Ich rate, pflück ein Sträußchen dir. Wie wird die Großmutter sich freun!"

Und wenn ein Wolf so freundlich ist, so hat das wohl etwas zu sagen! List?, die besiegt man gut mit List: Man legt ihm Steine in den Magen . . .

Also ist es garnicht tot, das Märchen? Hat es die Mutter nicht verschlossen mit in ihren ewigen Schlaf genommen? Also lebt es doch immer noch unter uns, auch in unserer „nüchternen" Gegenwart?!

Immer lebt das Märchen, solange ein Volk, lebt und seiner selbst, seiner Seele nicht vergißt. Denn im Märchen lebt die Seele des Volkes. In ihm spiegelt sich Art und Charakter, Gesinnung und Gemüt. Das gesunde Volk liebt seine Märchen und hütet sie als unantastbaren, köstlichen Besitz. Kein Volk ist so reich an Märchen wie das Deutsche; mit besonderer Liebe haben wir darum heute diesen Schatz unseres Volkstums in neue Hut genommen.

*

Die Märchen haben ihre Heimstatt in der deutschen Familie. Dort leben sie, dort werden sie erzählt, dort wandern sie von Mund zu Mund, von Generation zu Generation. So sind sie entstanden, als noch längst nicht jeder im Volke lesen und schreiben konnte, vielmehr aber als heute wirklich erzählen konnten, wie eben Märchen erzählt sein wollen. Und immer wieder fand die alte deutsche „Lust am Fabulieren" neue Sagen hinzu, und alles, was das Herz des Volkes bewegte, wurde in den Märchen gesagt: Traurigkeit und Frohes, alles Leid und alles Glück. Bis auch eine Zeit kam, in der diese ursprüngliche Sprache des Volkes nicht mehr verstanden wurde oder verstanden werden wollte. Doch waren in diesem Augenblick dem deutschen Volke Männer geschenkt, die die Gefahr fühlten, die dem deutschen Märchen aus Unverständnis und Nachlässigkeit drohte, und diese Männer — zwei, die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm in Kassel vor allen — begannen die große, mühevolle Arbeit, die Märchen zu sammeln und aufzuschreiben. Nicht so, wie es auch vor ihnen schon Dichter getan hatten, die aus dem wenigen, was sie wußten, nach dem Geschmack der Gebildeten und in ihrer Sprache „Märchen" schrieben, die kein einfaches Herz mehr zu erwärmen vermochten. Die Brüder Grimm liebten sich die Märchen erzählen und schrieben sie nieder, so wie sie sie hörten. Sie hatten ihre Erzählerinnen, wie die Schwestern Dortchen und Gretchen Wild, oder Freundinnen von Lotte, der Schwester Jakob und Wilhelm Grimms. In einem Exemplar der ersten Ausgabe von „Grimms Kinder- und Hausmärchen", die genau vor 125 Jahren, am Weihnachtsfeste des Jahres 1812 erschien, hat Wilhelm Grimm noch die Personen angegeben, von denen er die Märchen gehört hatte. Da steht beispielsweise: „Von Dortchen. Im Garten" oder „Von Gretchen. Im Garten". Im Wildeschen Garten haben die Mädchen von „Frau Holle", „Tischlein deck' dich" und anderen Märchen berichtet. Die Mädchen wußten sie von der „Alten Marie", die diesem Schatz in ihrem Herzen gesammelt und lebendig an die Kinder weitergegeben hatte. Viele der bekanntesten Märchen, wie „Rotkäppchen" und „Dornröschen" hat die „Alte Marie" auch selbst den Brüdern erzählt.

Dazu kam dann noch die „Frau Viehmännin", die berühmte Märchenfrau aus Niedergewehren bei Kassel, die die seltene Gabe besaß, einen unerschöpflichen Schatz der schönsten Märchen in einer bestimmten Fassung beinah wörtlich immer wieder zu erzählen. Die Brüder Grimm berichten von ihr dies: „Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes, und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtnis. Dabei erzählte sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Uebung nachschreiben konnte." — Wichtige Mitarbeiter an diesem großen Werk wurden aber auch noch andere Männer der Romantik: Brentano, Achim von Arnim, der Maler Philipp Otto Runge, der Volkskundeforscher August von Harthausen, der Onkel der Annette von Droste-Hülshoff, u. a. Sie sammelten alle auf ähnliche Weise das köstliche Volksgut und trugen es bei den Brüdern Grimm zusammen, so daß wir es heute leicht haben, und nur Grimms Märchenbuch aufzuschlagen brauchen, um zu den Wundern unserer Kinderjahre zurückzukehren.

*

Was ergreift denn auch uns Erwachsene an den Märchen? Es ist das Gleiche, was uns

Aschenputtel war so schön und gut! Das ließ ihrer Schwestern Neid nicht schlafen und sie taten alles und aus Wut, sie mit Haß und Härte abzustrafen.

Täglich mußte sie im Lumpenkleid, Aus der heißen Asche Linsen lesen. Aber sieh! — Zur Hilfe sind bereit schnell die sanften Tauben ihr gewesen.

an allem Einfachen und Ursprünglichen ergreift; etwa an dem Blick eines Kindes, an der Gebärde einer Mutter, die ihr Kind wiegt, an dem Antlitz eines Mannes, in das die Arbeit, die Sorge, Glück und Unglück ihre Schrift gezeichnet haben. Es ist die Wahrhaftigkeit des Lebens, die Innigkeit des Gefühls und des Ausdrucks, die Schönheit der Bilder, die uns immer wieder gefangen nehmen, wenn wir der alten Märchen uns erinnern. Eine Welt tut sich auf, in der alles zu seinem Recht kommt, vorzüglich das, was auf unserer Erde hier nun mal nicht immer so läuft, wie wir es gern hätten und möchten. Im Märchen geht alles seinen gerechten Gang; Immer siegt das Gute, immer unterliegt das Böse. Die guten Armen werden reich und die bösen Geizkragen kommen um all ihren Schacher. Das verstoßene und verspottete Aschenputtel bekommt doch den Königssohn, und wo ihr kein Mensch mehr gut ist, da helfen ihr die braven Tauben und da trösten sie die weisen Bäume. Die böse Hexe, die den Hänsel mästen und verspeisen will, muß selbst im Ofen braten und elendiglich umkommen, und der böse Wolf bekommt Pflastersteine in den Bauch und muß jämmerlich in den tiefen Brunnen plumpsen. Ueberall aber genießen die Kinder den besonderen Schutz aller Kreatur; sie sind im tiefsten Bewußtsein des Volkes der höchste Schatz. Mut und Entschlossenheit führen alle Helden der Märchen zum endlichen Sieg und die gerechte und gute Tat findet stets ihren Lohn. Das ist der Geist unserer Märchen, und in ihm spiegelt sich die einfache, unverbildete Denkungsart des Volkes.

Vielleicht ist es nicht immer leicht für uns, in die Welt der Märchen hineinzufinden; aber wir wissen, welchen Reichtum wir in ihnen besitzen. Mit liebevollem und verantwortungsbewußtem Eifer werden wir darum das Empfangene bewahren und in unseren Kindern wecken, und so das Ueberkommene weiterreichen an die, die nach uns sind. Auf daß das Wort Wilhelm Grimms Geltung behalte: „Wir wollten nicht bloß der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen; es war zugleich Absicht, daß die Poesie selbst, die darin

Nach langer Irrfahrt finden Hans und Gretel endlich an ein Haus. O Gott! Es ist von Zucker ganz! Aber — die Hexe tritt heraus

und spricht mit freundlichem Gesicht und lockt die Kinder zu sich. Doch die trauen dieser Freundschaft nicht . . . Wie's weiter geht, wißt ihr doch noch?

(in den Märchen) lebendig ist, wirke, erfreue, weil sie erfreuen kann, und darum auch, daß ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde." Und wir fügen hinzu, daß der Zauber des „Es war einmal . . ." unvergänglich im Herzen unseres Volkes bleibe.

Bilder nach Scherenschnitten von Paul Bley, Kopfzeichnung Elisabeth Kausch, Text und Verse Josef Johannes Link.

Weihnachtslegende

erzählt von Will Vesper

Es ist eine kalte nordische Winternacht. Seit Tagen und Nächten fällt der Schnee und fällt noch immer. Ein kalter östlicher Wind reißt ihn in schrägen grauen Strichen vom tiefen Himmel herab gegen die Erde. Zwei Wanderer schleppen sich langsam über das weiße Feld durch die beginnende Dämmerung. Den ganzen Tag über ist es nicht hell geworden, aber nun fällt schon die frühe Nacht herein. Auf der weiten, überall im Schneegerisel verdämmernden Ebene kein Baum, kein Strauch; nur ein paar hohe kahle Stangen stehen weit auseinander an dem Weg der Wanderer und deuten im Schnee die Straße an, die sonst an nichts zu erkennen ist. Der vorderste der beiden einsam Schreitenden, der mühsam die Bahn tritt, ist, wie man an dem schmalen, aus den umwickelten Tüchern blickenden Gesicht sieht, ein jüngerer Mann. Noch mehr als er ist sein Gefährte in ein sackartiges Tuch ganz eingehüllt. Ein paar lange weiße Haare wirbelt der Wind über seine Stirne. Sein Bart hängt voll Eis und Schnee. Aber unter den buschigen weißen Brauen blicken zusammengekniffen ein paar junge kecke und fröhliche Augen hervor. Der jüngere aber schreitet wie im Schlaf mit festgeschlossenen Augen unermüdlich vorwärts. Endlich sehen sie fern vor sich ein dunkles Dach und ein paar Baumwipfel darüber. Der Alte schreit: „Hallo!" und deutet mit der Hand danach. Der Wind nimmt ihm das Wort vom Munde. Sein Gefährte blickt nicht um und nickt nur und wandert weiter.

Es war schon ganz dunkel und tiefe stöhnende Nacht, als die beiden an den Bauernhof kamen, der stattlich genug zwischen hohen kahlen Bäumen und einem Rudel Keiner Tannen lag. Aus einigen Fenstern kam Licht und man hörte das Stampfen von Pferden, Kettenklirren und den behaglichen Lärm eines Stalles.

Die beiden verschnauften einen Augenblick in der Windstille hinter der Hauswand. Der Jüngere setzte sich ganz ermattet auf einen verschneiten Karrenbaum in den matten Lichtschimmer, der durch die Fenster kam. Der Aeltere ging auf die Türe zu. „Sie werden dir nicht aufmachen", sagte der Junge mit einer seltsam wohllautenden Stimme. „Sie sind so verängstigt und erbost durch das viele Kriegsvolk." „Aber wohin sollten wir denn?" sagte der andere. „Sie müssen uns öffnen. Es ist auch Heiliger Abend. Ich werde sagen: um Christi willen. Da sehen wir, was der Namen noch gilt." Der Jüngere hob die Hand auf und ließ sie traurig niederfallen. „In dem Namen ist so viel Unheil geschehen, wie sollte ein armer Bauer sich da zurechtfinden?" Aber der andere schon an der Tür und schlug heftig dagegen. Im Innern wurde sogleich alles Licht verlöscht, und niemand antwortete dem Klopfen. Aber der Alte gab nicht nach. „He, hollal" rief er „macht auf. Zwei verirrte Wanderer. Habt keine Furcht! Um Jesu Christi willen macht auf. Wir erfrieren!" — „Um so besser!" sagte ein struppiger Bauer, der das Gesicht aus einer Stalltüre steckte, mutig geworden, als er sah, daß er nur die beiden vor sich hatte. „Um so besser. Hier kommt niemand herein, und wir haben selbst nichts." „Um Christi willen", sagte der Alte noch einmal. „Ihr werdet es bereuen, wenn ihr uns nicht einlaßt." „Oho!" rief der Bauer. „Ihr wollt noch drohen? He, Hannes, laß die Hunde heraus!" Man hörte eine Stalltüre gehen. Hunde bellten wütend und kamen schnaufend um die Hausecke. Der Alte sprang zurück, und auch der Junge stand langsam auf von seinem Sitz, und beide verschwanden in der Finsternis. Sogleich wurden die Hunde still. Der Bauer verwunderte sich. Der Wind schwieg mit einem Male, und oben drangen ein paar helle Sterne durch die Nacht, von erhellten Wolken überwacht.

Der Bauer wartete mit seinen Knechten nach eine Weile an den Fensterluken und wagte nicht Licht zu machen, aus Furcht, es möchte eine Gefahr von draußen hereinkommen. Da sah er plötzlich gar nicht weit vom Haus eine helle Flamme aufschlagen. „Feuer!" schrie er, die Lumpen haben den Heustall in Brand gesteckt." Eine Mistforke in der Hand, stürzte er hinaus, und Knechte, Mägde, ja Frau und Kinder hinter ihm her, eine lammende, schreiende und fluchende Rotte. „Die Hunde her!" schrie der Bauer, „he Packen und Landsknecht!" Aber die Hunde kamen nicht und gaben auch keinen Laut. Der Bauer sprang weit den anderen voran. Plötzlich aber blieb er stehen und erstarrte, die Forke vor sich in die Luft haltend. Auch alle anderen kamen, blieben stehen und starrten auf das seltsame Schauspiel. „O, Jesus Christus", rief die Bäuerin und sank in die Knie und bekreuzigte sich, und die Kinder und die Mägde knieten neben ihr.

Nicht weit vor ihnen in einer Senkung des Bodens stand eine Tanne, die alle wohl kannten, nicht viel mehr als mannshoch, und brannte in hellen himmelanstrebenden Flammen, doch so, daß sie davon keineswegs verzehrt wurde, sondern unbeschädigt stand sie, nur vom Schnee ganz befreit, in ihrer grünen Pracht, vom Feuer wie von einem goldenen und doch gläsernen Mantel umkleidet. Und neben ihr am Boden, im Schein des Lichtes und die Bäume hebend nach der Wärme, die offenbar von dem Feuer ausging, saßen die beiden Fremden. Der Schnee war ringsum drei oder vier Schritte weit weggeschmolzen, und weiches Wiesengras, wie von Frühlingswärme hervorgelockt, bedeckte die Erde; die Blumen blühten. Die beiden Hunde, die sonst kein Fremder nur von ferne ansehen durfte, lagen neben den beiden und hatten den Kopf auf den Schoß des Jüngeren gelegt, der mit den Händen freundlich über ihre Schnauzen fuhr. Mäntel und Tücher hatten die beiden abgelegt und saßen da in einem fremdländischen bunten Gewand. Ihre Gesichter leuchteten von dem hellen Schein und waren von einem Glanz umgeben wie von himmlischer Glorie. Und alle erkannten nun wohl, wer das war. Dem Bauer war sein Gerät aus der Faust gefallen, und mit gefalteten Händen ging er langsam näher. „O Herr", sagte er, „verzeih einem armen Knechte, der euch nicht gut empfing. Wir sind so oft bei nächtlicher Weile von den Landsknechten geplagt worden. Wer konnte auch wissen . . ." „Ja", sagte seine Frau und kniete neben dem Manne nieder, „erbarme dich unser und sei uns gnädig." Aber der Jüngere, von dem nun alle sahen, daß es Christus der Herr selber war mit Petrus, seinem Knechte, stand auf und nahm die Kinder des Bauern, die auch am Boden knieten, bei der Hand und winkte allen, auch den Knechten und Mägden, freundlich. „Kommt her", sagte er, „daß euch auch warm werde." Und er führte die Kinder an den Baum. Der war voll Wunder. Da saßen kleine bunte Vögel in der Glut, unverbrannt, und sangen. Da hingen wahrhaftig Aepfel und Nüsse und leuchtendes goldenes Obst, blühten Rosen auf tannenen Zweigen. Da saßen am Boden selksame Hasen, Füchse und Eichhörnchen wie aus bunten Kuchen und wackelten mit den Ohren. Und der Herr hob die Kinder in den Baum und hieß sie herzhaft nach den Früchten greifen. Und die Flammen brannten sie nicht, erfüllten nur die Luft und alles und innen die Herzen mit einer schönen milden Glut und Wärme. Und Bauer und Bäuerin, Knechte und Mägde knieten mit abgezogenen Kappen und gefalteten Händen am das Wunder und wärmten sich außen und innerlich.

„O Herr", sagte zuletzt der Bauer, „welch ein Trost für uns arme Leute, daß du noch lebst und nicht für immer gestorben bist, wie wir schon meinten." Seine Frau erschrak und wollte ihn am Reden hindern. Aber der Herr reichte ihnen beiden die Hände: „Ihr Lieben", sagte er, „ich will überall da bleiben und auferstehen, wo ein Herz mich sucht und sich nicht verstocken läßt von allem Leid der Welt." — „Wolltest du nicht", sagte der Bauer, „gern vorliebnehmen und heute nacht bei uns in unserer Hütte einkehren?" „Bleibt ihr nur bei mir zu Gaste", sagte der Herr „und versucht meine Speise und unser Nachtmahl." Und er griff nach den Vögeln und Eichhörnchen und den kleinen Hasen unter dem Baum, da waren sie wirklich aus süßem Kuchen und wie Brot in seiner Hand, und er zerbrach es und gab allen, und sie nahmen und waren fröhlich.

Nach einer Weile aber stand der Herr auf und nahm seinen Mantel, und Petrus mit ihm. — „Geh noch nicht von uns Herr", bat der Bauer. „Laß es dir genügen". — „Ich muß, Herr, und behalte mich in deinem Innern. Ich muß noch weit wandern in dieser Nacht. Es sind noch viele erkaltete und verhärtete Herzen, die der Wärme und des Lichtes bedürfen." Und damit nahm er Abschied. St. Peter aber zog den Bauern ein wenig auf die Seite. „Und wenn wieder jemand an deine Haustür in solcher Nacht pocht" sagte er, „so handele menschlich an ihm und sei nicht aus Furcht wie solch ein Teufel" — Wer konnte es denn wissen", sagte St Peter. „Du kannst es nie wissen, wer an deine Türe pocht und wen du davonjagst. Nicht immer läßt es sich wiederfinden wie wir heute." Damit brachen sie auf. Und der Baum erlosch langsam Flamme für Flamme. Alle blickten in das verebende Licht, und als sie aufsahen war wieder tiefe Nacht über das Feld gekommen. Aber oben, sehr hoch oben standen viele Lichter und der Himmel öffnete sich zu einer klaren schönen Winternternennacht. Die beiden Wanderer aber waren verschwunden. Der Bauer und sein Volk gingen in sein Haus und bedachten das alles noch lange und besprachen es hin und her mit Freuden und Staunen. Und sie dankten Gott und lobten ihn mit vielen schönen Gesängen.

Von diesem aber was ich eben erzählt habe, kommt es her, daß noch heute in den nördlichen Ländern am Heiligen Abend in allen Häusern ein Tannenbaum steht, mit Lichtern besteckt und rundum behängt mit bunten Früchten, Nüssen und Aepfeln, mit gebackenen Tieren und unvergänglichen Blumen.

Weihnachten an der Somme

24. Dezember 1916.

Wir liegen im Sommegebiet im kleinen, von seinen Einwohnern längst verlassenen Ruhaucourt in Ruhe und warten auf den Einsatzbefehl. Die Dämmerung des nasskalten Dezembertages ist früh hereingebrochen und hat ihre grauen Tücher vor die Fenster gespannt.

Wir haben Glück gehabt mit unserem Quartier; denn es ist das Haus eines wohlhabenden Mannes, und wenn es die Stahlsplitter der französischen Granaten auch schon zerstreut haben, so ist der Raum, in dem wir uns aufhalten, doch unversehrt geblieben. In dem Kamin prasselt ein Feuer, das wir mit dem Holz unterhalten, das aus dem Dachgebälk herausgebrochen ist.

Graue Gestalten hocken vor der Glut, rauchen, lesen, schreiben. Mitten im Raum steht ein großer Blüthnerflügel, an den sich, nachdem er lange Zeit unentschlossen davor gestanden hat, mein Freund Paul Hoffmann setzt. Als noch Friede war, haben wir viel miteinander musiziert. Das liegt schon lange zurück und unsere Jugend ist früh alt geworden.

24. Dezember.

Von der Front grollen die Einschläge der schweren Granaten, schrillt der metallene Schrei zerreißender Minen.

Paul Hoffmann spielt eine Welt der Verklärtheit und des Friedens, den „Karfreitagszauber" aus Wagners Parsifal. Das Instrument atmet unter seinen Händen, und die Puppigsten unter uns werden andächtig.

Als der letzte Ton verklungen ist, fragt ihn einer: „Weißt du denn nicht, daß heut Weihnacht ist? Weshalb spielst du denn da den Parsifal?"

Der Spieler sieht ihn ernst an und erwidert: „Weil beides zusammengehört und hinter aller Weihnacht der Karfreitag steht. Und ich dachte an die vielen, die nicht mehr unter uns sind."

Dann kommt die Ordonnanz, uns zu melden, daß wir nicht im Graben eingesetzt würden, sondern als Essenträger Dienst hätten.

Fertigmachen. Antreten. Abzählen (ach ja, es fehlen viele!) — stiller Abmarsch. Der Weg geht über Felder, auf denen es nichts mehr zu verwüsten gibt, weil sich der Tod schon seit gangen Monaten eingekrallt hat. Nur ein Richtungsband, von Eisenstock zu Eisenstock gespannt, kennzeichnet die Straße, die unsere Abteilung gehen muß.

Saugender Schlamm, nässende Kälte.

Hinter Barastre in einem Keller der Proviantplatz unseres Bataillons. Der Hauptmann empfängt uns gut gelaunt der kleine, tapfere Mann mit den blanken Augen und schöne gewordenen Aschestücken der uns noch immer Mut gemacht hat.

Jeder bekommt seine Last, zwei mutenmäßig verknotete Sandsäcke, die über den Nacken gehängt werden. Brot ist darin, Zeltesstangen und Rum. Im Hohlweg nach Transloy geht harmloses Schrapnellfeuer nieder. Lautlos arbeiten wir uns durch den Schlamm bis an die Friedhofsstellung, gleiten von den Trittern herab, zerreißender Minen

Die Taube

Paul und Pauline löffelten ihren Kaffee. Da erschien Minna.

„Eine Taube!"

„Wie?"

„Eine Taube ist abgegeben worden."

„Eine Taube?"

„Und ein Brief dazu!" verkündete Minna.

Pauline riß den Brief auf.

„Liebe Leute!", las sie, „ich weiß etwas von Euch! Ihr wäret froh, wenn ich es nicht wüßte! Ihr tätet gut daran, dafür zu sorgen, daß es nicht andere erfahren. Zu diesem Zweck schicke ich Euch eine Brieftaube. Bindet ihr einen Hundertmarkschein ans Bein und laßt die Taube fliegen. Wenn sie nicht mit dem Geld in zwölf Stunden bei mir eintrifft, werdet ihr keine vergnügten Weihnachtsfeiertage verleben! Dies droht Euch — ein Wohlgesinnter."

„Eine Erpressung!", stieß sie aufgeregt hervor.

„Offensichtlich."

„Man sollte sofort die Polizei —"

„Unsinn!" brummte Paul, „einfach nicht beachten, gar keine Notiz nicht davon nehmen!"

„Denkst du, Paul?"

„So denke ich, Pauline."

„Und die Taube?"

Paul war ganz Mann, als er sagte: „Die wird geschlachtet! Basta! Und zu Weihnachten vergebrt!" — — —

Am nächsten Morgen traf eine neue Taube ein. Und wieder war ein Brief dabei.

„Ihr Uebermütigen!", stand darin, „Ihr habt die Taube nicht zurückgeschickt. Glaubt nicht, daß ich mit mir spaßen lasse. Wenn Ihr nicht sofort mit dieser Taube hundert Mark schickt, brennt übermorgen bei Euch kein Christbaum. Also macht keine Geschichten und bindet der Taube hundert Mark ans Bein!

Euer Erpresser."

Pauline stotterte ängstlich:

„Was wirst du tun, Paul?"

„Den Hals umdrehen!"

„Dem Erpresser?"

„Unsinn! Der Taube!"

„Aber wir haben doch schon eine Taube", sagte Pauline.

„Dann haben wir eben zwei Tauben zu Weihnachten", entgegnete Paul unerschüttert, „eine für Dich und eine für mich. Dem Kerl worden wir es geben! Bei uns ist er an die falsche Adresse geraten!" — — —

Pauline hatte kaum ihr Stück Zucker in 'en Mund genommen, um es sanft mit Kaffee getränkt zergehen zu lassen, da läutete es an der Flurtür. Ein Käfig stand draußen. Mit einer Taube darin. Kein Mensch war weit und breit zu sehen.

Paul und Pauline trugen das Tier ins Zimmer.

„Jetzt wird mir es aber zu dumm!" schimpfte Paul, als er den dritten Brief aufriß, „wenn noch eine Taube kommt, übergebe ich die Sache der Polizei."

„Was schreibt er denn?" forschte Pauline.

Paul las:

„Ihr Bande! Was habt Ihr Verbrecher mit meinen beiden Tauben gemacht? Ich stand die ganze Nacht am Schlag und wartete auf das Geld! Das soll Euch teuer zu stehen kommen! Ich biete Euch eine letzte Möglichkeit: eine dritte Taube! Bindet ihr die verlangten hundert Mark ans Bein und laßt sie fliegen. Sonst werdet Ihr morgen zu Weihnachten Eure blauen Wunder erleben! Der Rächer."

„Ob wir ihm nicht doch lieber —"

„Was?"

„Das Geld schicken, Paul?"

Paul sprang auf.

„Du bist wohl weich? Das sähe dir ähnlich! Jetzt vor Weihnachten hundert Mark? Gerade jetzt, wo wir jeden Pfennig brauchen? Wer weiß, wo die Taube mit dem Geld hinfliegt?"

„Das ist es eben!" seufzte Pauline.

„Nichts gibt es", sagte Paul bestimmt, „die Taube wird geschlachtet!"

„Willst du wirklich?"

„Ja, ich will!"

Pauline sah bewundernd zu ihrem Mann auf. „Du bist eben ein Mann, Paul."

„Das bin ich auch. Außerdem esse ich Tauben schrecklich gern. Warum bekomme ich eigentlich nie Tauben?"

„Morgen bekommst du doch Tauben, Paul."

Paul verbiß sich in den Gedanken.

„Ja, morgen! Weiß du nicht anders kannst! Aber zehn Jahre sind wir schon verheiratet und noch nie hast du ein Täubchen gebraten! Warum nicht?"

Weihnachtsallerlei

„Was wünscht sich denn der Kleine zu Weihnachten?"

„Nichts — er brauch bloß zu schreien, dann kriegt er, was er will!"

„Nein, Ansichtskarten zum Weihnachtsfest habe ich nicht; aber nehmen Sie doch eine gewöhnliche Postkarte, da können Sie doch Ihre Ansicht draufschreiben."

„Nanu, Hermann, du trägst jetzt 'ne Brille?"

„Ja, ick hab' mir die Oogen verdorben beim Suchen nach Geschenken."

Weihnachtswunsch!

„Warum weinst du denn Schatz?"

„Das kann ich dir nicht sagen, Männe!"

„Aber warum denn nicht?"

„Es ist zu teuer!"

„Minna, wie sehen Sie denn aus?"

„Verzeihung, gnädige Frau, mein Bräutigam von nebenan wollte mir gestern abend im Garten ein Weihnachtsgeschenk geben, und da war der dämliche Stacheldraht dazwischen!"

„Diese Arbeit, Paul, du weißt doch —"

„Ja, ich weiß, du bist zu faul dazu. Am liebsten machst du Schnitzel; die brauchst du nur in die Pfanne zu werfen und die Sache hat sich!"

„Die vielen kleinen Federn, Paul! Wenn es wenigstens eine Gans wäre!"

Paul brummte: „Vielleicht werden bis nächste Weihnachten Briefgänse erfunden! Diesmal haben wir Tauben! Damit Schluß!" — — —

Am Weihnachtsabend saßen Paul und Pauline mit ihrem Fetttagsgast Bruno beim leckeren Mahl. Jeder bekam eine Taube. Die Täubchen waren köstlich. Selbst die Knöchelchen zerbissen sich wie Butter. „Sag mal, Paul", meinte Bruno, als die Frau gegangen war, das Kompott aus der Küche zu holen, „wie kommt es denn, daß es bei euch heute Tauben gibt? Ich denke, deine Frau macht Täubchen nicht gern wegen des Rupfens, Sengens, Ausnehmens und der ganzen Arbeit?"

Paul strahlte:

„Ich habe ihr einen kleinen Streich gespielt und die Tauben einzeln ins Haus geschickt. Uebrigens, hast du eine Ahnung, wie schwer es ist, mit der linken Hand Briefe zu schreiben, damit man deine Schrift nicht erkennt?"

J. H. R

Kindermund

„Pappi, das Barometer ist gefallen."

„So — sehr mein Junge?"

„Na, nur ein Meter fünfzig — aber kaputt ist es doch!"

Nicht übertreiben

Sandy läßt seine Kinder photographieren. Damit sie ein freundliches Gesicht machen, schenkt er jedem von ihnen einen Pence. Die Kinder strahlen —

Nachdem der Photograph seine Arbeit beendet hat, schreit Sandy aufgeregt:

„Hepi aber wieder her mit dem Geld!"

*

Ein alter freundlicher Herr spaziert durch den Stadtpark und sieht auf einer Bank einen kleinen Jungen, der andächtig und ganz hingerissen in die Ferne blickt, wo sich der Abendhimmel langsam rötete. Gerührt von der Versunkenheit der kleinen Jungen setzte sich der alte Herr neben ihn und sagte: „Siehst du, mein Junge, das freut mich, daß du so viel Gefühl für die Schönheiten der Natur hast. Beobachtest du den Sonnenuntergang jeden Abend?"

„Was, Sonnenuntergang?" sagte der Junge, „da brennt unsere Schule ab!"

*

Klärchen soll die Brüche erlernen. Der Lehrer fragt: „Stell' dir mal vor, ich habe ein Stück Kuchen, das ich in fünf Stücke schneide. Dir gebe ich ein Stück davon. Wie nennt man das?"

„Knickerig", war die verblüffende Antwort.

*

„Mutter, gib mir doch ein Stück Zucker, das erste ist mir heruntergefallen."

„Wohin ist es denn gefallen, mein Kind?"

„In den Kaffee, Mutter."

*

„Fräulein, wenn ich meine Milchzähne verliere, dann kriege ich doch eine andere Sorte von Zähnen?"

„Ja gewiß, Hansel", erwidert Fräulein.

„Nennt man die denn Vierzähne oder Kaffeezähne oder wie denn?"

*

„Mutti, was ist denn das für eine Pflanze?" fragt Klein-Inge im Botanischen Garten.

„Eine Tabakspflanze", liest Mutti von dem danebenstehenden Schild ab.

„Aber da sind ja gar keine Früchte daran?"

„Was für Früchte denn, Liebling?"

„Na — Zigarren!"

*

Fritzchen sitzt in der Schule. „Sage mal, Fritzchen, wo liegt das Herz?" fragt der Lehrer.

Fritzchen hüllt sich in Schweigen.

„Fühlst du denn hier keine Schläge?" meint der Lehrer und deutet dabei auf seine Brust.

„Ach nein", gibt Fritz zur Antwort, „die fühle ich dann immer woanders."

Bis 2400.- RM fährt. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzsorte. Auskunft erteilt Max Benecke, **Hamburg 22/98**

Warmer Umschlagschuh 6 mm Gummisohle, ane gepaßt. 36-42 M 1.7 **Beispiel** auf dem ersten Schuheinlaufsbuch Deutschlands. 100 verschiedene Muswahl! Übermorgen können Sie für die ganze Familie wählen. Scheuen Sie Ersatzteile nach. Kostenlos Einsicht. **Speier** Überlanddienst Frankfurt a.M. 1

Damenbart Sichere Beseitigung! Haare durch die weltbekannte **Gelmatur.** Neuzeitl. erprobt. u. sehr bewährt. Reichspatentamt Ing., 466509 Gold.-Medaille. Groß.-Preis Brüssel 1932, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften üb. dauererfolge. (Ausbleiben des Nachwuchses). Kleinste RM 2.75, Kur RM 3.85, für größere Flächen RM 5.50 u. 6.50 Nachnahme. **Helmatu G. m. b. H., Köln 116**

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 40 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl Volksblatt G. m. b. H., Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl Volksbl Paderborn. Hannover 3504

Nähmaschinen von **Ritter** besonders gut, Ab **124.-** RM **Ritter** Paderborn (Dom gegenüber)

Graue Haare sind in 8 Tg. naturf. d. „O-B-V" Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. **O. Blocherer Augsburg 11/29**

Suche für meine Tochter, 17 Jahre, in größ., auch Geschäftshaushalt, **Stellung** zum 1. 1. od. spät. Auch Uebern. von Büroarbeiten, da Stenographie und Schreibm., Handelsschule besucht. **Joh. Richter, Bäumern Gents, Feldberg 23 a.**

Inserieren bringt Gewinn

Die weltberühmte **HOHNER** gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen **LINDBERG** Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands **MÜNCHEN** Hauptgarantie 15

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Bei quälendem Husten und zäher Verschleimung

Katarrhen von Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien, Bronchien, Asthma kommt es nicht nur auf Lösung u. Auswurf des Schleimes, sondern auch darauf an, das empfindliche Atmungsgewebe weniger reizbar und recht widerstandsfähig zu machen und so die Krankheitsursache zu treffen. Das beginnt der Arzt, wenn er das Spezialmittel „Silphocalin" verordnet, über das so viele gute Erfahrungen und Anerkennungen von Professoren, Aerzten, Patienten vorliegen, daß auch Sie „Silphocalin" voll Vertrauen anwenden können, wenn Sie in [illegible] sind. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „S[illegible]" und lassen Sie keine Nachahmungen. – Packung mit 90 Tabletten RM 2.24 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von A. + Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindl. Zusendung der interessanten illustrierten Aufklärungsschrift Nr 365 von Dr. phil. nat. Strauß, Werbeschriftsteller.

Warum Ohrenschmerzen? wenn es „Akustika" gibt! Antiseptisch, schmerzstillend. Ohrenbalsam. **Wohltat bei Wind, Zugluft, Krankheit.** In Apoth. Drog. für 30.-50 Pf.

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Brutmaschine [illegible] Brutmaschinenfabrik Paschenrieder, Pfaffenhofen (Ilm), Hauptstraße 42 und 54.

Komm zur Sonnenmann!

Ist immer noch besser als anbrennen. – Und die Flecken auf der Herdplatte? --nun dafür gibt's doch **Herdfeger** in altbewährter Qualität.

554

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen u. allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn; Verlagsleiter: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": III. Vj. 37: 26 780. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erste hungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.